

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

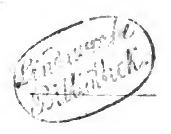
Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Neue Erzählungen.

Von

Otto Roquette.



Stuttgart.

Cotta'scher Verlag.

1862.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Tiße von Trixen.





Erstes Kapitel.

Das Vaterland lag unter dem schweren Drucke der Fremdherrschaft. Seit der Niederlage bei Jena war Preußens Selbständigkeit dahin, und die sechs folgenden Jahre ließen französischen Einfluß, französische Sitten und Sprache, französische Depravation immer tiefer und verderblicher durch alle Schichten der Gesellschaft dringen. In Berlin vorzüglich wimmelte es von französischen Abenteurern aller Art, nichtsnutzigem Gesindel, das sich einen neuen adligen Namen beilegte, sich in hohe und niedere Häuser drängte, um verbrecherische Zwecke zu verfolgen, und überall seine Rechnung fand. Eine Klage gegen diese gewandten Herren war immerhin bedenklich. Die Behörden, selbst von tausend Rücksichten gegen ihre Unterdrücker geplagt, wagten Nichts gegen sie zu thun, und die französische Gesandtschaft drückte selbst über das schreiendste Unrecht ein Auge zu, da sich diese in allen Winkeln umherkriechenden Gäste durch ein organisirtes Spionirsystem

bei ihr nützlich zu machen wußten. Die Aristokratie litt am wenigsten unter diesem Drucke. Französische Sprache und Sitten brauchte sie nicht anzunehmen, da sie schon die ihrigen gewesen waren, sie fand sich mit der Zeit ab, wie sie eben war, und sah fremdländische Einquartierung und den nachdrängenden Troß der Abenteurer als einen, wenn auch kostspieligen, doch immerhin willkommenen Zuwachs der Geselligkeit an. Denn gefälliges Wesen, Witz, anmuthige Umgangsformen brachten die Sieger demjenigen, der sich ihnen fügte, allerdings entgegen.

Das Haus des Kriegsraths Grafen Brunneck war ein Hauptsammelplatz französischer Elegants, über deren zweifelhaften Charakter man hinwegsah, da sie der herrschenden Nation angehörten. Er schien durchaus im Sinne der Regierung zu handeln, wenn er in dieser Weise lächelnd das fremde Joch küßte, zumal er sich zuweilen in einem schüchtern vertraulichen Momente, durch einen verstohlenen Seufzer, einen Blick, einen Händedruck, seinen Amtsgenossen als einen heimlichen Patrioten, und seinen Vorgesetzten als einen Mann anzudeuten wußte, auf den man unter allen Verhältnissen rechnen könne. Von französischer Seite war man vielleicht in gewisser Hinsicht auf der Hut mit ihm, jedenfalls aber suchte man ihn durch Schmeichelei, List und andre geheime Gewalten immer von Neuem zu

umgarnen und Nutzen von ihm zu ziehen. Viele Leute dagegen gab es, ihm sehr nahe stehende, welche ihm in keiner Weise trauten, sich mancherlei von seiner Vergangenheit in's Gedächtniß riefen, und die Ueberzeugung hegten, dem Grafen könne, auch aus andern als politischen Gründen, unmöglich in seiner Haut wohl zu Muthe sein.

Es war im Sommer achtzehnhundert und zwölf. Die französische Riesenarmee zog unter Anführung des Kaisers durch Rußland, um sich das Czarenreich und mit ihm den ganzen Osten Europa's zu unterwerfen. Die Bulletins von dorther lauteten glänzend, wie immer, insgeheim aber kamen allerlei Nachrichten, die von sehr zweifelhaften Siegen der kaiserlichen Adler flüsterten. Die Franzosen lachten hochmüthig und behaupteten, der bloße französische Name werde Rußlands Riesenbau über den Haufen werfen. Aber in bürgerlichen Kreisen erhellten sich allgemach die Augen, man sprach nicht mehr gedrückt von Politik, Gerüchte gingen umher, die alle Herzen lebhafter schlagen machten, und die Patrioten schlossen sich enger an einander. Der Graf Brunneck wußte vielleicht mehr als Alles, was man sich mit neuen Hoffnungen erzählte. Er machte den Versuch, gegen bekannte Freunde des Vaterlandes sich theilnehmend und mittheilsam zu zeigen, mußte aber bemerken, daß man sich von ihm zurückzog. Auch er zog sich wieder zurück, denn er wußte und sah sich von den Franzosen zu sehr

überwacht, und hätte sich ihnen um Alles nicht in zweideutigem Lichte zeigen mögen. Eine Zeit lang ging er nachdenklich umher, dann begann er sich unwohl zu fühlen, und beschloß, einige Wochen von der drückenden Last der Geschäfte auf dem Lande auszuruhen. Er reiste mit seiner Tochter nach seinem etwa vier Stunden von der Hauptstadt entfernten Gute Sophienthal. Nichts natürlicher als das. Es war Sommer, die Zeit der Villegiatur, und da eine größere Vergnügungsreise weder durch die Zeitumstände begünstigt, noch auch, wie jetzt, schon zur Sitte geworden war, konnte ihm Niemand verargen, wenn er sich für einige Wochen auf seine Güter zurückzog. Im Gegentheil man mußte ihn glücklich preisen, daß er einen Platz in der Einsamkeit hatte, wohin er sich aus dem aufreibenden politischen Wirrwarr zu retten vermochte. Doch reiste er nicht allein mit seiner Tochter. Ein junger Marquis de Lacroix, Attaché der französischen Gesandtschaft, begleitete ihn. Man sagte, dieser Marquis sei die Schildwache, die ihm seine sorgsamen Hüter, die Franzosen, mitgäben; Andre meinten, er sei der voraussichtliche Bräutigam der Gräfin Natalie; noch Andre behaupteten Beides, und fügten hinzu, daß es dem Grafen übel bekommen könnte, wenn seine Tochter so frei wäre, den Marquis zu verwerfen. Uebrigens schien das Letztere auch nicht zu befürchten. Der Marquis war der Sohn

oder Enkel eines Generalpächters aus alter Zeit, der das Schiff seines Reichthums durch die Stürme der Revolution sicher hindurchgesteuert hatte — so sagte man. Der Marquistitel sei dem jungen Manne in jener Zeit, wo selbst Königskronen auf den Bäumen wuchsen, so angeflogen; man untersuchte das nicht. Er war als Attaché der Gesandtschaft nach Berlin gekommen, um politische Carriere zu machen, und da man bei seinem Reichthum äußerlich nicht für ihn zu sorgen hatte, hieß man ihn willkommen, denn er zeigte sich als gewandt und durchaus politisch brauchbar. Jung, geistvoll, von einnehmender, glänzender Erscheinung, glatt wie ein Hofmann, und liebenswürdig wie — ein Franzose, spielte er bald eine Rolle in der vornehmen Welt. Im Hause des Grafen Brunneck hatte er schnell festen Fuß gefaßt, und schon war man gewohnt, die Gräfin Natalie in der Oper, oder wo sonst die feine Welt sich zeigte, an seinem Arm erscheinen zu sehen. Der Kriegsrath, wohl wissend, daß Herr von Lacroix ihm auch ungeladen bald nach Sophienthal folgen würde, machte ihm den Vorschlag, auf einige Wochen draußen sein Gast zu sein, ein Vorschlag, der mit Vergnügen angenommen wurde. Auch das war wieder sehr natürlich, nur daß Leute, die über Alles ihre Bemerkungen machten, auch darin etwas Politisches erkennen wollten. —

Der Graf Brunneck war von Hause aus nicht nur nicht reich, sondern stammte aus einer „finanziell etwas derangirten“ Familie, das heißt, er hatte gar kein eignes Vermögen. So war ihm Nichts übrig geblieben, als der Staatsdienst. Den nachherigen Wohlstand verdankte er seiner Frau. Diese hatte jedoch ihr Erbgut Sophienthal durch ihren letzten Willen Natalien, ihrer einzigen Tochter, vermacht.

Schloß Sophienthal lag in einem alten, schattigen Parke, in einladender Gegend, umgeben von Wald und Seen. Der Kriegsrath hatte das Gut seinem ältesten Sohne Karl (der jüngere war Officier) zur Bewirthschaftung übergeben. Karl, seit etwa einem Jahre verheirathet, empfing seine Familie mit Freude, und war gegen den Gast höflich, ohne ihm jedoch mit derjenigen Zuvorkommenheit zu begegnen, die der Vater dem jungen Marquis zollte. Schon am ersten Tage fiel dies dem Kriegsrath auf, und er erklärte seinem Sohne, daß er Herrn von Lacroix als einen gefeierten und geehrten Gast aufgenommen zu sehen wünsche.

Karl sah seinen Vater mit einem durchdringenden Blicke an. „Was die Höflichkeit gebietet,“ entgegnete er, „werde ich gegen diesen — Marquis“ (er legte einen Ton auf diesen Titel, der nicht wie Hochachtung klang) „nicht versäumen, im Uebrigen aber kennst Du meine Ansichten!“ Er wandte sich um und ging seinen Geschäften nach.

Der Kriegsrath sandte ihm einen beängstigten Blick nach. In der That, er kannte leider die Ansichten seines Sohnes! Er wußte, daß Karl nicht nur nicht französisch gesinnt war, sondern zu den glühendsten Patrioten gehörte, die nicht thatlos dem Ruin des Vaterlands zusehen wollten. Er wußte, daß Karl sich insgeheim einer Verbindung zugesellt hatte, die dahin zielte die Ketten abzuwerfen; er wußte sogar, daß sein Sohn nicht einmal besonders aristokratische Ansichten hegte. Denn er hatte es, unbekümmert um den Zorn des Vaters, durchgesetzt, die Tochter eines bürgerlichen Beamten zu heirathen, den man wegen seiner offen ausgesprochenen antifranzösischen Gesinnung abgesetzt hatte. Ferner wußte der Kriegsrath auch, daß der Schwiegervater seines Sohnes seit Kurzem in das Cabinet des Freiherrn von Stein, des wegen seiner Vaterlandsliebe entlassenen preußischen Ministers, nach Petersburg berufen worden war.

Dies Alles war nun keineswegs geeignet, ihn die heitere Stimmung, die er in der Stadt eingebüßt, auf dem Lande wiederfinden zu lassen. Aber gewohnt, sich zu beherrschen, und selbst in der bedenklichsten Lage noch unbefangen zu erscheinen, ließ er sich von all den Befürchtungen, die eine nach der andern in ihm aufstiegen, nichts merken, und schien in heiterer Stimmung die Landluft zu genießen.

Eines Nachmittags saß die Familie auf einem kühlen Platze des Parks beim Kaffee. Clara, die junge Gattin Karls, machte die Wirthin. Die Unterhaltung wurde größtentheils französisch geführt, aber Karl unterbrach dieselbe so oft als möglich durch deutsche Sätze, da er wußte, daß der Marquis der deutschen Sprache mächtig sei. Der Kriegsrath war es, der das Gespräch dann wieder in das fremde Idiom zurückleitete. Man sprach über französische und deutsche Literatur. Karl wollte nichts von der erstern wissen, und pries, trotz des flehend abwehrenden Mienenspiels seines Vaters, den neuen glänzenden Aufschwung der deutschen Dichtung. „Ein Dichterpaar wie Schiller und Goethe," sagte er, habe weder die französische, noch eine andere Nation aufzuweisen." Er hatte bei dieser Ansicht in seiner Gattin eine Verbündete, welche sogleich erklärte, daß ein Gedicht von Schiller ihr das Höchste erscheine, was überhaupt gedichtet werden könne. Natalie ging nicht so weit, aber sie bedeutete doch den Marquis, daß die Franzosen heutzutage kein Recht mehr hätten, so geringschätzig auf die deutsche Literatur herabzusehen, als etwa zur Zeit Friedrichs des Großen. „Ich habe," sagte sie, „große Freunde und Lieblinge unter den französischen, besonders unter den Romandichtern, muß mir aber ausbitten, Marquis, daß Sie mir gegen Goethe nicht ketzern! Wenn Sie ihn nicht lieben, so

liegt das darin, daß Sie ihn als Franzose vielleicht nicht verstehen."

„Großen Dank für das Compliment, das Sie mir und meiner Nation machen!" rief lachend mit einer Verbeugung Herr von Lacroix. — Natalie blickte wieder auf ihre kleine Handarbeit, während der Kriegsrath einen Schreck in allen Gliedern empfand. Diesen Ausspruch hatte er von seiner Tochter, die er bisher als gute Französin zu kennen glaubte, nicht erwartet. Er beruhigte sich indessen, als Herr von Lacroix folgendermaßen einlenkte: „Nun," sagte er, „Ihr Goethe muß wohl kein gewöhnlicher Dichter sein, da sogar der große Kaiser ihn eines Gesprächs gewürdigt hat. Aber sagen Sie selbst, Gräfin, wie kann ein Repräsentant der gebildetsten Nation sich in Ihre barbarische Sprache hineindenken? Was muß ein an Wohllaut gewöhntes französisches Ohr bei Anhörung deutscher Namen empfinden? Z. B., um bei Goethe stehen zu bleiben, der Name Götz von Berlichingen! Ist er doch kaum auszusprechen! Wer kann da noch an Genuß denken, wenn er gleich bei dem Titel das Geräusch des Kratzens, Hackens, Quiekens und Stampfens zu vernehmen meint? Götz von Berlichingen —!" wiederholte er mehrmals hintereinander, indem er den Namen in spöttischer Weise mißhandelte. Der Graf lachte dabei sehr gefällig und lustig, während Karl die Achseln zuckte, und Natalie gleichgültig über ihre Arbeit gebückt saß.

„Was würde der Marquis da zu dem Namen unsers Nachbars sagen!" rief noch lachend der Kriegsrath. „Wie gefällt Ihnen der Name Titze von Crixen?"

Der Marquis brach in ein schallendes Gelächter aus. „Das ist deutsch," rief er, „das ist echt deutsch! Götz von Berlichingen! Titze von Crixen!"

„Wissen Sie auch," begann Clara, während Herr von Lacroix noch immer lachte, „daß der alte Crixen vor einigen Tagen gestorben ist?"

„Weiß wohl!" entgegnete der Kriegsrath, ohne sein behagliches Lachen zu unterbrechen. „Und wenn Sie nun gar den alten Baron von Crixen persönlich gekannt hätten, Marquis! Das tollste Original von einem bäurischen Landritter! Seine Familie, in welcher merkwürdigerweise Frauen eine Seltenheit waren, hatte das mittelalterliche Faustrecht bis auf die Gegenwart fortgeführt. Vollkommen verarmt, lebte dieser Raufbold in seinem baufälligen Stammhause da im Walde wie ein gesetzloser Raubritter fort, und — weiß der Himmel, es war ihm nicht beizukommen. Uebrigens war er ein gefährlicher Mensch!" fügte der Graf in ernsterm Tone hinzu. „Seine Nachbarschaft — nun er ist todt, wir können damit zufrieden sein."

„Titze von Crixen!" bemühte der Marquis sich nochmals zu wiederholen. „Titze — ist das ein Taufname?"

„Eine Abkürzung oder Verschmelzung des Namens Dietrich,“ entgegnete Karl, „wie Götz von Gottfried, Fritz von Friedrich. Unsre Namen klingen rauh, aber sie haben eine Abstammung und Bedeutung, die tief im Gemüth und Volkscharakter wurzelt. Andere Nationen können sich dessen nicht in gleichem Maße rühmen.“

Herr von Lacroix schenkte diesen Worten keine Aufmerksamkeit. Es fing ihn an zu befremden, daß Natalie sich seit einigen Tagen auffallend kalt gegen ihn zeige. Er beugte sich zu ihr hinüber und fragte: „Haben Sie dies Ungeheuer, Titze von Crixen genannt, persönlich gekannt, schöne Gräfin?“

„Ich erinnere mich nur einmal ihn gesehen zu haben, und zwar in früher Kindheit,“ antwortete sie. „Als meine Mutter noch lebte, fuhr sie einmal mit mir zu einem Besuche in die Nachbarschaft. Einige Reiter begegneten uns, und Mama rief sehr erschrocken: Das ist Crixen! Um Gotteswillen, Ludwig, mach', daß wir vorüberkommen! Der Kutscher trieb die Pferde an, und sie zog mich an sich, als fürchte sie, ich könnte ihr geraubt werden. Aber zu unserer Ueberraschung grüßte der gefürchtete Crixen sehr artig in den Wagen hinein, und wir kamen ungefährdet vorüber.“

Der Graf verrieth bei dieser Erzählung seiner Tochter eine kleine Spur von Unruhe, welche aber nur sein Sohn bemerkte.

„Ich erinnere mich auch," fuhr Natalie fort, „daß neben dem alten Crixen ein Knabe herritt, ungefähr von meinem Alter. Ich erfuhr, daß das der junge Titze von Crixen sei, der Sohn des alten. Mich interessirte der kleine Reiter, und noch weiß ich, daß ich mehrere Tage lang vom kleinen Titze von Crixen sprach, bis es mir verboten wurde."

„Also dies Geschlecht deutscher Faustritter ist mit dem Alten nicht ausgestorben!" lachte Herr von Lacroix. „Kennen Sie den Jüngling Titze?"

„Nein!" lachte Natalie jetzt mit, „den Jüngling Titze kenne ich nicht, ich habe den Träger dieses Namens überhaupt nur einmal gesehen. Uebrigens werden schreckliche Dinge von ihm erzählt!"

„O bitte, erzählen Sie!" rief der Gesandtschaftsattaché, der, da er aus nobler Passion auch schriftstellerte, schon einen witzigen Aufsatz über preußischen Landadel für ein französisches Journal im Sinne hatte. „Erzählen Sie! Es giebt noch wundervolle Originale in Deutschland, wie mir scheint, man kann hier ein Stück Mittelalter in der Nähe sehen!"

Es konnte nicht fehlen, daß sich die Gesellschaft durch diese höhnischen Worte verletzt fühlte, wenn sie sie gleich als zum Theil wahr anerkennen mußte. Man schwieg, nur der Kriegsrath sagte halb lächelnd, halb mit einem Seufzer: „Leider, leider! Nun, wir haben

ja mächtige Freunde, die auch uns der Civilisation näher bringen werden."

Eine hohe Röthe des Unwillens und der Scham über diese unwürdige Schmeichelei seines Vaters bedeckte Karls Gesicht. Er stand auf und verließ den Tisch. Clara zuckte leise zusammen, und blickte auf Natalien, die, scheinbar gleichgültig, die seidnen Fäden ihrer Stickerei zog. Der Marquis wiegte sich behaglich nachlässig in seinem Gartensessel, und spielte mit der Lorgnette. Er schien völlig ahnungslos über die Bewegung, die plötzlich durch den Kreis gegangen war, sah den Grafen erwartungsvoll an, und sagte: „Nun? Sie wollten mir vom alten Titze von Crixen erzählen!"

„Da Sie den Götz von Berlichingen gelesen haben, lieber Marquis" — begann der Kriegsrath, „so können Sie sich ein ungefähres Bild vom alten Crixen machen. Nur müssen Crixens Thaten um so auffallender und ungeheuerlicher erscheinen, da sie in unserer gesetzlich und staatlich geordneten Zeit vorkommen durften."

Der Marquis lächelte verächtlich zu diesen Worten und nahm ein Knäulchen von Nataliens Seide in die Hand, um damit zu spielen.

„Crixen lebte," fuhr der Graf fort, „in seinem Stammhause gleiches Namens, wie ein mittelalterlicher Ritter auf seiner Burg. Dieser Stammsitz liegt abgelegen im Walde, fern von allen belebteren Verkehrs-

straßen. Die Familie war einst begütert gewesen, aber schon der alte Crixen hatte seine Besitzung in herabgesunkenem Zustande überkommen. Sie fand in ihm nicht den Mann, diesen Zustand zu verbessern. Um Landwirthschaft bekümmerte er sich wenig, die Jagd war seine Arbeit und sein Vergnügen. Roh, unwissend, von unzähmbarer Wildheit, ohne Achtung vor bürgerlicher Ordnung, gewaltthätig, trat er alle Formen der guten Gesellschaft mit Füßen. Ehrlich, offen und arglos war er, glaub' ich, aber seine rauhe Begegnung, seine rücksichtslosen, wilden Scherze, die Tollheit seines Redens und Treibens, bewirkte, daß alle Familien der Nachbarschaft ihn fürchteten und flohen. Dennoch fand er zu seinen Jagden und Gelagen immer Genossen, und das Leben in Crixen bei dergleichen Anlässen ist durch seine Zügellosigkeit in der Gegend sprüchwörtlich geworden. In dem Maße, als sich die Gesellschaft von dem Gefürchteten zurückzog, näherte er sich nun den Bauern, der Landbevölkerung, und wußte sich unter ihnen Freunde zu machen. In Dorfschenken saß er mit ihnen zusammen, trinkend und rauchend, und galt für das Orakel der Gegend. Rastlos und ungestüm, wie er war, mußte er immer Etwas zu thun haben, und so verschaffte er sich eine tyrannische Autorität in allerlei schiedsrichterlichen Fragen. Lagen ein paar Bauern mit einander in Streit, so ließ er sie in der Schenke oder in seinem

Hause vor sich erscheinen, ließ sich ihre Sache vortragen, und entschied ohne Umstände über Recht und Unrecht. Seine Popularität war so groß, daß die Parteien in den meisten Fällen sich mit seinem Urtheil zufrieden zeigten. Wehe aber dem, der, nachdem Titze die Sache entschieden, noch in die Stadt zu einem Advokaten ging und einen Proceß anfing! Er galt als ein Feind des Dictators und nirgends vor seinen Gewaltthaten sicher. Leute aber, denen irgend ein Unrecht geschehen war, kamen mit ihrer Klage bei Crixen immer an den rechten Mann. Sofort rückte er aus. Zu Pferde, von einigen Knechten begleitet, zog er vor das Haus des Beleidigers, prügelte oder mißhandelte ihn ohne viel Umstände, zwang ihn, sein Unrecht gut zu machen, und ritt getrost wieder von dannen. Fand er den Uebelthäter nicht zu Hause, oder konnte er ihm persönlich nicht beikommen, so lauerte er mit seinen Mannen an den Wegen, nahm ihm Pferde, Kühe, ganze Heerden Vieh, Fuhren mit Getreide und Kartoffeln weg, und gab seinen Raub nicht eher heraus, bis der Kläger vollständige Genugthuung erhalten hatte. Anhang und Verbündete fand er genug, so daß ihm seine Gewaltthätigkeiten immer gelingen konnten. Eine Klage gegen ihn selbst wäre aber etwas Unerhörtes gewesen. So kam es, daß die Gerichte keine Veranlassung fanden, gegen ihn einzuschreiten. Uebrigens ging er bei diesen Gewaltstreichen mit völliger Naivetät

zu Werke. Er fühlte in sich den Charakter und die Autorität, er sah, daß man ihm immer gehorchte, und so sah er seine Tyrannei als ein gutes Recht an. Auch verlautet nicht, daß er jemals das Faustrecht zu eigenen gewinnsüchtigen Zwecken benutzt habe. Der Augenschein spricht dagegen, denn seine Besitzungen verfielen zusehends, er mußte alljährlich ein Stück seines Grundes veräußern. Daß er, wie es heißt, Unbemittelte auch mit Geld unterstützt habe, ist aber kaum glaublich, denn im Hause Crixen soll es meist knapp genug hergegangen sein, zumal in der letzten Zeit. Es ist natürlich, daß die Bereitwilligkeit des Ritters auch oft mißbraucht wurde. So kam denn allerlei Gesindel in sein Haus, und da er derlei Volk oft zu heimlichen Anschlägen bedurfte, wenn Gewalt nicht anwendbar war, so wurde das Haus des Geschlechtes Derer von Crixen der Sammelplatz von fahrendem und gefährlichem Gelichter aller Art. Es war zeitweise förmlich eine Vagabundenherberge, bis sich gelegentlich einmal einer seiner Gäste gegen ihn verging, ihm z. B. etwas stahl. Dann prügelte er seine Gäste hinaus, und machte für kurze Zeit reinen Tisch. Aber die Verbindung mit diesen Leuten brachte ihn doch nicht selten in drohende Gefahr. So erinnere ich mich eines furchtbaren Brandes auf einem nicht entfernten Gute. Eben gefüllte Scheunen, Ställe, das Wohnhaus selbst, brannten nieder, Menschenleben

wurden eingebüßt, es war ein trostloses Unglück. Man wollte zweideutige Verbündete des wilden Crixen dabei gesehen haben. Es wurde gesagt, der unglückliche Gutsherr habe sich an irgend einem seiner Leute allerdings schwer vergangen, und dieser habe ihm mit Rache gedroht. Kurz darauf geschah das Unglück. Man wollte darin die beabsichtigte Rache sehen, und Crixens Namen ward genannt. Er mußte sich bei der Untersuchung vor Gericht stellen — ich glaube das einzigemal in seinem Leben — doch war Nichts gegen ihn herauszustellen, und er wurde freigesprochen. Indessen schien es, als sey der Tyrann der Gegend von der Zeit an vorsichtiger. Man könnte tagelang von seinen Thaten erzählen, doch genug davon. Er ist todt, aber sein Sohn lebt, der junge Titze von Crixen, und wenn er sonst die Energie des Alten hat, so wird er das Treiben wohl fortzusetzen versuchen. Dieser junge Mensch hat nun sein Leben lang nichts Anderes von der Welt gesehn, als die tolle Wirthschaft im Hause des Alten. Kurze Zeit hatte ihn der Vater in eine Pension und Schule der benachbarten kleinen Stadt geschickt. Bald aber zerschlugen sich die Studien, denn das junge Ungeheuer gab eines Tages dem Rektor ein paar Ohrfeigen. Natürlich mußte er fort. Der Alte empfing ihn lachend zu Hause, denn er hatte bereits herausbekommen, daß sein Sohn im Rechte gewesen sei. Und da der Junge

anstellig genug gewesen war, in kurzer Zeit lesen und schreiben, und allerlei Dinge zu lernen, die dem Alten als enorme Gelehrsamkeit erschienen, so hielt er dafür, daß es des Studirens genug sei, und behielt ihn bei sich. Roh, zügellos, völlig verwahrlost ist er da herangewachsen, und hat sich zum Stolz des Alten schon auf eigene Hand einen Namen in der Gegend gemacht. Ein wachsames Auge wollen wir auf den Burschen aber doch haben, denn ich denke, es war genug an einem Titze von Crixen!"

Der Marquis hörte dieser langen Erzählung schon lange nicht mehr zu. Anfangs hatte er hier und da ein paar witzige Bemerkungen dazwischen geworfen, bald aber gingen seine Gedanken andere Wege. Nataliens Gleichgültigkeit gegen ihn gab ihm zu denken, und er erkannte, daß er vorsichtiger und doch entschieden zu Werke gehen müsse. Er beobachtete sie lange, bewunderte die schöne Ruhe und Regelmäßigkeit ihrer Züge, wiewohl ihm die ausschließliche Hingebung an die kleine Spielerei ihrer Arbeit ärgerlich war. Sie sah während der ganzen Erzählung den Grafen nicht einmal auf. Solltest Du mir entschlüpfen wollen, räthselhafte Schönheit? dachte er. Gieb Dir keine große Mühe, es gelingt Dir nicht! Du giebst mir mehr zu thun als Andere, es ist wahr, aber je schwieriger das Ziel, desto verführerischer! Dieser reine Schwung der dunkeln Augen-

brauen! Der stolze Mund! Der reizende Hals auf dem wundervollen Nacken! Heuchlerin! Ich werde dies Herz feuriger schlagen machen! — So füllte der Marquis sich die Minuten aus, und es schien ihm nothwendig, wo möglich noch heute eine Stunde mit Natalien allein zu sein, um sich wenigstens über ihre Stimmung aufzuklären. Plötzlich merkte er, daß der Kriegsrath zu erzählen aufgehört hatte.

„Köstlich, köstlich!“ rief er. „Aber ehe es zu spät wird,“ fuhr er, die Uhr ziehend, fort, „Sie hatten mir heut einen Spazierritt versprochen, Gräfin! Wir müssen aufbrechen.“

Natalie hob das Haupt in die Höhe, nickte mit einer Art von Herablassung, und sagte stolz lächelnd: „Es soll Ihnen die Gnade zu Theil werden, mich auf meinem Spazierritt begleiten zu dürfen, Marquis! Die Stunde desselben wird aber von mir abhängen, denk' ich?“

„Wie Sie mich mißdeuten, schöne Gräfin!“ rief der Marquis mit seiner graziösesten Bewegung, indem er Miene machte, Nataliens Hand zu ergreifen. Sie gab sie ihm nicht, sondern wehrte ihn damit lächelnd, aber entschieden ab. Ihre Arbeit zusammenfaltend sagte sie: „Ich werde Toilette zum Reiten machen, und Sie rufen lassen, wenn es Zeit ist!“ Leicht und ruhig verneigte sie sich, nahm den Arm ihrer Schwägerin, und ließ die Herren allein.

Zweites Kapitel.

Eine Stunde darauf ritten Natalie und der Marquis den hügeligen Waldweg entlang. Die junge Gräfin saß vortrefflich zu Pferde, und die kühne Sicherheit, mit der sie ihr edles Thier lenkte, flößte ihrem Begleiter nur noch größere Bewunderung ein. Daß der Gesandtschaftsattaché eine eingehende Unterhaltung mit ihr wünschte, wußte sie recht gut, aber sie hatte beschlossen, ihm scheinbar die Gelegenheit dazu zu gewähren, ohne ihn doch zum Ziele gelangen zu lassen.

Natalie war ein Kind der sogenannten großen Welt. Aufgewachsen im inhaltlosen Treiben der Gesellschaft, bewundert, verwöhnt, zur eiteln Selbstüberhebung erzogen, kümmerte sie sich wenig um die Schwere, die auf dem bürgerlichen deutschen Leben lastete. Die Schmach der Fremdherrschaft hatte sie nie fühlen gelernt, denn so weit ihre Erinnerungen reichten, herrschte das Franzosenthum, dem sie ihre Bildung, ihren Verkehr, alle ihre geselligen Genüsse verdankte. Sagte ihr gleich ihr gesundes Gefühl, daß der deutsche Geist durch seine neuste Literatur eine siegreiche Macht geworden, so flößte dies ihr noch keineswegs patriotische Empfindungen ein. Sie nahm es als schöne bunte Spiele der Phantasie, die eben wie bunte Schmetterlinge an ihrem eben so bunten

Gesellschaftsleben vorüberflatterten. Ob Krieg, ob Frieden, ob französisch oder deutsch, kümmerte sie wenig, und so ließ sie sich, wie tausend andere Frauen, von den Verhältnissen tragen, ohne einen tiefern Blick in die Welt oder in sich selbst zu werfen. — Der Marquis von Lacroix war ihr unter solchen Umständen ein willkommener Gesellschafter, ja, er war ihr mehr als das. Sie hielt ihn für das vollkommene Muster einer noblen Erscheinung, und wohl nicht ganz mit Unrecht. Seine Liebenswürdigkeit fesselte sie, und aus seinen manchmal zärtlichern Redewendungen klang ihr ein Ton heraus, der ihr zum Herzen sprach. Trotzdem aber stand sie mit ihm auf einer Art von Kriegsfuße. Sie forderten einander heraus, maßen ihren Geist, ihre Spöttereien an einander, erzürnten sich wohl einmal, und doch verstand sich die Versöhnung immer von selbst. Alles in Allem, wenn der Marquis noch vor acht Tagen um ihre Hand angehalten hätte, sie würde sie ihm nicht versagt haben. — Aber in diesen acht Tagen in Sophienthal war Nataliens leichtes Traumleben mannigfach gestört worden. Sie liebte ihren Bruder Karl, und seine von den ihrigen so verschiedenen Ansichten begannen sie nachdenklich zu machen. Sie hatte seine Verheirathung bisher mit Unwillen, und seine Gattin mit Abneigung betrachtet, und doch bewirkte Clara's liebevolles Entgegenkommen, daß Natalie schon nach einigen

Tagen schwesterlicher für sie zu fühlen begann. Die abweichenden gemeinsamen Grundsätze der jungen Gatten traten im Gespräch mannigfach hervor, und warfen fremde, überraschende Schlaglichter auf ihre bisherige Lebensweise. Auch gewisse üble Eigenschaften des Marquis schienen ihr jetzt erst deutlicher hervorzutreten; seine Eitelkeit, sein französischer Hochmuth, das Sicherheitsgefühl, mit dem er sie zu beherrschen glaubte. Natalie wurde stutzig, begann zu beobachten, und beschloß, auf ihrer Hut zu sein. —

Voll kecken Uebermuthes sprengte sie auf dem sandigen Wege in den Wald hinein, um durch den schnellen Ritt die Unterhaltung unmöglich zu machen. Dann wieder hemmte sie ihren Lauf, um, sowie der Marquis Miene machte, ein Gespräch anzuknüpfen, lachend ihr Pferd in Trab zu bringen. So kam es bei fast halbstündigem Ritt nur zu sporadischem Austausch von gleichgültig oder übermüthig hingeworfenen Worten. Er hatte ihr den Kunstgriff bald abgemerkt, gab für jetzt jede zärtlichere Erklärung auf, und forderte durch boshafte Bemerkungen über die Gegend, über Land und Leute, ihre trotzigsten Entgegnungen heraus. Sie lachte, sie verhöhnte ihn, ihr Gesicht glühte in Schönheit und stolzem Selbstgefühl.

„Und es ist dennoch eine elende Gegend!“ sagte Herr von Lacroix im Gespräch. „Wär's nicht um des

Ruhmes willen, den Erdkreis zu beherrschen, die große Nation könnte den Besitz dieses Landes, dieser Steppe und Wüste ruhig aufgeben!"

„Sie haben sie noch nicht, großer Marquis!" rief Natalie. „Kein Sandkorn dieser Steppe und Wüste ist Ihr Eigenthum, keine dürre Tannenfrucht dieses Waldes, kein Tropfen jenes Sees!" — Und indem sie ihr Pferd in wilden Galopp ausgreifen ließ, schwang sie die Reitgerte empor, und sprengte mit dem Ausruf: „Vive la patrie!" den Hügel hinan. Der Marquis folgte ihr, indem er in ihren Ruf einfiel mit den Worten: „La France et la gloire!"

Aber auf dem Hügel neben ihr angelangt, bot sich ihm ein gar sonderbares Bild dar. Auch sie hatte Halt gemacht, und beide blickten mit Verwunderung auf einen Zug, der von der andern Seite den Hügel herauf kam. Der Weg war schmal, sie mußten warten, bis der Zug vorüber, und sie thaten es fast unwillkürlich, gefesselt von der ungewöhnlichen Erscheinung.

Dem Zuge voran ritt ein phantastisch aufgeputzter Bannerträger mit einer zerfetzten, vielleicht auch von Motten zerfressenen alten Fahne. Ihm folgte eine Schaar von Musikanten, von jener Art herumziehender Fiedler, die aber auf dem sandigen, hügelansteigenden Wege jetzt ihre Instrumente ruhen ließen. Dann kam ein schwarzbehängter Leichenwagen mit Eichenlaubgewinden

geschmückt. Obenauf lag ein Hirschfänger, ein alter Wappenschild und noch einige Stücke aus einer staubigen Rüst- und Rumpelkammer. Dem Leichenwagen wurde von zwei Knechten ein lediges Pferd nachgeführt, bedeckt mit einem großen schwarzen Tuche. Die Führer aber hatten rostige alte Brustharnische umgeschnallt, und trugen Eisenblechkappen aus dem vierzehnten Jahrhundert. Dann kamen zwei Reiter, der eine jung und mit schmerzlich verdüsterten Zügen. Aber diese Züge trugen den Ausdruck einer unbändigen Energie, scharf, fein, edel gezeichnet. Das Gesicht leicht gebräunt, um das Kinn der erste Anflug eines blonden Bartes. Der Jüngling war nicht minder ungewöhnlich gekleidet als seine Gefährten. Zwar hatte er sich mit keinem Eisen aus der Rüstkammer beladen, aber er trug doch einen dreieckigen Hut mit schwarzen Federn, grünen Jagdrock, lederne Hosen, und hohe, bis über die Knie reichende Stiefeln. Ein langer schwarzer Mantel hing ihm von den Schultern herab. Neben ihm ritt ein alter bärtiger und buschiger Gesell, im Brustharnisch und in der Eisenkappe. Aus seinem verwilderten Gesicht sprach eben so viel Rohheit als Verschmitztheit. Mit einem Blicke wilden Frohlockens stieß er den Jüngling heftig an, da er an Natalien und ihrem Begleiter vorüberkam, und flüsterte ihm etwas zu. Der aus seinem Hinbrüten Geweckte fuhr wie elektrisirt auf, und schoß nach der schönen Reiterin

einen Blick wie dunkelblaue Feuerflammen hinüber, so daß sich die Amazone von einem leisen Schauer überrieselt fühlte. Rasch, aber erröthend, und wie es schien selbst verwirrt, schlug er die Augen wieder zu Boden. Sein buschiger Begleiter jedoch bemerkte das spöttische Lächeln, das um des Marquis Lippen spielte. Ein Schwur der Rache war in seinen Mienen zu lesen, und mit herausfordernder Bewegung stemmte er die geballte Faust in die Seite. — Der Zug bewegte sich weiter. Es folgten noch zwei Fahnenträger, dann junge Bauernburschen, die sich mit den halbzerbrochenen Rüststücken des Waffensaales stolz aufgeputzt hatten. Hier ein schwerer Helm, ein verschossener bunter Rock, Schärpen und Eisenhandschuh, farbige Decken, die man als Fahnen, und Hirschgeweihe, die man auf Stangen trug. Eine große Schaar von Landleuten, Weibern und Kindern, folgte dem Zuge.

Hätte man denselben in den eleganten Straßen der Stadt oder auf einer Bühne erblickt, so würde er höchst lächerlich erschienen sein. Hier aber im Freien, in der Umgebung des dunkeln Kiefernwaldes, nahm sich das Alles ganz anders aus. Waren die Farben auch verschossen, die Rüstungen schadhaft, unvollständig und ohne Kenntniß zusammengestellt, so verfehlte der Trauerzug, wie er sich in gemessenem Schritt den Hügel hinauf und wieder abwärts bewegte, doch nicht einer

malerischen Wirkung. Natalie empfand diesen Eindruck und sprach ihn ungeheuchelt aus.

„Ist es glaublich!“ rief lachend der Marquis, indem er dem Gefolge nachblickte. „Wahrhaftig, das veritable Mittelalter, nur fadenscheinig und zum völligen Plunder geworden! Ist das hier die gewöhnliche Form der Leichenbegängnisse auf dem Lande, gnädigste Comtesse?“

Natalie erblickte unter der Schaar einen Diener aus Sophienthal, und winkte ihn zu sich. „Der alte Titze von Crixen wird begraben,“ entgegnete er auf ihre Frage. „Er hat das Alles vor seinem Tode so angeordnet bis auf's Kleinste. Sie führen die Leiche nach Niederberg in die Familiengruft der Crixen. Was das für ein Klagen und Jammern unter den Leuten ist! Sonst machte man die Kinder fürchten, wenn es hieß: der Titze von Crixen kommt! und nun er todt ist, klagen Alle, sie hätten ihren Beschützer verloren. Die Franzosen hätten nur bis in die Gegend kommen sollen, sagen sie, der Titze mit seinem Sohn hätte sie allein zu Paaren getrieben!“

Der Marquis lachte laut auf. „Und nun ist er todt!“ rief er, und die Franzosen sind nicht mehr zu Paaren zu treiben! Bei den Siegen des großen Kaisers! schöne Comtesse, es ist Naivetät in Ihren Landsleuten! Wenn es Ihnen recht ist, so reiten wir dem Zuge nach, und sehen uns die Leichenfeier mit an.“

— Natalie nickte, und lenkte ihr Pferd dem Zuge nach. Herr von Lacroix aber, der jetzt wieder an seine beabsichtigte Schilderung des preußischen Landadels dachte, ritt mit höhnischer Freude neben ihr her, und jubelte innerlich dem Eindruck entgegen, den sein Feuilleton in Paris machen werde.

Es war nicht gar weit bis nach dem Dorfe Niederberg. Man bog um eine Waldesecke und erblickte den See und den Kirchthurm vor sich. Am Thore des Kirchhofes harrte bereits eine Schaar von Landleuten aus der Nachbarschaft dem Zuge entgegen. Natalie und der Marquis sahen sich, bei der rings herbeiströmenden Menge, plötzlich mitten im Gefolge. Jetzt ertönten Böllerschüsse rasch hintereinander, und die Musik fiel mit unvorbereitetem Fortissimo ein. Da bäumte sich Nataliens Pferd erschreckt empor, die Menge sprang zur Seite, und das scheu gewordene Thier floh mit der Reiterin in wildem Laufe bahnlos in den Wald zurück. Auch das Pferd des Marquis war unruhig geworden, und während er es zu bändigen suchte, war seine Begleiterin seinen Augen bereits entschwunden. —

Natalie hatte die Macht über ihr Roß verloren, und mußte sich von ihm widerstandslos dahinreißen lassen. Mitten durch den Wald ging der gefährliche Ritt, ihr langes Gewand wurde zerrissen, ihr Hut von Zweigen zu Boden geschleudert, ihr Haar ging auf,

und flatterte um die Schultern. Immer noch dröhnten Schüsse in der Ferne, und mit schnaubenden Nüstern setzte das angstgescheuchte Thier über Hecken und Gräben, durch Dornen und Dickicht. Jeden Augenblick sah sie ihrem Sturze entgegen. Sie fühlte einen heftigen Schmerz am Arme, und sah unter dem Aermel hervor Blut über ihre Hand rinnen. Es war ihr, als jagte sie an einem finster aussehenden alten Hause mit Thürmen vorüber. Sie hörte einen Schrei, und sah, wie ein altes Weib mit einem Reisigbündel bei Seite sprang. Zugleich aber, von dem Schrei auf's Neue erschreckt, bäumte sich das Pferd noch einmal hoch empor. Natalie stürzte, und fühlte, wie ihr die Sinne vergingen. —

Als sie die Augen aufschlug, sah sie sich in einem fremden Zimmer. Sie lag auf einem Bette, dessen Vorhänge von geblümtem Kattun zurückgezogen waren. Der Raum war von kleinen erblindeten Fenstern matt erhellt, und zeigte an den Wänden schweres, altväterisches Mobiliar von gebräuntem Eichenholz. Ueber sie gebeugt stand eine alte Frau, auf dem Stuhl zu ihren Füßen aber, die Augen starr in ihr Antlitz gerichtet, saß derselbe Jüngling, den sie hinter dem Leichenwagen hatte reiten sehen. Es war der junge Titze von Crixen. Ueber seine Schulter guckte neugierig das buschige Gesicht seines Begleiters.

„Gott sei Dank, sie schlägt die Augen auf!" rief

die Alte. „Drei Stunden war sie wie todt, aber sie lebt noch! Bleiben Sie liegen, gnädige Gräfin! den Arm hab' ich verbunden und ein heilsames Kraut auf die Wunde gelegt."

Natalie bemerkte erst jetzt, daß sie einen Verband am Arme trug. Sie fühlte sich matt, wie an allen Gliedern gelähmt, es kostete ihr Mühe, sich aufzurichten. „Wo bin ich? Wie komme ich hierher?" fragte sie, erschreckt durch die fremde Umgebung.

„Beim jungen Herrn Titze von Crixen sind Sie," entgegnete die Alte, „und liegen auf dem Bett seiner seligen Frau Mutter. Sie sind in guten Händen, gnädige Gräfin! Heiliger Gott, was das für ein Reiten war! Als der Herr Titze vom Begräbniß zurückkam, fand er Sie mitten im Wege für todt liegen. Er hob Sie auf den Arm, und trug Sie in sein Haus. Ich bin Schaffnerin hier im Hause, und wie er Sie brachte, da erkannte ich gleich die Dame wieder, die ich vorher so wild hatte vorüber jagen sehen."

Der junge Titze hatte sich erhoben, sobald Natalie aus ihrer Ohnmacht erwacht war. In seinem Gesichte wechselte in raschen Uebergängen ein verschiedenartiger Ausdruck. Bald heftete er seine Augen auf die schöne Ermattete, als wollte er sie verschlingen, bald schlug er sie zu Boden, und eine dunkle Röthe der Verwirrung bedeckte seine Züge bis zur Stirn hinauf.

Natalie fühlte sich durch sein Schweigen, die durchdringende Gluth seiner Augen, durch die ganze Situation, in der sie sich befand, sehr beunruhigt. Allein, ermattet, verwundet in einem fremden Hause, dessen Besitzer in dem Rufe der unbändigsten Gewaltthätigkeit stand, überkam sie von Minute zu Minute, und jemehr sich ihr erwachendes Bewußtseyn klärte, eine beängstigte Empfindung über ihre Situation. Sie war eine starke und muthige Natur, aber körperliche Erschöpfung machte sie in dieser Stunde schwächer und furchtsamer als sonst. Die Gegenwart der alten Frau, obgleich diese weder sauber, noch sonst anmuthig oder Vertrauen erweckend aussah, beruhigte sie einigermaßen.

„Ich danke Ihnen, Herr von Crixen, für Ihre freundliche Hülfe!" sagte sie, sich ermannend. „Haben Sie die Güte, nach Sophienthal zu schicken, und mir meinen Wagen holen zu lassen."

„Ist schon geschehen," entgegnete die Alte. „Gleich als Sie kamen, habe ich einen Boten abgefertigt."

Der junge Crixen, der bisher noch kein Wort gesprochen hatte, fuhr plötzlich empor, wie ein junger Löwe, der aus dem Versteck auf seine Beute springt. „Sie hat sich unterstanden ohne meinen Befehl —?" rief er mit dem Ausdruck wilden Zornes. — Die Alte schrak zusammen, und wich zurück. „Nun ich dachte —" stotterte sie — „die Gräfin kann doch nicht hier —"

„Hinaus! schrie er ihr entgegen. „Von heut an bin ich Herr im Hause, und weh Ihr, wenn Sie sich untersteht, ohne meinen Willen zu handeln!“

Die Alte verließ das Zimmer, und Natalie, von dieser Scene nur noch mehr erschreckt, erhob sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte. Da wurde der Hufschlag eines Pferdes hörbar. Der Diener sah durch's Fenster, und rief: „Der französische Affe!“ Titze warf den Kopf zurück, und ein Lächeln der Verachtung trat auf seine Lippen. „Wolf!“ sagte er, „hast du Lust, ihn gleich die Treppe hinunterzuwerfen?“ Wolf nickte, und machte eine Bewegung nach der Thür, als könne er kaum erwarten, das von seinem Herrn Angeregte auszuführen. „Zurück!“ rief ihm Titze zu, da er sich anders besonnen zu haben schien. Wolf wich mürrisch zurück, wie ein gehorsamer, aber knurrender Pudel. Da wurde die Thür rasch geöffnet, und der Marquis eilte herein. „Comtesse!“ rief er, „theuerste Comtesse, wo muß ich Sie suchen! Himmel, Sie sind verwundet!“ — Er wollte auf sie zuschreiten, Titze aber trat ihm entgegen, und schob ihn mit der flachen Hand zurück. Der Marquis stutzte, und es fiel ihm erst ein, daß er sich dem wilden Crixen gegenüber befand. Allein viel zu hochmüthig und selbstbewußt, um von einem an Kräften auch weit Ueberlegenen so leicht zurückgeschreckt zu werden, mußte er in Titze's Begegnung eine

empörende Beleidigung sehen. „Herr, sind Sie toll?“ rief er, „das Weitere mit Ihnen nachher!“ Von Neuem ging er Natalien entgegen. „Nehmen Sie meinen Arm, theure Comtesse! Der Wagen folgt mir auf dem Fuße. Gehen wir immer hinunter.“

Anstatt Nataliens jedoch, ergriff Titze den Arm des Marquis, mit großer Ruhe aber eiserner Kraft, und führte den vergeblich sich Sträubenden zur Thür zurück. „Da bleiben Sie stehen!“ rief er, „und rühren sich nicht von der Stelle!“ Der Marquis war außer sich und sprachlos vor Zorn, und daß ihm diese lächerliche Behandlung vor Nataliens Augen widerfuhr, wirkte auf ihn fast vernichtend.

„Das Mädchen ist mein!“ fuhr Titze fort. „Ich habe sie gefunden und in mein Haus getragen. Ich gebe sie nicht heraus, und Dir am allerwenigsten, Du fränkischer Affe!“

Natalie, die eine solche Wendung selbst in ihrer schlimmsten Befürchtung nicht vermuthet hatte, fühlte trotz des Schauders, der sie überlief, die Energie ihres Geistes erwachen. Zwar mit noch bebenden Knien, aber doch mit innerlicher Festigkeit that sie einige Schritte vorwärts und sagte: „Es ist sehr gütig, Herr von Crixen, daß Sie mich nur am Arme meines Vaters wollen Ihr Haus verlassen sehen, aber der Marquis von Lacroix ist ein Freund unsers Hauses, und kommt durchaus im Auftrage meines Vaters.“

Bei dem Tone ihrer Stimme, der überlegenen Macht ihres Auges, überkam den jungen Wilden eine neue Verwirrung, und wiederum trat eine dunkle Röthe auf seine Wangen. Man hatte bei der Heftigkeit dieser Scene das Geräusch eines heranrollenden Wagens überhört. Plötzlich that sich die Thür auf, die alte Schaffnerin trat ängstlich ein, aber rasch wurde sie vorwärts geschoben. Gräfin Clara, gefolgt von einer Kammerfrau und einem Diener, drängten sich hinter der Alten her. Clara stürzte blaß und in Thränen auf Natalien zu, und schloß sie in ihre Arme. „Du bist am Leben!" rief sie, „Gott sei gelobt! Wir waren in fürchterlicher Angst! Geschwind, folge uns, der Vater trieb uns zur Eile — er ist außer sich über den Ort, wo Du Dich befindest!" — Sie hielt erschrocken inne, denn in den fremden Männergestalten, die sie jetzt erst erblickte, erkannte sie die Bewohner des Schlosses Crixen. Wolf starrte mit offenem Munde die neuen Gäste an, während Titze verwirrt, unschlüssig und unwillig, sich halb abgewendet hatte.

Die Kammerfrau nahm dem Diener ein Päckchen ab, und fragte Natalien leise, ob sie sich umzukleiden wünsche? Natalie schüttelte den Kopf, und ergriff Clara's Arm. „Herr von Crixen," sagte sie, „ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft! Mein Vater und mein Bruder werden nicht verfehlen, Ihnen auch ihrerseits

ihre Verpflichtung auszusprechen!" — Die Damen verließen Arm in Arm rasch das Zimmer. Der sich in verzweiflungsvoller Wuth verzehrende Marquis folgte ihnen, die Kammerfrau und der Diener aus Sophienthal schlössen den Zug der Gäste. Titze sah sie davon gehn, und stand wie an die Stelle festgezaubert, während Wolf vor Begierde brannte, wenigstens den fremden Diener durch einen Tritt in den Rücken die Treppe hinabzubefördern. Schon an der Thür wurde er durch den gebieterischen Ruf seines Herrn, der die Absicht witterte, zurückgerufen. Titze trat an's Fenster. Er sah, wie der Marquis Natalien in den Wagen half, sah den Franzosen die Hand der Gräfin küssen; er stampfte in brennendem Ingrimm mit dem Fuße, daß die Dielen krachten, und sah, wie der Wagen davon rollte. Aber der Marquis bestieg sein Pferd noch nicht, sondern eilte in das Haus zurück, und war in wenigen Augenblicken wieder oben im Zimmer.

„Jetzt zu Ihnen, wahnsinniger Bursche!" rief er dem jungen Hausherrn entgegen. „Wenn Sie ein Edelmann sind, so werden Sie soviel Gefühl für Ehre haben, mir mit Waffen Genugthuung zu geben!"

„Auf der Stelle!" rief Titze, dessen Augen vor Kampflust brannten. „Wolf, bringe die Pistolen aus dem Schranke!"

„Jetzt liegt es mir ob, die Gräfin Natalie ihrem

Vater zurückzubringen, entgegnete der Marquis. „Aber heut Nacht um elf Uhr werde ich Sie zu finden wissen, wo Sie wollen. Der Mond wird hell genug sein.

„Auf dem Wege nach Niederberg," rief Titze, „auf der Anhöhe, wo Sie mit der Gräfin hielten, als unser Zug vorüberkam!"

„Es sei!" Der Marquis ging ohne Gruß davon, bestieg sein Pferd, und jagte dem Wagen nach, der die Gräfin davongetragen hatte. —

Drittes Kapitel.

Der zwanzigjährige Titze von Crixen war allein in seinem Hause, als dessen Herrn er sich eigentlich erst seit dieser Stunde zu betrachten hatte. Denn so lange die Leiche des Alten in den Mauern gewesen, war Alles noch nach den Anordnungen gegangen, die der verstorbene Burgherr gemacht, sein Wille hatte fortgeherrscht, bis die Gruft seine sterblichen Reste aufgenommen. Jetzt war der Sohn Herr. Die Natur hatte ihn seinem Vater ähnlich gebildet, und das Beispiel desselben, seine Energie, die unbedingte Ausübung der Herrschergewalt über die Untergebenen, stand ihm als unwandelbares Gesetz vor Augen. Aber eine Regung

war mächtiger in ihm, als in dem Alten, wenn sonst sie in demselben vorhanden gewesen. Wenigstens hatte der alte Crixen in einem wilden tollen Leben sie nur selten gezeigt. Der junge Titze hatte einen Schatz an Gemüth, den er selbst am wenigsten zu schätzen wußte. Er schalt sich als weibisch, wenn ihn ein Mitleid mit irgend einem Unglück erfaßte, oder sonst eine weiche Regung überkam, und that sich Gewalt an, um hart und grausam zu erscheinen. Gleichwohl war er unbändig, wild bis zur Rohheit, tollkühn, willkürlich und gewaltthätig, ganz nach der Art des Alten. — In dem Augenblicke nun, da die fremden Gäste das Zimmer verlassen hatten, überkam ihn ein Gefühl tiefster Unzufriedenheit mit sich selbst. Ihm war's, als habe er sich etwas vorzuwerfen, als habe er sich nicht stark und eisern genug gezeigt. Eine unerklärliche, ihn peinigende Empfindung des Mißbehagens warf ihn in ein langes, finsteres Hinbrüten. Dann wieder gährte es in ihm auf, wie die Regung eines nie gekannten Seelenjubels, daß ihm das Blut zu Kopfe stieg, und mit wilden Pulsschlägen in den Schläfen pochte, und dann wieder war's, als stürze er tief hinab, und als habe er mit dem Sarge des Vaters sein ganzes Leben zu Grabe getragen. — Als er aus seinem Hinbrüten erwachte, fand er sich auf einem Schemel neben dem Bette sitzend, worauf die Gräfin geruht hatte, das Auge starr auf

den Eindruck gerichtet, den ihr schöner Leib in den Kissen hinterlassen hatte. Er sprang auf, und sah sich wie verwundert um. Es war ein Zimmer, in das er seit Jahren nicht mehr gekommen, das Schlafzimmer seiner Mutter, die er verloren hatte, da er noch ein Knabe gewesen. Man hatte es im alten Zustande gelassen, ohne es zu benutzen, wie man überhaupt das obere Stockwerk nicht bewohnte. Nur der große Saal mit den Hirschköpfen und sonstigen Jägerzeichen wurde alljährlich einigemal zu den großen Jagdgelagen geöffnet. Titze verschloß das Zimmer von innen, und wanderte mit dem großen Schlüsselbunde durch die Reihe der anstoßenden Zimmer, dem bezeichneten Saale zu. Ihm war's, als müsse er als Herr des Hauses einen Rundgang durch dasselbe machen. Es waren der Räumlichkeiten nicht gar viele, denn Schloß Crixen hatte nur geringen Umfang. Aber er fühlte sich allein, fast vereinsamt in seinem Besitzthum. Trotz seines eigenwilligen, selbständigen Charakters hatte er sich gewöhnt, einer ihm imponirenden Autorität zu folgen, die zu sehr mit seiner eignen Natur im Einklang war, als daß er sich jemals durch ihren Willen hätte beeinträchtigt fühlen sollen. — Er betrachtete die lange Tafel von massivem Eichenholz, die in der Mitte des Jägersaals stand, die Reihen von plumpen, schweren Stühlen an den Wänden. All dies Mobiliar rührte von

Urvätern her, war von Würmern zernagt und durchwandert, aber schien immer noch fest genug, um neuen Generationen dienen zu können. Er dachte daran, daß Er es nun sei, der an diesem Tische dem wilden Troß der Gäste präsidiren müsse, ihnen zuzutrinken, durch tolle ausgelassene Geschichten ihr wildes Gelächter hervorzurufen habe. Und es fiel ihm plötzlich auf, daß diese ausbündigen Nimrods in den letzten Jahren fast ganz zusammengeschmolzen waren, daß ihrem Geschlecht keine ähnliche Jugend nachgewachsen, daß er der einzige Jüngling unter den Alten gewesen, und daß sein Vater einsam gestorben sei. In der That, drei Jahre war es her, seit dieser Saal zum letztenmal den Jubel des Gelages vernommen hatte. Er erinnerte sich, daß Der und Jener von des Vaters Genossen gestorben, und daß das Schloß Crixen seit lange fast ganz ohne Umgang mit Nachbarn gewesen sei. Alle diese Entdeckungen waren ihm plötzlich so neu, so befremdlich überraschend, daß ihm das Haus öde, und er sich wie verlassen vorkam. Er verschloß auch den Saal, und stieg die breite Wendeltreppe des Thurmes, die die Stockwerke verband, hinab in die Wohnzimmer des Erdgeschosses. Im Wohnzimmer seines Vaters fand er Wolf, der den Waffenschrank geöffnet hatte, und ein paar Pistolen untersuchte. Dieser Anblick gab den Träumer der Wirklichkeit wieder. Er strich sich mit der Hand über die

hohe, gewölbte Stirn, über die eine ungeordnete Fülle dunkelblonden Ringelhaars fiel, und warf das Schlüsselbund auf den Tisch. Wolf legte die Pistolen mit einer Geberde vor ihn hin, welche andeutete, daß sie in Ordnung wären. Titze nahm eine derselben, untersuchte den Hahn, legte sie wieder weg, und warf sich in den alten ledernen Lehnstuhl seines Vaters. Wolf stand an den Tisch gelehnt, sah seinen Herrn an, und beide schwiegen geraume Zeit. Endlich räusperte sich der alte Diener. Titze sah auf, und Wolf wußte nun, daß er reden dürfe. — „Die hat sich der Junker davon gehen lassen!“ begann er mit einiger Zurückhaltung. Titze schwieg. — „Und es hätte sich kaum besser treffen können!“ fuhr Wolf etwas beherzter fort. „Sie war in unserer Gewalt. Die fränkische Puppe von Mannsbild hätte ich hinausfuchteln wollen, daß er wie ein Knäuel vor der Thür gelegen, und das Wiederkommen vergessen hätte. Aber das verwünschte alte Weib mit ihrer Botschaft nach Sophienthal! Na — dem Gerümpel von Execution, das sie von daher nach der Gräfin schickten, hätt' ich auch die Wege weisen wollen — wenn's der Junker nur gestattet!“ — Titze schwieg noch immer. Auch Wolf machte eine Pause, und sah seinen Herrn forschend an. — „Ja, ja!“ fuhr er in etwas leiserm Tone fort: „Wegen der Weiber —! Wenn der Junker sich wegen der Weibsleute nur ein

Herz fassen könnte, und nicht gar so — zimperlich wäre!" — Eine dunkle Röthe überflog das Gesicht des Jünglings, er runzelte die Brauen, und machte eine Bewegung des Unwillens. — Wolf aber ließ sich jetzt nicht mehr aus der Fassung bringen, und beschloß von dem alten Rechte des bewährten Dieners, in gewissen Fällen mitreden zu dürfen, Gebrauch zu machen. — „Das wird auch der Gestrenge wohl bedacht haben, als er auf seinem Todbette den Junker schwören hieß. Denn ein Schwur muß erfüllt werden. „„Er ist mein Todfeind von Alters her,"" sagte der Gestrenge, „„schwöre mir, mich an ihm zu rächen! Thu' ihm das Aergste an, verführ' ihm seine Tochter —""

„Schweig!" rief Titze, indem er aufsprang und mit glühenden Wangen durch das Zimmer schritt. — Wolf schwieg eine Minute, aber er hatte, wie es schien, noch etwas auf dem Herzen, was jetzt über die Lippen sollte. „Es ist aber doch wie ich sage!" redete der Alte weiter. „So hat's der Gestrenge gewollt, und obgleich es nicht gleich über des Junkers Lippen mochte, er hat's dem Gestrengen geschworen. Und es ist recht so, denn der Gestrenge hat gut gethan, grade das als Rache zu verlangen. Junker —!" sagte er plötzlich in geheimnißvollem Tone, „ich weiß, warum der Gestrenge des Grafen Todfeind war! Ich weiß es — seitdem die Geschichte vorfiel, denn ich war auch dabei. In der

Nacht, bevor es zum Sterben ging, und ich am Bette wachte, da sagte der Gestrenge: „„Wolf, Du wirst's dem Jungen sagen, wenn ich todt bin, warum ich Des aus Sophienthal Feind bin! Ich kann's ihm nicht sagen, aber Du sollst es, denn Du weißt es eben so gut. Dem alten Fuchs in Sophienthal kommt es gelegen, daß ich jetzt sterbe, und seine Angst vor Denen von Crixen aufhört! Sie soll nicht aufhören! Er hat eine Tochter und ich habe einen Sohn. Wissen muß es der Junge endlich, was zwischen uns vorgegangen, und er soll mich rächen! Und schwören soll er mir, einen heiligen Eid schwören, daß er ihm die Tochter —""

„Schweig, sag' ich!" donnerte Titze in vollster Zornesgluth dazwischen, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Platte krachte. Sie hatte schon manchen kräftigen Schlag ausgehalten, und blieb in ihren Fugen. Obgleich eine heftige Neugier über den Grund der bekannten alten Feindschaft in dem jungen Hausherrn plötzlich lebendig wurde, so rief dies Gespäch doch Regungen in ihm hervor, die ihn so mächtig überstürzten, daß er fast zu schwindeln glaubte. Der Gedanke, daß er die Ausführung jenes furchtbaren Schwurs in seiner Gewalt gehabt, die Erinnerung an die schöne Gestalt, die er auf seinen Armen in sein Haus getragen, die er auf das Lager niedergelegt, machte all sein Blut gleich einem Feuerstrom durch die Adern rinnen. Aber seine

schöne Beute war verwundet, ohnmächtig gewesen, und er — war vom Begräbnisse seines Vaters gekommen! Und daß der rohe Mahner an jenen Ort, an jene Situation und an diesen Tag die Erfüllung seines Schwurs knüpfen konnte, erfüllte ihn mit flammender Empörung. Freilich hatte er in völliger Selbstvergessenheit dem Marquis gegenüber Natalien als seine Beute betrachtet. Aber es war nur ein Augenblick gewesen, und eine tiefe Scham hatte ihn in der nächsten Minute erfüllt. Diese Beschämung wurde jetzt von Neuem in ihm lebendig, und brachte seine innere Aufregung auf den Gipfel. Jetzt erst wußte der sich selbst noch unbekannte Natursohn, warum er unzufrieden, aufgebracht über sich selbst gewesen war. Nataliens Wesen, ihr sicheres, gebietendes Auge, der Ton ihrer Stimme, als sie ihm für die Aufnahme dankte, stand ihm mit einemmal vor den Sinnen, strafend, verspottend, und doch mit räthselhafter Beseligung auf ihn eindringend. Wie ein Sturmwind fegte und wirbelte es durch seine Seele, und wühlte ein Chaos von Empfindungen auf, erhabenen und niedrigen, edlen und gemeinen, Alles durcheinander, in drohender Verwirrung. Wie wäre an Ordnung zu denken gewesen in dem Gemüth eines unbändigen, wild aufgewachsenen Jünglings, das zum erstenmal und zugleich mit ganzer Gewalt von Leidenschaft angefaßt wird! — Mit untergeschlagenen Armen stand

er am Fenster, und sah nach der Straße, auf der die Gräfin dahingefahren war.

Wolf lehnte noch immer am Tische, und sah beobachtend seinen Herrn an. Ihm erschien es wie eine Nothwendigkeit, daß das, was der Alte ihm sterbend für den Sohn aufgetragen, schon heut über die Lippen müsse. Er wollte von dem Grunde der alten Feindschaft erzählen, und so begann er denn auf's Neue sich zu räuspern, was so viel galt wie eine Frage, ob er reden dürfe. — Titze wandte sich schnell um. „Kein Wort mehr!" rief er mit zornfunkelnden Augen, und Wolf wußte nun, daß er seine Bekenntnisse heut nicht an den Mann bringen könne, und verließ kopfschüttelnd das Zimmer.

Auch Titze ging hinaus und mit mächtigen Schritten die einsame Waldstraße entlang. Er kam zu der Anhöhe, wo er Natalien heut mit dem Marquis erblickt hatte. Er erinnerte sich nicht, sie vorher jemals gesehen zu haben, oder die Scheu und Verachtung, die er für alle Weiber empfand, hatte die Erinnerung in ihm verlöscht. Erst durch den rächerischen letzten Willen des Vaters, der ihn peinigte und aufstachelte, war der Gedanke an sie zur Bedeutung erwachsen, und ihr Anblick bei dem Leichenzuge hatte wie ein Blitzstrahl in sein Herz gezuckt und gezündet. — Er warf sich auf den mit Kiefernadeln bedeckten dürren Waldboden, und

überließ sich den rastlosen Phantasien von Freude und Schmerz, die dieser Tag in ihm geweckt hatte, und die in seiner leidenschaftlich schrankenlosen Natur mit verzehrender Heftigkeit auftraten. Immer jagte in diesen Träumen die schöne, stolze Gestalt der Gräfin zu Rosse an ihm vorüber, aber immer folgte ihr der Marquis, und ergriff ihre Hand, und drückte sie an seine Lippen. Knirschend vor Wuth sprang Titze auf, und Eifersucht und Haß gegen diesen seinen Feind spannten jede Muskel seines Körpers. Er hätte den Nebenbuhler bei der Kehle packen, ihn würgen oder mit einem Faustschlag niederstrecken mögen. — Noch tobender aufgeregt, als er gegangen war, kam Titze zu Hause wieder an. Es war dunkel geworden. Die späte Sommersonne vergoldete mit den letzten Strahlen die Wipfel der Föhren, aber unten herrschte graue Dämmerung. Das Haus lag düster und unheimlich im Kiefernschatten da. Es war kein stolzer Bau wie jene Burgen zwischen waldigen Anhöhen, oder an breiten sonnigen Flüssen im Süden und Westen Deutschlands. Gänzlich unromantisch, unheimlich, düster, im tiefen Walde versteckt, lag es in ebner Gegend, nur auf einer leichten Anschwellung des Bodens. Der Thurm erhob sich kaum bis zu den Wipfeln der Kiefern, das Giebeldach hatte sich auf der einen Seite herabgesenkt, als wolle es niederfallen. Der Mauerbewurf war zum Theil herabgebröckelt, und

ließ das Fachwerk des Obergeschosses erkennen. Nur der untere Theil war massiv, aus Feldsteinen. Das Haus erschien baufälliger als es war, und machte den Eindruck einer finstern Unbehaglichkeit. Selbst der junge Besitzer empfand denselben, und zwar zum erstenmal in seinem Leben. Er war oft genug an dem schönen Schlosse zu Sophienthal vorübergeritten, und hatte einen gleichgültigen oder verächtlichen Blick durch das eiserne Gitter des Gartens geworfen, heut aber stand es ihm lebhafter als je vor der Seele, und der Vergleich überraschte und verstimmte ihn. „In der alten dunkeln Höhle soll ich fortan allein wohnen?“ dachte er. „Was soll ich hier? Was hab' ich darin zu thun? Womit werde ich meine Tage ausfüllen?“ — Wolf trat aus der Thür. Als er seinen Herrn mitten im Wege mit untergeschlagenen Armen in die Betrachtung des Hauses versenkt sah, blieb er stehen, gleich als wäre er unschlüssig, und wollte dann rasch vorübergehen. — „Wolf, wohin?“ rief Titze. — Der Alte blieb stehen. „Es ist nur wegen des Abendessens!“ sagte er zögernd. — Titze hatte heut wenig genossen, und empfand plötzlich, daß es Zeit sei, an eine Mahlzeit zu denken. „Komm' schon!“ sagte er, und ging hinein. Da hörte er, wie Wolf sich hinter ihm räusperte. Er wandte sich um. „Was ist?“ fragte er. — Wolf schien verlegen. „Junker,“ begann er, „in Küche und Keller

ist's leer, die Musikanten und all das Volk haben rein aufgezehrt, und ich wollte nur sagen, daß —"

Er unterbrach sich, denn er sah, wie Titze in die Tasche fuhr, wahrscheinlich um nach Geld darin zu suchen. Aber der junge Hausherr zog die Hand leer heraus, untersuchte noch einige Taschen, und überzeugte sich und seinen Diener, daß nichts von Münze in denselben aufzutreiben sei. Sie gingen in's Wohnzimmer. Titze öffnete einen alten Schrank, in welchem sich sonst die Kasse des Vaters befunden hatte, zog große und kleine Schubladen, durchstöberte alle Winkel, fand aber keinen Pfennig. — „Wolf!" sagte er mit philosophischer Ruhe, „ich glaub', wir sind zu Rande!" — „Hab's wohl vermuthet!" entgegnete ebenso der Andere. — „Ja, Wolf!" fuhr Titze nach einer Weile gleichgültig fort, „da ist Nichts zu machen!" — „Doch, Junker! Ich will in's Dorf gehen, der Schulze muß herausrücken!" — „Für dich und die Alte," entgegnete Titze, „für mich nicht!"

Er sagte das in einem Tone, der dem alten Diener auffiel. Wolf betrachtete ihn aufmerksam, wie er sich wieder in den Lehnstuhl warf, und konnte sich nicht entschließen, das Zimmer zu verlassen. — In der That war der neue Blick, den der junge Mann in die Gegenwart und Zukunft that, nicht eben erfreulich. Die schlechte, unregelmäßige Wirthschaft im Hause seines

Vaters hatte er Jahre lang angesehn, ohne darüber nachzudenken, daß und wie dies anders sein könnte. Er kannte es nicht besser. Zwar waren ihm die mannigfachen Geldverlegenheiten nicht verborgen geblieben, indessen hatten sich die Mittel für den gewöhnlichen einfachen Bedarf der Tage immer noch gefunden. Stück um Stück des Grundbesitzes war veräußert worden, die Summe für das letzt Verkaufte hatten die jüngsten Monate, und den Rest das Leichenbegängniß aufgezehrt. Der letzte Groschen war ausgegeben, Titze besaß nur noch das Haus seiner Vorfahren, in demselben aber nichts, um seinen Hunger zu stillen. Das Geschlecht der Crixen war vollkommen verarmt, und der letzte Enkel des Hauses sah rathlos dem folgenden Tage entgegen. Der erste Tag seiner Selbständigkeit im Leben brachte des Neuen, Belastenden und Verwirrenden zu viel. Wolf ahnte, was in seinem Herrn vorging, und sah mit Antheil und Sorge, wie er, den Kopf auf die Hand gestützt, dasaß. — „Wolf!“ begann endlich der Hausherr, „wenn der Franzose mir zu Nacht eine Kugel durch den Kopf schösse, es wär' das Beste für mich!“ — „Ist der Junker des Teufels?“ fuhr Wolf auf. „Von so einem fränkischen Hans Affen sich niederschießen lassen? Nu, da bin ich auch noch! Und ich sag's dem Junker, daß es mir gleich nicht gefallen hat, dem Franzosen nachzugeben, daß er sich mit der Pistole

gegenüberstellen darf. Hinausgetrommelt hätt' ich ihn, das wär' für Den genug gewesen! Und hier sag' ich's, ich geb's nicht zu, daß der Junker sich mit ihm duellirt, ich geb's nicht zu! Dem Hallunken brech' ich's Genick, eh' er losdrückt! Der Junker ist der letzte aus unserm Hause, und hat mehr in der Welt zu thun, als sich um nichts und wieder nichts zu Nacht im Walde niederschießen zu lassen! Der Junker hat das Zeug dazu, was Rechts zu werden, und mehr noch als der Gestrenge war, Gott verzeih' mir's! Aber es ist wahr, denn ich kenn' ihn von Kindesbeinen! Und die Schießerei geb' ich nicht zu, sag' ich, und wiederhol' ich! So, jetzt hab' ich mal gered't!"

Wolf war über sich selbst erstaunt, und über diese lange und heftige Rede. Er hatte die Ueberzeugung, daß nun von Seiten seines Herrn ein Donnerwetter losbrechen werde. Aber zu seiner Verwunderung blieb Titze vollkommen gelassen. „Das verstehst du nicht, Wolf," sagte er ruhig und bestimmt, „das Duell muß vor sich gehen! Wenn du Hunger hast, so lauf' in's Dorf, und such' dir was zu essen, dein Herr — kann dir Nichts mehr geben." Bei Anhörung dieser letzten Worte hatte der rauhe alte Gesell eine Empfindung, wie er sie selbst an der Leiche seines alten Herrn nicht gehabt, für den er doch durch's Feuer gegangen wäre. Es ging ihm wie ein Stich durch's Herz. Hastig eilte

er aus dem Zimmer, aus dem Hause, und befand sich bald auf dem Wege zum Dorfe. Es war Nacht, als er dort anlangte. Die Dorfbewohner schliefen; es kostete ihm Mühe, den Schulzen, der zugleich eine Schankwirthschaft hatte, herauszupochen. Endlich gelang es, und er verlangte Brot, Butter, eine Flasche Bier u. s. w. Der Schulze wollte so spät nichts mehr hergeben, und während der Hin- und Herreden, Drohungen, und der endlichen Gewährung des Verlangten, verging geraume Zeit. Wolf nahm das Empfangene unter den Arm. „Hol' Dir das Geld bei uns ab!" rief er dem überraschten Schulzen zu, und machte sich schleunigst auf den Heimweg. „So, das ist für den Junker!" rief er bei sich frohlockend. „Meines alten Herrn Sohn soll nicht hungrig zu Bette gehn, und müßt' ich für ihn stehlen und rauben!" Der Weg kam ihm lang vor, trotz seines tüchtigen Ausschreitens. Er hatte die Hälfte zurückgelegt, da hörte er die Dorfuhr schlagen. Der Nachtwind nahm ihm den Schall weg, und er dachte: „Zehn Uhr kann's wohl sein!" — Zu Hause angelangt, fand er das Wohnzimmer finster. Er setzte seine Beute auf den Tisch, und räusperte sich mehrmals hintereinander. Keine Antwort. Er ging hinaus, da trat ihm die alte Dienerin entgegen. Er erfuhr durch sie, daß der Herr vor einer Weile noch hinausgegangen sei. Wolf flog aus dem Hause und den Waldweg entlang.

Plötzlich hörte er zwei Schüsse rasch hintereinander fallen. — „Junker Titze! Junker Titze!“ schrie er, in Wuth und Besorgniß um seinen Herrn. — „Hierher, Wolf!“ rief Titze. Der Alte ging dem Schall der Stimme nach. „Wo ist der französische Hallunke?“ schrie er, in blinder Wuth umherfahrend. Endlich sah er Titze, der ihm entgegen schritt. „Junker, seid Ihr am Leben?“ rief er. — „Na, du siehst es ja!“ — „Wo ist der Franzose?“ — „Schon davongegangen.“ — „Dem will ich nachsetzen!“ — „Sei kein Esel, sondern gib mir deinen Arm. Ich hab' Eins in die Seite bekommen, denk' ich, laß uns nach Hause gehn!“ — „Verwundet, zum Donner —!“ schrie Wolf im höchsten Schreck. — „Ja, zum Donner!“ entgegnete Titze ärgerlich. „Schweig endlich, und komm nach Hause!“

Sie eilten mit raschen Schritten dem Hause zu. Titze war aufgeregt, und sprach mehr als gewöhnlich. Wolf wunderte sich darüber, ahnte nichts Gutes, und schwieg. Als sie jedoch in's Wohnzimmer traten, taumelte Titze plötzlich, und hielt sich an der Tischkante. Wolf, der mit Licht kam, sah seinen Herrn auf der rechten Seite wie gebadet in Blut, und den Fußboden bereits roth genetzt. In demselben Augenblick wankte Titze, und stürzte dröhnend auf die Dielen nieder.

„Hat mir's doch geahnt!“ schrie Wolf, und kniete von Schrecken ergriffen neben den von übermäßigem

Blutverlust Ohnmächtigen nieder. Er rief die alte Schaffnerin und die übrigen Knechte zusammen, und unter Wehklagen, Verwünschungen und Drohungen gegen den Franzosen, brachte man den erschöpften und bewußtlosen Jüngling auf sein Lager. —

Viertes Kapitel.

Natalien's Zustand war ohne alle Gefahr, die Wunde am Arm nur ein starker Riß in die Haut. Bloß die furchtbare Anspannung aller Kräfte während des Rittes, und die Erschütterung des Körpers beim Sturze, hatte ihre Ohnmacht herbeigeführt, und ihren Körper ermattet. Trotzdem hütete sie das Bett, und der zu Nacht herbeigeholte Arzt erklärte, daß das Gefühl der Lähmung wohl noch einige Tage fortdauern werde. — Der Kriegsrath war außer sich vor Schreck, und hauptsächlich über den Schutz, den seine Tochter in dem Hause der Crixen gefunden hatte. Er konnte nicht daran denken, ohne daß ein Schauder ihn erfaßte, und alte Erinnerungen mit Bangigkeit und Furcht in ihm auftauchten. Was Natalie dort erlebt, wußte er jedoch nicht. Sie selbst schwieg darüber, und der Marquis war sich der vernichtend lächerlichen Rolle, die er

einen Augenblick gespielt hatte, zu sehr bewußt, als daß er es über sich vermocht hätte, dem Grafen die Scene in ihrem ganzen Umfange darzustellen. Aber seine Maßregeln und Vorkehrungen für die Zukunft beschloß er doch zu treffen. Nachdem er Nachts von dem Zweikampf nach Sophienthal zurückgekehrt war, begab er sich noch behufs einer geheimen Unterredung in das Zimmer des Kriegsraths. Er erklärte ihm, daß er den jungen Erixen, dessen Benehmen ihm Nachmittags nicht gefallen, soeben im Duell durch einen Schuß verwundet habe. „Die Wunde ist nicht gefährlich," sagte er, „und es ist nicht nöthig, daß Sie darüber erschrecken, denn wir stehen unter dem Schutze meiner Gesandtschaft. Aber Sie werden wohl thun, Herr Graf, sobald die Gräfin hergestellt ist, nach Berlin zurückzukehren. Ich erwarte dies von Ihnen, da ich nicht wünsche, daß Comtesse Natalie jemals wieder durch den Zufall in irgend eine Verbindung mit jenem Menschen gebracht werde. Ich selbst reise morgen mit dem Früheſten nach Berlin zurück, wo ich Sie in Kurzem wieder zu sehen hoffe, und damit ich morgen Ihre Ruhe nicht störe, sage ich Ihnen jetzt schon — auf Wiedersehen"! — Der Marquis empfahl sich. Er hatte beschlossen, zu reisen, und für's Erste den Anblick Nataliens zu vermeiden, dann aber auch von dem Duell selbst bei seinem Gesandten Anzeige zu machen, damit jede etwaige Unter-

suchung darüber niedergeschlagen würde. Von Titze glaubte er jetzt Nichts zu fürchten zu haben, doch hatte er sich noch eine Rache für ihn vorbehalten, die nachhaltiger sein sollte, als jener Streifschuß. —

Je weniger aber der Marquis von seinem neuen Gegner fürchtete, desto mehr wußte der Kriegsrath, daß eine Zeit neuer Angst vor dem Namen Crixen für ihn gekommen sei, und seine Bestürzung wuchs nur noch mehr. Ihn und den Alten hatte Geheimniß um Geheimniß, Schuld um Schuld im Schach gehalten, der Sohn hatte keine Rücksicht zu nehmen. Machte er sich zum Feinde des Grafen — und bei dem zügellosen Geiste der Crixen war dies anzunehmen, dann stand viel mehr als vor sechzehn Jahren auf dem Spiele. — War es dem Kriegsrath schon unmöglich gewesen, gestern auf die Nachricht von dem Sturze seiner Tochter nach Crixen zu fahren, so konnte er auch in den nächsten Tagen nicht zu diesem Entschlusse kommen, obwohl er fühlte, daß es schicklich sei, bei Titze mit irgend einem Worte der Verpflichtung vorzusprechen. Sein Sohn Karl, der ihm den gefürchteten Besuch hätte abnehmen können, war leider in Geschäften verreist, und so verbrachte der Kriegsrath eine Woche in ziemlich bedrängter Geistesverfassung. Aber dieselbe steigerte sich noch, da Karl immer länger und länger ausblieb, ohne in seinen Briefen einen andern Grund anzugeben, als daß sich

seine Geschäfte in die Länge zögen. Clara schien völlig beruhigt über das Ausbleiben ihres Gatten, und so kam er immer mehr zu der Ueberzeugung, daß geheime politische Verbindungen seinen Sohn festhielten. Er kannte diese Bestrebungen zum Theil, beobachtete sie mit Furcht und tausend Sorgen, er wußte, daß die Seele der Nation in ihnen lebte, daß hier im Stillen die Schwerter geschmiedet wurden, die das Vaterland befreien sollten. Denunciationen, Untersuchungen, Einkerkerungen fanden überall statt, und dem Kriegsrath stand ein Tag vor Augen, wo man auch seinen Sohn auf die Festung bringen werde. — Unter solchen Beängstigungen um öffentliche und Privatverhältnisse waren drei Wochen vergangen, und Karl immer noch nicht zurückgekehrt.

Natalie hatte ihre volle Gesundheit und frische Lebensfarbe längst wiedergewonnen, der Marquis schrieb Briefe über Briefe, die zur Rückkehr mahnten, aber alle Zureden des Grafen waren vergeblich, Natalien zur Rückreise nach der Stadt zu bewegen. Durch sein ganzes Erziehungssystem hatte er sich das Recht eines Machtspruches über sie verscherzt, und doch sah er ein, daß er ohne dieselbe dem Marquis sehr unwillkommen erscheinen werde. Natalie indessen erklärte, sie bedürfe noch der Ruhe und Erholung, und ihre Schwägerin Clara der Gesellschaft, und so werde sie Sophienthal in den

nächsten Wochen nicht verlassen. Der Kriegsrath sah sich schließlich auch durch seine Geschäfte abgerufen, und reiste mit schwerem, sehr schwerem Herzen allein nach Berlin zurück. —

Natalie und Clara waren allein in Sophienthal. Die letzten Wochen erst hatten sie zu Freundinnen gemacht. Aber nicht allein diese Wendung ihres Herzens sollte Natalie in den letztvergangenen Wochen erfahren, es schien eine durchgreifende Wandlung in ihr ganzes inneres Leben treten zu wollen, ja vielleicht war es die Innerlichkeit überhaupt, die sich ihrem Leben jetzt erst aufschloß. Der nähere Umgang mit ihrem Bruder und Clara hatte ihr Augen und Herz geöffnet, und mit Schreck und Unwillen sah sie sich plötzlich in einer andern Welt, als eine oberflächliche Beobachtung ihr bisher gezeigt. Sie war auf dem Wege, eine eifrige Patriotin zu werden, und zugleich nicht abgeneigt, den freisinnigen Ansichten ihrer bürgerlich geborenen jungen Schwägerin zu huldigen. Doch fühlte sie, daß ihr Herz dabei doch einigermaßen in's Gedränge kam. Denn mußte sie sich auch schelten, daß sie dem Marquis, als einem Feinde des Vaterlandes, eine Bevorzugung gewährt, so konnte sie doch nicht finden, daß Herr von Lacroix darum weniger liebenswürdig geworden sei. Er war ihr niemals der „französische Affe" gewesen, und auch jetzt stand er ihr in keinem verächtlichen Lichte da.

Zu lange und zu sehr war sie durch den Zauber seiner Erscheinung gefesselt worden, als daß sie sich in dem Augenblick, da sie ihn als einen Feind des Vaterlands betrachten sollte, schnell und kalt hätte von ihm losreißen können. — Und dachte sie nun an die Scene in Crixen zurück, so ließ sie ihrem tiefen Abscheu vor der Rohheit und Mißachtung aller Sitte, die der junge Crixen ihr gezeigt hatte, freien Lauf. Sie, die in den auserlesenen Kreisen, in denen sich ihr Leben bisher bewegte, keine Ahnung eines derartigen Betragens gehabt hatte, mußte sich mit Verachtung und Zorn von einem solchen Menschen abwenden. Und doch war der Auftritt in ihrer Erinnerung noch zu neu, als daß sie nicht immer wieder daran hätte denken sollen, ja, sie machte eine Erfahrung bei sich, gegen die sie förmlich ankämpfen mußte. Der stärkere Mann, wäre auch nur die rohe Naturkraft seine Waffe, wird mit seinem Siege über den schwächern selten eines Eindrucks, einer Bevorzugung bei Frauen entbehren. Und dazu kam, daß sie den tollkühnen Jüngling einen Augenblick in so wilder, dämonischer Schönheit gesehen zu haben glaubte, daß sein Anblick sich ihr so immer wieder vor Augen stellte. Ihr ganzes Wesen empörte sich gegen ihn, sie fürchtete ihn nicht, aber sie konnte auch nicht mit jener wegwerfenden Gleichgültigkeit an ihn denken, wie etwa an einen trunkenen und unzurechnungsfähigen Beleidiger.

Haß war es, was sie gegen ihn zu empfinden glaubte — er war nicht zu unbedeutend für sie, um gehaßt zu werden. —

Arm in Arm schritten die Freundinnen einige Tage darauf durch die breiten, schattigen Gänge des Parks. Geheimniß um Geheimniß war unter ihnen getauscht worden. Natalie hatte Clara'n erst heut den ganzen Sachverhalt ihres Erlebnisses in Crixen erzählt, und von der Letztern dafür die ihr bis heut verheimlichte Mittheilung des Duells erhalten. — „Ich hätte es mir denken sollen," sagte Natalie, „daß Lacroix die Beleidigung nicht auf sich sitzen lassen würde. Gefühl für Ehre hat er, und weiß sich als ein Mann zu betragen. Und du sagst, der — Mensch (sie meinte Titze) ist nicht gefährlich verwundet worden?"

„Er hat mehrere Tage im heftigsten Fieber gelegen," entgegnete Clara, „hat sich aber vollkommen wieder erholt. Ich habe täglich Jemand hingeschickt, um mich nach ihm zu erkundigen, ja, daß ich es nur gestehe, ich habe ihm heimlich sogar Suppen, Nahrungsmittel und Wein gesendet. Denn, wie meine Leute mir berichteten, herrscht in Crixen der schrecklichste Mangel, der unglückliche Mensch ist völlig verarmt. Uebrigens erzählt man sich nichts Gutes von ihm. Friedrich, der Kutscher, den ich noch kürzlich fragte, meinte, er sei „„toll und wüthig wie der leibhaftige Teufel,"" und

gegen ihn sei der Alte ein Lamm gewesen. — Natalie!“ fuhr sie nach kurzer Pause fort: „Du weißt, wie gern ich dich bei mir sehe! Aber nach dem, was du mir heut erzählt, muß ich anfangen, mich hier für dich zu ängstigen! Fürchtest du dich nicht selbst —?“

„Fürchten?“ rief Natalie mit Verachtung. „Welches Ungeheuerliche stellst du dir vor? Träte er jemals wieder vor mich, ich wollte ihn die ganze Tiefe meines Abscheu's fühlen lassen!“ —

Wiederum schritten Beide eine Weile schweigend nebeneinander. Dann begann Clara von Neuem: „Es ist schade um den jungen Menschen! Karl, der zwar keinen Umgang mit den Crixens pflog, sagte doch, so wenig er von dem Alten wissen mochte, aus dem jungen Titze könnte Etwas werden. Er hat ihn ab und zu auf der Jagd, oder sonst, wie es bei der Nachbarschaft nicht zu vermeiden ist, gesprochen, und ich weiß, daß er ihn nicht ungern mag. Und, siehst du, wir leben in einer Zeit, wo die Starken fest zusammenhalten müssen. Mein Vater schreibt, die Zeit der Erhebung gegen die Unterdrücker werde bald kommen. Da lebt nun der junge Crixen in rohem Nichtsthun hin, und wenn man ihm nur die Augen öffnete — das Vaterland könnte in ihm einen Freiheitskämpfer mehr finden!“

Natalie wußte nicht, wie es kam, aber sie empfand diesen Gedanken wie eine Wohlthat. Es ward ihr leichter

um's Herz, und ein lebhafteres Roth stieg in ihre Wangen. „Ach!" rief sie, „warum bin ich nicht ein Mann, daß ich mithandeln könnte! Du und unser Karl, Ihr habt auch mir die Augen geöffnet, und ich möchte meine lange Verblendung gut machen. Ja, Clara, es ist viel Schuld in unserm Hause abzubüßen! Meine Brüder sind brav, auf sie kann das Vaterland rechnen. Aber mein Vater —! Ich fürchte, er ist auf's Unheilvollste durch eigene Schuld mit den Franzosen verstrickt, und eine Erhebung des Vaterlands wird wenig in seinem persönlichen Interesse sein!"

„Leider, leider!" sagte Clara mit einem Seufzer. „Du weißt —?" rief Natalie schnell. Clara zauderte. „Clara, sage mir Alles, ich muß es wissen und kann es hören!"

„Es ist, wie du sagst!" entgegnete Clara. „Karl und ich wissen es lange. Dein Vater hatte durch seine frühere Verschwendung seine Vermögensverhältnisse fast zu Grunde gerichtet. Französisches Gold half ihm wieder auf. Noch bis heute bezieht er ein französisches Jahrgehalt, und dafür —"

„Nun dafür —?"

„Dafür hat er sich zum — geheimen Berichterstatter des Feindes gemacht, muß nach seiner Willkür handeln, ist — sein Sclave geworden!"

„Gott im Himmel!" rief Natalie. „Ein Spion! Ein

Verräther des Vaterlandes! Und Karl wußte das, und sprach nicht mit ihm, und ließ es geschehen?"

„Er sprach mit ihm!" seufzte Clara. „Was konnte er weiter thun? Handelt dein Vater nicht ganz im Sinne unserer unglücklichen, selbst geknechteten Regierung, wenn er französisch denkt? Was er darüber hinausthut, sieht seiner äußern Pflicht zu ähnlich, als daß er eine Anklage nicht zurückzuweisen vermöchte. Was Karl darunter leidet, magst du dir vorstellen!"

„Verblendete, die ich war!" rief Natalie. „In Prunk und Glanz lebte ich, und wußte, sah nicht, daß wir den Aufwand durch das Sündengeld des Verrathes bestritten! Von mir geworfen sei fortan aller Glanz und Flitter! Du sagtest mir von geheimen Sammlungen, da das Vaterland Geld brauche. Nehmt meine Juwelen und Spangen, allen Schmuck, der mich jetzt in Scham zu Boden drücken würde, nehmt Alles hin und laßt es einschmelzen! Arm will ich sein, wie es mir gebührt, und mich nicht schämen, mir durch meiner Hände Arbeit mein Brod zu verdienen!"

„Natalie! Natalie!" rief Clara, indem sie ihr entzückt um den Hals fiel. „Jetzt bist du ganz unser! O mit welcher Freude, mit welchem Stolz Karl seine Schwester umarmen wird, wenn er sie so hört!" —

Nach kurzer Fortsetzung des Gesprächs befanden sich die Freundinnen in der Nähe des Schlosses. Clara

wurde in wirthschaftlichen Angelegenheiten abgerufen. Natalie aber, von hundert neuen Gedanken bestürmt, schritt, ohne auf ihren Weg zu achten, weiter, und vertiefte sich von Neuem in die schattigen Baumgänge. Als sie aufblickte, befand sie sich am Ausgange des Parks, wo sich eine Aussicht über den nahen See darbot. Sie nahm auf einer Bank Platz, und überließ sich ihren Gedanken.

Lange hatte sie starr vor sich hinblickend gesessen, da fuhr sie auf, denn eine Gestalt ging nicht unfern vorüber. Es war Titze von Crixen. Erschrocken erhob sie sich, um in den Park zurückzueilen, aber in diesem Augenblick wurde Titze ihrer gewahr. Auch er schien fast erschrocken, eine flammende Gluth goß sich plötzlich über sein Gesicht. Er sah wie Natalie entfliehen wollte, war mit zwei Sprüngen hinter ihr her, und hielt sie fest. — Nataliens Entsetzen war groß. Vergeblich strebte sie, sich aus seinen Armen loszumachen. Sie suchte all' ihre geistige Energie in einen zornigen Blick ihres Auges, in den Ton ihrer Stimme zu fassen. „Was wollen Sie?" rief sie. „Warum halten Sie mich fest?" — „Weil Sie mir entlaufen wollen! Weil Sie mich hassen!" entgegnete Titze, ihrem Blicke mit dem ganzen wilden und durchdringenden Feuer des seinigen begegnend, so daß Natalie die Augen abwenden mußte.

„Wenn man mir auflauert," rief sie — „denn

zufällig sind Sie nicht hier — muß ich dann nicht entfliehen?"

„Ja, ich habe Sie gesucht, weil ich Sie endlich wiedersehen mußte! Weil ich verrückt werde, wenn ich Sie nicht mehr sehe!"

„Und auf diese Weise mußte das geschehen? Wenn eine Spur von Gefühl für Sitte in Ihnen ist, so lassen Sie mich frei!"

„Nein! Nein, nicht eher, als bis Sie mir versprechen, nicht davonzugehen! Ich würde Sie einholen!"

„Ich will Sie anhören!" rief Natalie in furchtbarer Bedrängniß. Er ließ sie los, und frei stand sie ihm gegenüber. Beide in heftigster Spannung ihres ganzen Wesens, maßen sie einander mit trotzig herausfordernden Blicken. Nataliens Lage war eine so ungewöhnliche und bedrohliche, daß sie mit vollster Geistesgegenwart versuchen mußte, ihren Gegner zurückzuschrecken. Stolz und das Gefühl tiefster Beleidigung kämpften in ihr gegen die Ruhe, zu welcher sie sich zwingen wollte. Und dazu kam, daß sie einige Augenblicke noch einmal jenen bis in's Innerste dringenden Schauer vor dem glühenden dunkelblauen Auge ihres Feindes empfunden, daß die dämonische Schönheit dieses tollkühnen Jünglings sie für einen Moment fast aus der Fassung gebracht hatte. Aber dennoch siegte ihre Willenskraft, und mit zorngerötheten Wangen erwartete sie die nächste Wendung

ihres Gegners. Titze seinerseits war in einer Verfassung, bei der, in der tobenden begehrenden Gluth aller Sinne, selbst ein gegenüberstehender eiserner Wille Gefahr lief, an seinem Ungestüm abzuprallen. Wochen lang hatte er sich mit dem Bilde Nataliens getragen, der verwirrende Schwur hatte seine Sinne aufgestachelt, die Einsamkeit seine Gluth zur flammendsten Begier hinaufgetrieben. Und wie in dieser ungebändigten Natur jede Regung mit unglaublicher Rapidität und Gewaltsamkeit hervorbrach, so wollte jetzt in dem heißersehnten Augenblick des Wiedersehens die Leidenschaft sich in keine Grenze zwingen lassen. Aber er hatte mehr als wilde Wünsche im Herzen, er hätte reden mögen — eine Sprache jedoch stand seinen Empfindungen nicht zu Gebote. Er ahnte, daß ein Weib etwas unendlich Höheres seyn könne, als ihm in seiner völligen Unkenntniß der Welt bisher klar gewesen, aber unentwickelt und der Sprache unfähig, rang sein besseres Gefühl, und ward vom Uebermaß der Sinnengluth verschlungen.

Natalie fühlte die Nothwendigkeit, durch rasches Zuvorkommen einen Vortheil über ihn zu gewinnen. „Herr von Crixen," nahm sie das Wort, „wie ich für Ihr Betragen Worte finden soll, weiß ich nicht! Ich würde für Ihre neuliche Gastfreundschaft einige Nachsicht mit Ihnen haben, aber die Art, wie Sie dem Gebot der Sitte in's Antlitz schlagen, flößt mir nur Abscheu ein!"

„Schilt mich immerhin!“ rief Titze, „Du schreckst mich nicht! Ich habe einen Schwur gethan, dich zu besitzen, und ich will's! Mein mußt du werden, und wär's mit Gewalt, und müßte ich in dem Augenblick durch eine zweite Kugel des Todes sein!“

Natalie trat einen Schritt zurück. „Wissen Sie, was Sie sagen?“ rief sie, „und wem Sie das sagen? Nein, Sie haben nie gelernt, was Ehre ist, Sie wissen auch nicht, was ein Weib ist! Sie sind ein zügelloser, mißleiteter Knabe, und geistige Zerrüttung oder völlige Verworfenheit spricht aus Ihren Worten. Entfernen Sie sich auf der Stelle, ich befehl's!“

Ihre Worte durchzuckten ihn wie ein elektrischer Schlag, aber dennoch, die Wellen seiner Sinnengluth gingen zu hoch, als daß der Funken der Erkenntniß seines Beginnens schon hätte um sich greifen können. „Du bist ein Weib!“ rief er, „du kannst mir nicht befehlen! Ich will dich haben, sag' ich dir, und mein mußt du werden!“

„Wahnsinniger! dort kommen Menschen, ich werde sie um Hülfe gegen Sie anrufen, wenn Sie mich nicht verlassen!“

Titze sah in der That Landleute in der Entfernung. Aber es waren ihm nur Schatten, die vor seinen geblendeten Augen wieder verschwanden. Er ergriff Nataliens Hand und hielt sie fest. „Du magst Recht haben,

daß ich wahnsinnig bin!“ rief er, „ich komme von Sinnen, wenn ich dich nicht sehe, und sehe ich dich, so weiß ich nicht, was aus mir wird! Ich lasse dich nicht, und wenn du mich noch so sehr schiltst! Eine Ewigkeit lang habe ich auf diese Stunde gewartet. In Jedem, der mir entgegenkam, glaubte ich dich zu erblicken, und hätte ihn dann morden mögen, weil du es nicht warst. Ich wiederhol' es, ich habe einen Schwur gethan, dich zu besitzen. Schwöre du mir, mich zu heirathen, und ich will der Gewalt entsagen!“

Ein stolzes und verächtliches Lächeln trat auf Nataliens Lippen. „Ich könnte ein thörichtes Versprechen geben,“ sagte sie, „um mich in dieser Stunde von Ihnen zu befreien, zugleich aber, um es nie zu halten. Doch ich verabscheue eine Lüge, und werde mich durch Noth und Furcht nicht bestimmen lassen.“

„Ist es jener französische Marquis, den Sie heirathen wollen?“ fuhr Titze auf. „Ist er's? Das erstemal hat meine Kugel ihn verfehlt, die zweite wird ihn treffen, wenn er mir bei Ihnen im Wege steht!“

„Sie können seines Lebens schonen,“ sagte Natalie kalt. „Er steht bei mir in nicht größerer Achtung als Sie!“

„Und wärst du ihm versprochen, ich würde dich ihm entreißen! Versprich mir, daß du mich heirathen willst, und ich entsage jetzt der Gewalt. Aber mein mußt du werden, wunderschönes Weib, es ist geschworen!“

Natalie hatte inzwischen beobachtet, wie die Landleute, die sie von Ferne erblickt, am Rande des Parks sich immer mehr näherten, und dies rief ihr Sicherheitsgefühl in erhöhtem Maße wach. „Ich bemitleide Sie," sagte sie. „Sie wissen nicht, was Sie verlangen, und Ihre Thorheit wirft ein ganzes Leben in die Schanze, zu Gunsten eines Wunsches. Sie zwingen mich zu einer Sprache, zu Auseinandersetzungen, wie sie einem Weibe wohl selten zugemuthet worden sind, und ich fühle mit Beschämung, wie tief ich unter meiner Würde handle, Ihnen nur zu entgegnen." Ihre Stimme bebte leise, als sie das sagte. „Sie haben es dahin gebracht," fuhr sie fort, „daß ich mich dort dem Schutze jener Landleute anvertrauen muß, um Ihrer Rohheit zu entgehen. Und Sie sind von edler Geburt, mein Bruder spricht mit Achtung von Ihnen. Wüßten Sie, Unglücklicher, was Achtung, Sitte, Recht ist, so müßte eine Dame Ihres Standes nirgend sicherer sein, als in Ihrem Schutze. Verlassen Sie die Einöde, in der Sie bisher gelebt, beginnen Sie ein anderes Leben, sehen Sie sich in der Welt um, und öffnen Sie das Auge für die Pflichten, die ein junger Mann zu erfüllen hat. Wie Sie jetzt sind, kann man Ihren Zustand nur beklagen, denn Sie wissen nicht, wie niedrig Sie denken und handeln!"

Inzwischen war die Schaar der Arbeiter die vom Felde kamen, vorübergegangen. Natalie hatte ihren

Schutz nicht angerufen. Im Augenblick, da sie es wollte, besann sie sich eines Andern, sie scheute sich, Aufsehen zu erregen. Titze beobachtete, wie sie die fremde Hülfe vorübergehen ließ, und dieser Zwischenfall, verbunden mit ihren letzten Worten, dem veränderten Ton ihrer Stimme, brachte eine außerordentliche Wirkung auf ihn hervor. Halb war es Freude, halb Demüthigung, die ihn ergriff. Das Gefühl seiner Unwürdigkeit wurde ihm deutlicher, und äußerte sich in einer plötzlichen tiefen Niedergeschlagenheit.

„Es mag wohl sein!" stotterte er. „Seit ich Sie gesehen, ist mir manchmal, als müßte ich aufwachen, mich mit Anstrengung von mir selbst abreißen, als wäre ich doppelt. Ich versteh' es nicht, und kann's nicht aussprechen. Ich hasse das Leben, das ich geführt habe, und sehne mich in die Welt hinaus. Ach, es muß schön, unbeschreiblich schön da sein, wo Sie herkommen! Die Tage, als ich an meiner Wunde niederlag, und oft wie im Traume war, das waren die schönsten meines Lebens, denn da glaubte ich in Ihrer Nähe zu sein, und Sie sprachen so gut, so gut, — wie ich es nie gehört! Aber ich ward gesund, und mit jedem Tage, da ich erstarkte, packte es mich wilder an, wie Raserei, und ich lief umher, Sie zu suchen, und fand Sie nicht. Und nun ich Sie gefunden, und Sie mich von sich stoßen, und mich hassen — oh, mir ist, als wäre ich gelähmt

und zerschmettert! Ich weiß es — jetzt weiß ich's, daß ich vor Ihnen unwürdig bin, daß ich, der rohe Titze von Crixen, der wie ein wildes Thier aufgewachsen, daß ich von Ihnen gehaßt und verabscheut werden muß! O Natalie — nicht Ihren ganzen Haß verdiene ich! Es muß eine Sprache geben, die das sagt, was ich will, aber ich kann sie nicht, ich habe sie nicht gelernt — ich kann sie nicht! Es macht mich ersticken, daß ich nicht ein Wort davon finde! Sagen möcht' ich's, ich fühl' es Alles — hier fühl' ich's, hier (er schlug sich an seine Brust), aber ich find' es nicht, und muß mich von Ihnen verachten und verabscheuen lassen!"

Rapid und heftig, wie bei ihm jede Regung hervorstürzte, war auch in kaum vermitteltem Uebergange jetzt das schmerzliche Gefühl seiner Unwürdigkeit. Er warf sich auf eine Bank, die Arme über die Lehne, und verbarg erschüttert sein Gesicht auf denselben.

Natalie war auf's Höchste überrascht durch diese plötzliche Veränderung der Situation. Aber nicht nur überrascht, sie war bewegt, sie empfand die Erschütterung seines Wesens mit. Sie mußte erkennen, daß seine Leidenschaft eine tiefere sei, denn aus dem Ton seines letzten stürmischen Ergusses klang eine Innigkeit des Gefühls hervor, die überzeugend an ihr Herz drang. Sie stutzte vor dieser Wahrnehmung, und war einen Augenblick unschlüssig, was sie thun sollte. Es stand ihr jetzt

frei, den Ort zu verlassen, und doch blieb sie. Es schien ihr fast grausam, den überwundenen Feind seinen Wunden so preiszugeben.

Dort saß er, von seinen Gefühlen schmerzlich und leidenschaftlich bestürmt, sie hörte, wie er in tiefer Zerknirschung schluchzte. Er schien alles um sich her zu vergessen. Sie mochte das Wort des Abscheu's nicht das letzte sein lassen. Minutenlang wartete sie. Er sah nicht auf. Sie fürchtete ihn nicht mehr, und setzte sich auf die andere Seite der großen, halbkreisförmigen Bank, ihm gegenüber. — Endlich hob er sein Gesicht auf, und schien erstaunt, sie vor sich sitzen zu sehen. „Ah! Sie sind noch da?" rief er mit völlig verändertem Ausdruck.

„Sie erkennen, daß Sie sich vergessen haben," sagte sie, „und dies bewegt mich, Ihre Gesellschaft länger zu ertragen. Daß ich mehr thue, als Sie verdienen, sagt Ihnen Ihr eigenes, jetzt erwachtes Gefühl. Sie haben mich heute so tief beleidigt, wie kein anderer Mann es gedurft hätte, und wie es nur bei Ihrem vollkommen verirrten Leben möglich war. Ich verlange dafür eine Genugthuung. Gehen Sie zu meinem Bruder, lassen Sie sich von ihm in die Welt führen, die Ihnen bisher noch verschlossen war."

Titze fühlte sich erleichtert, neu belebt, und das Bewußtsein, daß er Natalien liebe, klärte sich jetzt, da

er ihr ruhig gegenüber saß, von allen unlautern Elementen ab. „Ach," — stammelte er, „und gibt es eine Verzeihung für meine Schuld?"

„Die Bedingungen, unter welchen ein Weib verzeiht, halten gleiches Maß mit der Schuld."

„Und verzeiht ein Weib nicht, daß es geliebt wird? O sagen Sie mir, was habe ich zu thun, um von Ihnen geliebt zu werden? Ich weiß, daß ich mich schwer vergangen habe, und doch — wüßten Sie, wie es in mir aussieht, oh! Sie würden mir vergeben! Ich mag nicht leben, ohne von Ihnen geliebt zu werden! Sagen Sie mir, was muß ich thun, daß Sie mich lieben können!"

Natalien wurde es nicht ganz leicht, vollkommen ruhig und gelassen zu erscheinen. „Weihen Sie sich einem großen Werke!" sagte Sie. „Daß Sie ein Vaterland haben, das unter schmachvollem Joche eines fremden Siegers schmachtet, das wußten Sie vielleicht bis heute noch nicht. Sprechen Sie mit meinem Bruder Karl. Er wird Ihnen sagen, daß Deutschlands Söhne sich im Stillen rüsten, und daß der Tag nicht fern ist, wo Alle sich einmüthig erheben werden, um des Vaterlandes Ketten zu brechen!"

Titze sah sie erstaunt an, denn es schien ihm dies keine Antwort auf seine Frage. Doch schnell darauf eingehend sagte er: „Und wenn ich mich dem Vaterlande weihe, werden Sie mich dann lieben?"

„Thun Sie das Erstere, und ein größeres Leben wird Ihnen aufgehen, in welchem die egoistischen Wünsche, die Sie in dieser Stunde erfüllen, verstummen."

„Nein, nein! Niemals, Ein Wort nur verlange ich zu wissen! Werden Sie mich lieben, wenn ich thue, was Sie verlangen?"

„Sie haben noch nichts gethan, was mir eine Bürgschaft für die Zukunft sein könnte, und vielleicht bringt der Krieg Sie einst nur noch ordnungsloser und verwilderter zurück. Fragen Sie jetzt nichts mehr, ich habe keine Antwort." — Sie stand auf, und that einige Schritte, um nach Hause zu gehen, denn es wurde dunkel. Da hörte sie hinter sich den aus tiefster Seele hervordringenden Ruf: „Natalie!" — Sie wandte sich um, und Titze stürzte vor ihr auf die Knie, und blickte sprachlos, mit flehender Geberde zu ihr auf.

Natalie fühlte ein leises Beben. „Stehen Sie auf, Dietrich von Crixen!" sagte sie milder. „Ich hoffe, Sie werden sich meine Achtung erwerben. Daß ein edlerer Funke in Ihnen schlummert, weiß ich jetzt. Halten Sie ihn wach, und nutzen Sie ihn zu einem edeln Werke. Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich Alles vergessen kann. Versprechen Sie mir aber, daß die Nachsicht, die ich Ihnen gewährte, Ihnen heilig sein soll, daß Sie mir nicht mehr wie ein ungeberdiger Knabe entgegentreten wollen. Geben Sie mir die Hand darauf!"

Titze preßte die Hand, die sie ihm reichte, beseligt und zugleich erschüttert an seine brennenden Lippen. „O was machst du aus mir!“ rief er, „herrliches, wunderbares Weib! Vor einer Stunde noch würde ich mich verachtet haben, so vor dir zu liegen, und jetzt fühle ich, daß ich dieses Platzes nicht würdig bin! Deine Güte hat mich sehen, fühlen, denken — hat mich reden gelehrt, und ich weiß jetzt, daß ich dich liebe, ich weiß auch, wie groß meine Schuld ist! Du sollst sie ganz kennen lernen, damit du siehst, welch eine Macht mich zum Vergehen trieb. Unsere Väter lebten in bitterster Feindschaft — ich weiß den Grund nicht, aber der meinige hatte noch eine Rache an deinem Hause zu üben. Auf seinem Todesbette preßte er mir den furchtbaren Schwur ab — dich zum Opfer der alten Schuld auszuersehen! Das war die Schlinge, in der gefangen und verlockt, ich dem Verbrechen entgegentaumelte! Nein, fürchte Nichts mehr! Ich fluche jenem Schwur und meinem ganzen bisherigen Leben! Von Begierde gejagt, toll, in tiefster Rohheit kam ich hierher; zerrüttet, zerschmettert, und doch zum erstenmale in meinem Leben glücklich, geh' ich von hinnen! Ihnen aber schwör' ich, Natalie, daß diese Stunde die erste eines neuen, würdigern Lebens sein soll! Leben Sie wohl!“ — Noch einmal drückte er ihre Hand an die Lippen, dann sprang er auf, und stürzte davon, wie um sich selbst

zu entfliehen. Bald war er Nataliens Blicken entschwunden.

Noch schaudernd vor der letzten Eröffnung des unseligen Schwurs, stand sie da. Die Gefahr war vorüber, und wie sie hoffen durfte, für immer, aber grade jetzt, da sie erfahren, zu welcher Schmach sie durch den sterbenden Crixen ausersehen war, jetzt erst überkam sie eine jähe, erschlaffende Bestürzung. Wie tief mußte die Feindschaft des Alten gewesen sein, und wie groß die Schuld ihres Vaters! Sie hatte nichts davon gewußt, der Kriegsrath hatte des alten Crixen nur selten, und dann meist spöttisch und in humoristischen Schilderungen erwähnt. Natalie war sehr niedergeschlagen, sie sah mit bitterm Kummer die Achtung für ihren Vater immer mehr dahinschwinden.

Es war fast finster geworden. Hastig schritt sie durch den Park, dem Schlosse entgegen. In welch eine neue Welt der Anschauungen, des Denkens, des Fühlens und der Erfahrung, hatten die letzten Wochen sie gebracht! Und gar die letzten Stunden waren ihr erfüllt von Ereignissen, die ihr vorher wie eine Unmöglichkeit erschienen wären. Den wilden, rohen Jüngling hatte sie gebändigt, reinere Empfindungen des Herzens in ihm wach gerufen, und endlich einen ihrem Willen unterthänigen Liebenden zu ihren Füßen gesehen. Ein anderes Weib würde vielleicht stolz auf diesen Triumph gewesen sein

Aber Natalie war innerlich zu sehr bedrängt, als daß sie den Sieg als solchen hätte empfinden können. Ja, jetzt, da die angestrengte geistige Spannung, die sie während der Unterhaltung mit dem jungen Wilden aufrecht gehalten, immer mehr schwand, jetzt erst recht stürmte die ganze Fluth zurückgepreßter Empfindungen und Gedanken zu ihrem Haupte auf. Sie fühlte sich wie entehrt, erniedrigt, vernichtet; Zorn, Abscheu, Schreck, Rath- und Trostlosigkeit wechselten rasch miteinander ab. Eine Stimme des Mitleids sprach dazwischen, um dann wieder von der glühendsten Empörung über das Erlebniß verschlungen zu werden. Aber was sie auch an Kräften des Wiederstandes gegen das Gefühl der Niederlage zu Hülfe rief, sie fühlte sich dennoch wie aus allen Fugen ihres Wesens gebracht. Sie hatte erfahren müssen, daß es Lebenslagen giebt, wo all ihr Weltton, ihre Bildung, die ganze Sicherheit, die sie in der Gesellschaft erworben, Nichts sind, und wo nur das Weib in seiner innersten Natur zum Kampfe aufgerufen wird. Ob wildeste Rohheit, ob äußerste Lebensverfeinerung — Beides wird zunichte, wenn eine gewaltige Leidenschaft im Menschen plötzlich die Tiefe des menschlichen Gefühls erweckt. Und Natalie hatte zum erstenmale den vollen, ergreifenden Grundton des Menschengemüths gehört. War es tiefster Schmerz, war es Freude, die sein Ruf erweckte, sie wußte es nicht, sie fühlte sich nur erschüttert,

sie bebte, sie schauderte nur, und ein Grauen kam sie an, ihn noch einmal hören zu müssen. Ihr war's, als folgte ihr der Entflohene auf den Fersen. So von ihren eigenen Gedanken in immer heftigere Flucht gejagt, kam sie vor dem Schlosse an. Hier sank sie, an Leib und Seele erschöpft, auf eine Gartenbank nieder, und brach in heftige, leidenschaftliche Thränen aus. —

Fünftes Kapitel.

In noch aufgeregterm Zustande, ja in noch viel größerer Rathlosigkeit, befand sich Titze. Wie ein Verfolgter verließ er den Park, und eilte ohne Ziel querfeldein. — Die Stunde des Erwachens aus dem chaotischen Traume seines bisherigen Daseins war zugleich so vernichtend für ihn, daß selbst die reinere Glut seiner Liebe ihn kaum aus dem Gefühl innerster Zerknirschung erheben konnte. Das Bewußtsein seiner Verworfenheit erschütterte ihn jetzt mit derselben ungestümen Heftigkeit, wie ihn noch vor Kurzem die Willkür des Sinnentaumels beherrscht hatte. Der Augenblick, wo der Mensch sich von seinem ganzen frühern Selbst loszuringen im Begriff ist, weil die Erkenntniß der innersten Nothwendigkeit einer solchen Wandlung zum Gebot geworden, bringt einen Kampf mit

sich, der nur dann ein freudiger und zuversichtlicher wird, wenn ein bestimmtes Ziel verheißend in Aussicht steht. Wo aber das letztere fehlt, und die Zukunft als eine nebelhafte Oede dasteht, wo nur das Gefühl der Schuld alle Seelenkräfte rasend durcheinander jagt, und das Gemüth vergeblich nach einem Anhalt sucht, da ist der Kampf ein vernichtender, und der Zufall entscheidet über ein Leben. — Titze hatte, so sehr er fühlte, daß Alles um ihn her zusammenbrach, so sehr er empfand, daß es anders mit ihm werden müsse, noch kein Ziel, noch auch einen Plan. Wie wäre das möglich gewesen? Natalien durch Gewalt zu besitzen, hatte er, mit Abscheu vor sich selbst, aufgegeben. Er wußte, daß der Schwur nicht zu erfüllen sei. Aber in dem Gefühl seiner Unwürdigkeit schien es ihm zugleich unmöglich, die Geliebte jemals durch Verdienst zu erwerben. Zu der Höhe, auf der er sie sah, führte kein Weg, den er sich nicht selbst schon untergraben hatte.

In dieser Zerrüttung kam er nach Stunden planlosen Umherschweifens an der Kirchhofmauer zu Niederberg an. Es mochte Mitternacht sein. Er fand die Thür offen, und trat ein. Es war dunkel, nur die Sterne glänzten und flimmerten, und ließen die Umrisse der Bäume und des Kirchendaches unterscheiden. Die raschen Schritte des nächtlichen Besuchers gaben das einzige Geräusch in der tiefen Stille des Todtenreichs. Titze eilte zwischen

den Bäumen, Gebüschen und Gräbern hin, und der Jahrhunderte alten Gruft seiner Ahnen zu. Sie befand sich in der Nähe der Kirche, an die Mauer gelehnt, umgeben von hohem Kieferngehölz. Rechts und links von der Eingangsthür war ein steinerner Sitz angebracht, kunstlos und roh, von nur unvollkommen behauenen Granitplatten. — Was ihn hierher getrieben, wußte Titze selber nicht, aber als er sich an dem finstern, unheimlichen Orte angelangt sah, schien ihm das Ziel seiner Wanderung erreicht. Erschöpft setzte er sich auf einen der steinernen Sitze, und starrte hinaus in den dunkeln Umkreis der Nacht. Das dumpfe melancholische Rauschen der Kieferwipfel summte eintönig über ihm, aber es schien ihn zu beruhigen. Das Chaos seiner Gedanken zertheilte und klärte sich, und je länger er saß, desto größere Ruhe und Stille kam über ihn. — „Ich verzeihe dir, Vater, daß du mich in tiefster Verwahrlosung hast aufwachsen lassen!“ dachte er. „Du wußtest es nicht besser, und glaubtest Recht zu thun. Aber wie ich lebte, darf und kann ich nicht fortleben. Das Haus meiner Väter ist verarmt, ist mir eine Einöde geworden. Ich habe Nichts als mich selbst, und weiß nun, daß meine Kräfte dem Vaterlande gehören. Du hast mir nie gesagt, was das Vaterland bedeutet, aber *sie* hat es mir eröffnet, sie, zu der du mich durch ein verworfenes Gelübde hingetrieben!“

„Und der Schwur muß doch erfüllt werden!“ rief plötzlich eine Stimme, die aus der Gruft hervorzudringen schien. Titze fuhr auf, und bemerkte eine Gestalt, die auf der Steinplatte an der andern Seite der Thür saß. „Wer spricht da!“ rief er, auf die Gestalt zuschreitend. — „Nu! ich bin's, Junker!“ entgegnete der Andere. „Wenn der Junker laut vor sich hinredet, so —“

„Wolf! Was hast Du hier zu suchen?“

Wolf gab darauf nicht gleich Antwort, sein Herr mußte die Frage wiederholen. „Ich weiß, was der Junker heut vorgehabt,“ sagte er endlich, „denn ich hab's von Weitem mit angesehen. Und da war mir's, als müßt ich's dem Gestrengen da unten klagen gehn, daß der Junker sich von einem Weibsbild an der Nase herumführen läßt!“

„So bist du mir nachgegangen? Was gehen dich meine Wege an?“

„Weil ich weiß, daß der Junker mit seinem Schwur nicht zurechtkommt, weil ich ihm helfen wollte, wenn —“

„Hund! Bestie!“ schrie Titze außer sich, indem er Wolf an der Brust packte und schüttelte. „Untersteh dich noch einmal, mich an die schmachvolle Stunde zu mahnen, und ich schlage dich zu Boden! Hier vor der Gruft des Vaters schwör' ich ihn ab, den Schwur, wie ich mein ganzes vergangenes Leben abschwöre! Ich

will verflucht sein, wenn ich jemals anders, als mit Scham und Reue daran denke!"

Dröhnend brachte der Schall den Ton der Worte aus dem vergitterten Gewölbe zurück. Wolf schauderte, er begriff seinen Herrn nicht, denn er begriff nur, daß der Wille des alten Herrn erfüllt werden müsse, und hatte in seiner rohen Brust kein sittliches Gefühl für den Abscheu vor der That. — Titze aber verließ mit raschen Schritten den Kirchhof, und eilte nach Hause. Wolf folgte ihm von Weitem.

Als der junge Crixen an den Saum des Waldes gelangte, sprang ein Bauernbursche, ein früherer Spielkamerad von ihm, aus dem Gebüsch, und hielt ihn am Arme fest. „Junker!" rief der Bursche halblaut, „geht nicht nach Hause! Sie lauern Euch auf, macht, daß Ihr wegkommt!"

„Wer lauert mir auf?" fragte Titze erstaunt.

„Gendarmen zu Pferde halten Euer Haus besetzt, und andere sind im Walde versteckt —"

„Nun? Und was wollen die von mir?"

„Wegführen wollen sie Euch, auf die Festung!"

„Unsinn!"

„Ich sag's Euch, Junker! Macht, daß Ihr wegkommt, es ist nicht sicher hier!"

„Wer hat dir diese Thorheiten in den Kopf gesetzt?" rief Titze. „Sind Gendarmen in meinem Hause, so

will ich mir meine Gäste ansehen. Sie zu bewirthen wird nichts da sein!" — Ohne sich aufhalten zu lassen, schritt er vorwärts. Wolf aber, der inzwischen nachgekommen war, ließ sich von dem Burschen die Gefahr erzählen, und die abenteuerlichsten Vermuthungen kreuzten sich durch seinen Kopf. — Der Warner hatte Recht gehabt. Kaum war Titze hundert Schritte gegangen, als ihm ein lautes Halt! zugerufen wurde. Sofort ertönte ein helles Pfeifen durch den Wald, welches von mehrern Seiten beantwortet ward. Gleich darauf sah sich Titze von einem halben Dutzend waffenklirrender Gestalten umgeben. „Sind Sie der junge Herr von Crixen?" fragte eine Stimme. — „Der bin ich! Was soll die Frage und dieses Auflauern?" entgegnete der Gefragte mit stolzem Ton. — „Sie sind unser Gefangener und werden wohl thun, sich in Gutem zu ergeben, da jede Widersetzlichkeit Ihre Sache nur verschlimmern kann."

„Gefangener, ich? Wie komm' ich dazu?"

„Wir sind nicht beauftragt, uns auf Erklärungen einzulassen."

„Was aber habe ich verbrochen —?"

„Herr von Crixen, Sie werden es wissen — und kurz und gut, Sie sollen wegen geheimer politischer Umtriebe auf die Festung Spandau geführt werden."

„Was? Ich politische Umtriebe? Nun, wahrlich

ich wünschte, ich hätte es gethan, so hätte ich doch Etwas gethan, womit ich zufrieden sein könnte!"

Unter diesem Gespräch war Titze, umgeben von seinem Gefolge, nach Crixen gekommen. Auf dem Platze vor dem Hause entfaltete sich ein kriegerisches Bild. In der Mitte loderte ein Reisigfeuer hoch auf, und warf seinen flackernden Schein auf das alte Gemäuer, auf den Umkreis der Baumstämme, und auf eine Menge blanker Waffen und Reiterhelme. Ein Gendarmeriecorps von etwa dreißig Mann harrte aufgesessen des Ankömmlings, während die Pferde derer, welche dem Gefangenen zu Fuß aufgespürt hatten, vor der Thür angebunden standen. — „Das sind viel Umstände um meinetwillen!" sagte Titze zu seinem Begleiter, den er jetzt als den Officier des Corps erkannte. — „Haben Sie im Hause noch etwas zu besorgen," nahm der Officier das Wort, so bitte ich, daß Sie sich beeilen, denn ich muß Sie noch vor Tagesanbruch in Spandau abliefern."

„Eilt es so sehr? Da muß ich sehr gefährlich sein! Haben Sie das Haus verschlossen?"

„Richtig! Es war um Ihrer Leute willen, die ich nicht fortlassen durfte."

Gefolgt von seiner Wache trat Titze in das Haus. Die alte Schaffnerin und zwei Knechte, sein ganzer Hausstand, kamen ihm mit Geberden der Bestürzung

entgegen. „Ich muß euch aus meinen Diensten entlassen, da ich selbst aus dem Hause geführt werde," sagte er zu ihnen. „Ich kann euch nichts mehr geben, drum nehmt euch zum Lohne oder Andenken irgend etwas, das euch gefällt. Du, Alte, schließest das Haus zu, und bringst den Schlüssel nach Sophienthal. Wo ist Wolf?"

Wolf hatte wuthentbrannt den Versuch machen wollen, die Bewohner des Dorfes zu Hülfe zu rufen. Aber die Vorstellungen des Bauerburschen, der Anblick der Menge von Bewaffneten, vor Allem aber die Unmöglichkeit, aus dem entfernten Dorfe eine genügend schnelle Hülfe leisten zu können, brachten ihn davon ab. In verzweifeltem Zorne stürzte er in das Haus. — „Herr!" rief er, „das lassen wir uns gefallen in unserm Hause?"

„Ich hätt' es doch verlassen," entgegnete Titze mit Ruhe. „Ich hab' hier nichts mehr zu thun." — „Nein!" schrie Wolf, „und eher soll man mich todtschlagen, ehe ich Euch so herausführen lasse!"

„Sind Sie breit, Herr von Crixen?" fragte der Officier. „Ihr Pferd habe ich satteln lassen."

„Ich bin bereit. Wolf, bleib bei der Alten da, so lange sie im Hause ist. Nimm dir aus dem Gewehrschrank — oder was du sonst willst, und mach' es zu Gelde, damit du leben kannst. Ich denke, wir sehen uns wieder!"

Er wandte sich, um das Zimmer zu verlassen. Wolf aber sprang in die Thür, und stemmte sich mit beiden Armen fest, den Ausgang versperrend. „Bringt den Menschen bei Seite!“ rief der Officier. Zwei Gendarmen faßten ihn an. Aber wüthend schlug Wolf dem Ersten mit geballter Faust in's Gesicht, daß demselben ein Blutstrom über den Bart rann. — „Bindet ihn!“ herrschte der Officier, während Titze den wie rasend um sich her Schlagenden vergeblich zur Ruhe mahnte. Wolf mußte der Uebermacht weichen, man band ihm die Hände auf dem Rücken zusammen, um ihn mit seinem Herrn hinwegzuführen. Gleich darauf wurde Titze's Pferd vorgeführt. Er bestieg es, und nickte der in der Thür heulenden und händeringenden alten Haushälterin den Abschied zu. Noch einen Blick warf er auf das dunkle Gebäude, und dann ging es fort, inmitten des durch den Wald klirrenden und dröhnenden Reiterhaufens. — Er wußte nicht, was ihm diese Ruhe und Gelassenheit gab. Fast empfand er es wie eine Wohlthat, daß irgend ein Ereigniß, neu und von außen her, bestimmend in sein Leben trat. Nicht mit der Betrübniß eines Gefangenen ritt er dahin, nein, mit einem gewissen Behagen an dem umfassenden berittenen Gefolge. Und so beantwortete er einige Fragen des Officiers frischweg, und war bald in lebhaftem, ganz außerhalb des executiven Bereichs liegenden Gespräch mit ihm. Dem

Letztern war die Stimmung seines Gefangenen sehr erwünscht. Denn man hatte ihn auf eine heftige Widersetzlichkeit, vielleicht auch auf Widerstand von Seiten des Landvolks vorbereitet, wobei es nicht ohne Kampf und eine größere Anzahl von Gefangenen abgehen dürfte. Aus diesem Grunde war ihm eine so große Anzahl Berittener mitgegeben worden. — — —

Titze von Crixen war nicht der Einzige, der um diese Zeit auf die Festung wandern mußte. Mit oder ohne Grund wurden viele Hunderte durch die Einflüsterungen feiler, bestochener Beamten rasch und heimlich abgeführt. War nun gar ein Franzose der Angeber, so bedurfte es keiner Untersuchung, und, gleichviel ob wirkliche patriotische Bestrebungen eine Person gefährlich machten, oder ob Verdacht, Haß, Rache, die Beweggründe waren, das Opfer wurde sofort in der Stille beseitigt. So füllten sich die Festungen in nie gesehener Weise, und bei der förmlichen Besatzung von Gefangenen war es unmöglich, sie völlig von einander abzuschließen. Männer, die ihre echte und wahre Vaterlandsliebe hier abbüßen sollten, fanden Gelegenheit, sich ihren Schicksalsgenossen mitzutheilen, und so wurden Kerker und Bande der Schauplatz um so glühendern Franzosenhasses und sorgsam gehüteter Freiheitspläne. —

Aber nicht allein hinter den Wällen der Festungen,

in ganz Deutschland flammte der Haß gegen die Tyrannei der Fremdherrschaft immer furchtbarer auf, und es war nicht mehr möglich, ihn im Stillen umherzutragen. Alle Diejenigen, welche in ihrem glühenden Drange sich zur Befreiung des Vaterlandes vereinigten, wurden in den gemeinsamen Namen des „Tugendbundes“ zusammengefaßt. Dieser Bund, der, ohne äußere Erkennungszeichen, nur in der gleichen Gesinnung und den gleichen Wünschen bestand, umfaßte Millionen von Mitgliedern, und wuchs mit jedem Tage. Und auch seine Hoffnungen wuchsen und reiften heran. Jene furchtbaren Schlachten bei Smolensk, bei Borodino, der Brand von Moskau und der Armeen vernichtende Uebergang über die Beresina, welche in den Monaten August bis zum November hintereinander folgten, kündeten von Niederlagen über Niederlagen des französischen Unterdrückers, bis endlich, durch Schnee und Frost von Osten hergejagt, der große Kaiser mit seinem aufgeriebenen Heere nach Paris zurückfloh. — Schon lange hatten Männer wie Stein, Scharnhorst, York, Gneisenau, Blücher, deren Namen ewig der Stolz der deutschen Nation bleiben werden, das Werk der Befreiung vorbereitet, und jetzt standen Rußland und Preußen im Bunde gegen Frankreich. Noch war der Krieg nicht erklärt, als aber der König von Preußen zu Ende des Januar 1813 plötzlich nach Breslau, dem

Hauptsammelplatz der Patrioten abreiste, sah die allgemeine Begeisterung der Kriegserklärung mit Bestimmtheit entgegen. Alles eilte nach Breslau, die Universitäten begannen schon sich zu leeren, die Jünglinge verließen die Hörsäle, und ließen ihre Namen in die Listen des Krieges einreihen. Man nannte dies zum Schein in Breslau „immatriculiren.“

Sechstes Kapitel.

Eines Nachmittags in den ersten Tagen des Februar saß Gräfin Natalie in ihrem Zimmer, und neben ihr ihre Schwägerin Clara. Die Lampe stand auf dem Tische, denn der Februartag war schon um vier Uhr zu Ende gegangen. Natalie trug ein einfaches Hauskleid, geringer als man es früher an ihr gesehen haben würde. Beide Freundinnen waren mit Handarbeiten beschäftigt, und scheuten sich nicht, ihre zartgewöhnten Hände an die gröbsten Stoffe zu wagen. Sie hatten in Berlin einen Verein der Frauen gestiftet, der sich anheischig machte, zu nähen, zu stricken, Charpie zu zupfen, Binden und Bandagen zu fertigen, kurz alles Nöthige zu den großen Feldlazarethen herzustellen. So standen denn Schachteln und Körbe voll Linnen und

Wollenzeug umher, die heute abgeliefert worden waren. Natalie legte die Arbeit bei Seite, und nahm einen Bleistift, um die Sendungen zu überzählen und zu notiren. Clara dagegen zog einen Brief aus der Tasche, um ihn nochmals durchzulesen. — „Wie gut, wie tröstend und liebevoll mein Karl schreibt!“ sagte sie nach einer Weile. „Nein, ich werde ihm das Herz nicht schwer machen! Ihn ruft eine große, heilige Pflicht! Er soll in Breslau bleiben, soll ganz seinem edeln Drang für das Vaterland folgen. Meine Angst, meine Sorgen werde ich für mich behalten.“

Natalie rückte näher zu ihr, und legte ihren Arm um Clara's Schulter. „Du hast einen braven Gatten,“ sagte sie. „Du hast seit Monaten sein Abbild in deinem Kinde — du bist trotz aller Sorgen ein glückliches Weib! —“ Natalie seufzte nicht, sie lächelte eher, in ihrem Antlitze lag eine schöne, hohe Ruhe. Clara drückte ihr leise die Hand, während Natalie das Haupt auf den Arm stützte. Wie ganz anders war ihr Leben geworden! Der Gesellschaftsglanz, noch im vorigen Winter ihre Lust, war ihr jetzt gleichgültig oder lästig. Sie hatte ernstere Blicke in's Leben gethan, sie sah Vieles, das ihr sonst schön däuchte, des bunten Flitters entkleidet, in seiner wahren Gestalt. Ueber den Marquis konnte sie sich nicht mehr täuschen. Sie sah seinen täglich wachsenden Uebermuth, die Verachtung, mit der

er das, was ihr groß und heilig geworden war, bespöttelte; die Willkür, mit der er ihren Vater beherrschte, ja, sie durchschaute auch seine Pläne in Betreff ihrer selbst. Daß ihres Vaters Angelegenheiten äußerst bedrohlich standen, wußte sie, und so auch durch seine eigenen Andeutungen, daß ihre Hand die Bedingung sei, unter welcher der Marquis den Kriegsrath dem Verderben entreißen wolle. Sie war fest entschlossen, jeder Gefahr zu trotzen. Zu einem niedrigen Opfer fühlte sie zu groß, und wollte lieber in Dürftigkeit ihres Vaters Unterhalt verdienen, als feige die Hand eines Retters ergreifen, den sie verachtete. — Doch in diese Gedanken drängte sich oft genug eine Sorge anderer Art. Die Gefangennehmung Titze's war ihr nicht unbekannt geblieben, und sie konnte nicht umhin, oft nach den Wällen und Eisenriegeln der Festung hinüberzudenken. Sie erwähnte des Gefangenen selbst gegen Clara niemals. In welcher Weise hätte sie es auch thun sollen? Hatte sie selbst doch weder Wünsche noch Hoffnungen, sondern nur zuweilen eine Frage an das Schicksal, warum so viel Kraft, Schönheit und Gemüth in roher Entwicklungslosigkeit erstarren müsse?

Clara wußte jedoch auch ohne Bekenntnisse, was in ihrer Freundin vorging. Und als Beide eine Weile geschwiegen hatten, war die junge Frau überzeugt, daß sie nichts Unvermitteltes vorbringe, als sie begann:

„Glaube mir, auch die Thore der Festungen werden sich aufthun, und die Eingekerkerten der Freiheit wiedergeben!“

„Wie aber wird die Gefangenschaft auf sie gewirkt haben?“ meinte Natalie.

Clara streichelte ihre Hand, und sagte lächelnd: „Auf Einen meinst du?“

„Leider denk' ich's! Monate sind nutzlos vergangen! Clara — ich weiß es jetzt mit Bestimmtheit, daß es der Marquis war, der Crixens Gefangennehmung befahl, und daß mein Vater zu der neuen unwürdigen That hat seine Hand bieten müssen. Wie wird das enden? Er ist doch mein Vater!“ — In diesem Augenblick wurde heftig an die Thür gepocht. Die Freundinnen hatten sich eingeschlossen, und Natalie fragte, wer da sei. Die Stimme des Kriegsraths antwortete. Natalie öffnete, und ließ ihren Vater ein. Er warf einen kurzen Blick über die vielerlei Körbe und aufgeschichteten Zeuge. Der Anblick war ihm nicht ungangenehm, er betrachtete die Thätigkeit seiner Tochter wie einen letzten Rettungsanker, auf der Fluth seiner Aengste und Sorgen. „Mein Kind,“ begann er, „Lacroix ist da, und will dich sprechen. Ich komme selbst, um es dir zu sagen, du weißt, um was es sich handelt.“

„Ich weiß es, lieber Vater, und werde ihm keine Unterredung mehr gewähren. Die Frechheit dieses Menschen

übersteigt alle Grenzen! Er weiß, wie sehr ich ihn verachte —"

„Du weißt auch, Natalie," unterbrach sie der Kriegsrath, „was in Betreff deiner Familie in deiner Hand liegt!"

„Und du kannst mir nach all meinen Erklärungen noch zumuthen, mich an einen Feind des Vaterlandes, und an einen Nichtswürdigen wegzuwerfen?"

„Natalie! Natalie! Und dennoch hast du Unrecht! Hör' ihn wenigstens an, sprich kein letztes Wort, such' ihn hinzuhalten! Komm, mein Kind, ich bitte dich darum!"

Natalie schüttelte ruhig den Kopf. „In einer Viertelstunde fahre ich in's Theater," sagte sie.

„Heut? Nein, nein! Die Jungfrau von Orleans willst du sehen? Ein andermal, Natalie —"

„Heut, lieber Vater, heut!"

„Aber Kind —! Sieh, ich vermuthe, der Theaterabend wird nicht ohne Störung zu Ende gehen, man wird an gewissen Stellen Demonstrationen machen —"

„Sehr möglich! Und ich will dort gesehen werden, aller Welt will ich meine Gesinnung zeigen. Ich habe mich Niemand zu verbergen!"

Der Kriegsrath schwieg einen Augenblick. „Wie Du willst!" rief er darauf mit Kälte. „Ich kann aber nicht hindern, daß der Marquis dich in's Schauspiel

begleitet!" — Er verließ das Zimmer. Natalie war unangenehm überrascht. Indessen faßte sie sich bald. „So mag er denn an meiner Seite anhören, wie sein Reich zu Ende ist!" sagte sie. — Die Gräfin wechselte schnell ihren Anzug, aber auch nur, um wieder in bescheidenstem Kleide zu erscheinen. Keinen Schmuck, kein übliches Putzstück legte sie an. Sie wollte in einfachstem Costüm in der ersten Reihe der Logen gesehen werden, wo sie einst in prahlendem Glanze der Pariser Mode gesessen hatte. So war es jetzt unter den durch sie verbündeten Frauen üblich. Bald darauf fuhr sie in Gesellschaft des Marquis nach dem Schauspielhause. — Herr von Lacroix war übel dran neben der Gräfin. Ein anderer Freier wäre längst zurückgetreten, der Marquis aber ließ sich nicht vertreiben. Sie behandelte ihn mit Kälte, mit Nichtachtung, ja mit Wegwerfung, er wußte längst, daß sie ihm freiwillig ihre Hand nicht reichen werde. Auch war ihm die Freierei längst langweilig geworden, da sie zu keinem Ziele führte, und eine Verheirathung mit Natalien nicht eigentlich in seinem Plane gelegen hatte. Trotzdem, daß ihre Schönheit ihn doch immer wieder fesselte, war es mehr ein Gefühl der Rache, das in ihm lebte. Er wollte sie peinigen, wollte sie quälen und ängstigen. In seiner Galanterie lag mehr Hohn und Spott, als Artigkeit. So ungünstig auch die politische Atmosphäre für ihn wurde, er hoffte dennoch, da

er den Vater in Händen hatte, die Verhältnisse dahin zu bringen, daß Natalie in letzter Verzweiflung ihm die Hand reichte. Wäre sie erst seine Frau, dachte er, so ginge sie ihn ja nichts mehr an! Aber seine französische Philosophie und Frauenkenntniß schien hier doch scheitern zu wollen. — Das Schauspielhaus war bis auf den letzten Platz angefüllt. Das Vorspiel in Dom Remi begann, und der schöne ideale Schwung der Schiller-schen Verse brachte die Zuhörer sofort in gehobene Stimmung. Johanna wird durch die Ankunft Raimonds und seine Erzählung aus ihrem Traume geweckt. Sie entreißt ihm den Helm, und bricht mit begeistertem Sehertone in hohe Siegesverheißungen aus:

„Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges,
Die Fesseln tragen eines fremden Volks?"

Da war's, als wollte das Haus zusammenbrechen in schallendem Beifallsruf, und kaum konnte Johanna die Rede wieder gewinnen. Endlich ward es still, und sie fuhr fort:

„Wir sollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn?
— — —

Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?"

Und wiederum ein jauchzender Beifallsruf, ein donnerndes Echo all der Empfindungen, die Jeder in der Brust nährte, und die die Poesie zu Sprüchen ewiger Schönheit verklärt hatte. Die Scene war nicht mehr Frankreich, die Zeit nicht mehr das fünfzehnte Jahrhundert, der Schauplatz war Berlin, die Zeit die Gegenwart. Prächtig, begeisternd, klangreich ging Scene um Scene vorüber. Es überrieselte die Zuhörer bei all jenen patriotischen Glanzstellen, man empfand sie wie Andacht, als prophetische Verkündigungen einer ereignißreichen nächsten Zukunft. Heut schien vom Parterre bis hinauf zur letzten Galerie das Publikum in seinen Gefühlen einig, die höchste Begeisterung hatte zwischen Hoch und Niedrig das Band nationaler Brüderlichkeit erschaffen, die Fremdesten begrüßten sich wie nächste Freunde, und persönlich Verfeindete vergaßen ihren Groll, und schlossen sich an einander. So vergingen unter athemlos lauschender Stille und donnerähnlichem Jubel die ersten Acte. —

Dem Marquis war diese Stimmung im höchsten

Grade fatal. Zwar hatte er etwas Aehnliches voraus=
gesehen, und schon am Morgen Alles in Bewegung
gesetzt, um die Aufführung dieses Stückes zu verbieten.
Doch mußte er erfahren, daß ein Befehl der französi=
schen Gesandtschaft seit einigen Wochen nicht mehr un=
bedingt befolgt wurde. Die nationale Stimme verlangte
nach langer Unterdrückung einmal einen Ausdruck öffent=
licher Kundgebung. — So saß denn Herr von Lacroix
mit lächelnder Unbefangenheit neben Natalien. Schon
im Vorspiel versuchte er eine laute Unterhaltung anzu=
knüpfen, wurde aber von allen Seiten zur Ruhe ge=
rufen. Gähnend trommelte er mit den Fingern, oder
betrachtete das Publicum durch das Opernglas. Plötz=
lich fuhr er zusammen, und ein Gefühl eisigen Ingrimms
durchzuckte ihn. Er hatte sich nicht geirrt. Im Parterre
ragte die Gestalt seines Feindes Titze von Crixen hervor,
und sah in diesem Augenblick mit durchdringendem Blick
zu der Loge hinauf, in welcher Natalie und der Mar=
quis saßen. Wie war er von der Festung entkommen?
Wußte Natalie, daß sie ihn hier sehen würde? War sie
im Einverständniß? — Einige Minuten lang verlor der
Marquis beinahe die Fassung. Alle seine Pläne schei=
terten; in der großen Welt, wie in Privatkreisen schien
sich Alles gegen ihn zu verschwören. Indessen gewann
er seine Ruhe wieder, und nach Beendigung des dritten
Actes wendete er sich mit malitiösem Lächeln an Natalien:

„Warum sagten Sie mir nicht gleich, Gräfin," begann er, „daß Sie heut alte Bekanntschaften hier erneuern wollten?" Natalie verstand ihn nicht, und wandte sich, um eine Antwort zu vermeiden, zu einer Nachbarin. Da aber erblickte auch sie Titze, und ein freudiger Schreck durchfuhr sie. Titze grüßte mit strahlendem Gesicht herauf, sie konnte nicht umhin, den Gruß zu erwiedern.

„Wie er nur losgekommen sein mag?" fuhr der Marquis mit lächelnder Gleichgültigkeit fort. „Hat er nicht im Zuchthause gesessen, Ihr junger Freund?"

„Dahin vermochten Sie ihn nicht zu bringen, allmächtiger Herr Gesandtschaftsattaché!" entgegnete Natalie mit Hohn. „Er war, wo die Besten seiner Nation für ihre Vaterlandsliebe gelitten haben!"

Der vierte Act begann, aber um Nataliens Aufmerksamkeit war es geschehen, und selbst ihre Augen verliefen sich fast unwillkürlich in das Parterre. Titze that sich unter den Beifallklatschenden und Rufenden hervor, sein Gesicht war geröthet, seine Augen brannten in fanatischer Gluth. — Kaum war der vierte Act zu Ende, als sich unter dem Publicum eine merkliche Bewegung verrieth. Es gingen Zeitungsblätter umher, an einigen Orten ertönte Jubelgeschrei, an andern rief man: „Ruhe!" Von der Galerie jauchzten Flüche gegen die Franzosen, es war wie die Stimmung eines Aufruhrs. Da hörte man auf mehrern Seiten die Worte: „Vorlesen! Vorlesen!"



Eine hohe Jünglingsgestalt sprang im Parterre auf die Brüstung, und las mit lauttönender Stimme aus dem Zeitungsblatte den eben erschienenen Aufruf des Königs vom 3. Februar. An alle Preußen vom siebzehnten bis zum vierundzwanzigsten Jahre erging der Ruf zu den Waffen, und somit, wenn es gleich nicht ausdrücklich ausgesprochen war, zur Befreiung des Vaterlandes. — Unbeschreiblich war der Eindruck dieses Ereignisses, hier, wo die männlich begeisternde Mahnung Schillers bereits vorgearbeitet hatte. Ein nicht enden wollender Jubel wurde laut. Alles hatte sich erhoben, Männer und Jünglinge stürzten einander in die Arme, Frauen und Jungfrauen wehten mit Tüchern, bis endlich das verworrene Getöse in ein tausendstimmiges Lebehoch auf den König überging. —

„Aber wer war der wunderschöne junge Mann, der das Manifest vorlas?“ flüsterte man in den Logen umher. Auch Natalie hörte die Frage, aber sie gab keine Antwort. Sie war von den Frauen vielleicht die einzige, die jene Stimme schon gehört hatte, aber sie mochte Niemand den Namen sagen. Sie hatte den Blick aufgefangen, den Titze, nachdem er das Manifest vorgelesen, zu ihr hinaufgeschickt, und in dem sie die Worte zu erkennen glaubte: „Du weißt, daß ich dem Rufe meines Königs folge!“

Das Schauspiel schien für eine halbe Stunde vergessen

zu sein, die Klingel konnte sich kaum Gehör verschaffen. Endlich ging der Vorhang auf. Der Marquis war in der unbehaglichsten Stimmung, er hielt es für seine Pflicht, jetzt, da auf dem Gesandtschaftsbureau wichtige Nachrichten seiner harren mußten, das Haus zu verlassen. Doch konnte es ihm als Feigheit ausgelegt werden, so dachte er, wenn er sich jetzt davonmachte, und so blieb er denn, immer lächelnd und lorgnettirend, in seiner Loge zurückgelehnt sitzen.

Das Stück ging unter aufgeregtem Beifall zu Ende, und der Strom der doppelt beglückten Zuhörer ergoß sich in's Freie. Natalie nahm den Arm des Marquis nicht an, sondern eilte mit einem leichten Kopfnicken vor ihm her. Vor den Thüren war ein lebhaftes Gedränge, und es schien, als gafften hundert neugierige Augen grade Natalien und ihren Begleiter an. Der Wagen harrte schon, und an dem geöffneten Schlage stand — Titze von Crixen. Ohne Umstände half Titze Natalien hinein, und als der Marquis, der ihm wie einem Bedienten zurief, seinen entfallenen Hut aufzuheben, ihr folgen wollte, schob er ihn kurz bei Seite, und sprang selbst zu Natalien in den Wagen. Kutscher und Bedienter schienen im Einverständniß gegen den Franzosen zu sein, der Wagen rollte davon, und der Marquis suchte mit einem Fluche seinen Hut.

„Fürchten Sie Nichts!“ sagte Titze, „ich wollte Sie

heut noch sprechen, und wußte keinen andern Weg dazu!" — Diese verwegene Art, sich eine Unterredung zu erzwingen, erschien dem jungen Tollkopf als die allernatürlichste, und Natalie war selbst viel zu aufgeregt, als daß sie dieselbe zum Gegenstande besonderer Auseinandersetzungen hätte machen sollen. Auch ließ ihr Titze keine Zeit dazu. „Wissen Sie, woher ich komme?" fragte er. — „Von der Festung? Aber wie kamen Sie in Freiheit?"

„Weiß ich doch nicht einmal, warum ich gefangen genommen wurde! Kurz, vorgestern zu Nacht wurde mir eröffnet, ich sei frei, und könne nach Hause gehen. Heimlich eingesteckt und heimlich wieder herausgelassen! Und wie man dazu kommt, wird Einem nicht gesagt. Aber nach Hause gehe ich nicht wieder. Ich habe mehr zu thun, als im Walde zu sitzen. Wissen Sie, wo ich hingehe?"

„Nach Breslau?"

„Richtig! Ihren Bruder will ich sprechen, denn von ihm hab' ich viel gehört. Er soll mir einen Platz anweisen, wo ich meinem Vaterlande nützen kann!"

„Und das wollen Sie?"

„Ja, Natalie, ich habe gelernt, daß das Vaterland zu den theuersten und heiligsten Angelegenheiten des Mannes gehört. Doch davon später. Natalie — der Wagen muß sogleich halten — lassen Sie mich nur

noch einmal mit Ihnen sprechen! Drei Tage muß ich in Berlin bleiben. Ihr Bedienter weiß meine Wohnung. Versprechen Sie mir's!" — „Es soll geschehen!" sagte Natalie. Mit Heftigkeit ergriff er ihre Hand und drückte sie an die Lippen, und Natalie, erregt von den Ereignissen des Abends, und überrascht durch die Situation, versah es, ihm dieselbe zu entziehen. — Schon hatte der Wagen die kurze Strecke vom Schauspielhause bis nach der Behrenstraße zurückgelegt, und hielt vor dem Hause des Kriegsraths. Titze öffnete den Schlag, sprang hinaus, flüsterte dem alten Diener ein paar Worte zu, und eilte mit einem raschen Gruße davon.

Natalie mußte einige Augenblicke auf den steinernen Stufen vor der Thür stehen bleiben, um sich zu erholen. Sie war erschrocken, sie bebte an allen Gliedern, und doch empfand sie eine hohe, beglückende Freude. Der Bediente, ein alter treuer Diener des Hauses, stand neben ihr. — „Ludwig," sagte sie, „was fiel dir ein, daß du Herrn von Crixen in den Wagen ließest, und ohne den Marquis mit uns abfuhrst?" — „Auch wir draußen haben's in der Zeitung gelesen, gnädiges Fräulein," entgegnete Ludwig, „daß mit Gottes Hülfe die Franzosenwirthschaft zu Ende ist! Und da standen die übrigen Bedienten vor dem Schauspielhause um mich herum, und redeten schlecht über uns, daß in unserm Hause eine wahre Herberge für die Feinde wäre.

Aber ich weiß, daß das gnädige Fräulein den Marquis nicht mag, und Gott weiß, wenn der Herr von Crixen den Marquis nicht bei Seite geschoben, ich hätt' es selber gethan! Denn das gnädige Fräulein hat es wohl nicht bemerkt, es war ein schreckliches Gedränge um unsern Wagen, und wenn wir nicht rasch abgefahren wären —"

„Es ist gut, es ist gut!" unterbrach ihn Natalie, und eilte die Treppe hinauf. Rasch trat sie in Clara's Zimmer, warf Hut und Mantel ab, und erzählte mit fliegender Hast die Ereignisse des Abends. Die Freundinnen lagen einander in überströmender Freude in den Armen. Natalie wollte den alten Diener ausschicken, das inhaltsschwere Zeitungsblatt aufzutreiben. Er hatte es bei sich und gab es ihr. Nochmals lasen beide den Aufruf des Königs, und eine Stunde hoffnungsreichen Gespräches knüpfte sich daran. Elf Uhr war vorüber, als Ludwig nochmals leise in das Zimmer der Damen trat. „Ich muß stören!" sagte er mit bedenklichem Gesicht. „Mir ahnt etwas Schlimmes! Der Herr Marquis kam in's Haus gestürzt, wie wahnsinnig — er ist beim Herrn Grafen! Hören Sie nur um Gotteswillen den Lärm, den er drinnen macht!"

Natalie und Clara folgten dem Alten durch den Corridor, bis vor des Kriegsraths Arbeitszimmer. Mit pochendem Herzen standen alle drei. Natalie wollte

eintreten, Clara aber hielt sie beängstigt zurück. Sie konnten jedes Wort hören. Der Marquis schien förmlich zu wüthen, er drohte und schrie, der feine, glatte Hofmann schien in ein wildes Thier verwandelt. Dazwischen tönte die bittende Stimme des Kriegsraths, seiner zu schonen, er habe ja Alles gethan, was in seinen Kräften stehe!

„Ich hole die Polizei!“ rief Ludwig halblaut. Natalie hielt ihn am Arme, und hieß ihn bleiben. — „Ich habe mich vom Pöbel müssen auslachen lassen!“ (hörte man den Marquis schreien) „und stand allein auf der Straße, dem Spott einer frech gewordenen Volkscanaille gegenüber! Auch das war ihre Veranstaltung! Und Sie sollen mir für alle Beleidigungen, die ich in diesem nichtswürdigen Lande, das ich anspeie, erduldet, Sie sollen mir büßen!“

„Um Alles in der Welt, bester Marquis!“ rief der Kriegsrath dazwischen, „was kann ich dafür?“

„Haben Sie nicht den Burschen, Titze von Crixen genannt, aus der Festung entkommen lassen? Ich hatte Ihnen befohlen, ihn für alle Zeit zu beseitigen, denn ich dulde ihn nicht in meinem Wege! Aber Sie wollten sich sichern, der Mensch war Ihnen, als gelegentliche Aushülfe, zum Schwiegersohn gut genug! Nehmen Sie ihn! Ihre Tochter verdient keinen Bessern, und ich habe die Komödie mit ihr satt! Aber denken Sie nicht, Herr Spion, daß ich ohne Vergeltung diese Winkelresidenz

verlasse. Ich habe meine Rache! Die doppelte Rolle, die Sie gespielt haben, bricht Ihnen noch heute den Hals!"

Die Thür ward aufgerissen, der Marquis stürzte heraus. Die Damen hatten keine Zeit, sich zurückzuziehen, Herr von Lacroix mußte sie bemerken. Mit einem höhnischen Gruße flog er, ohne ein Wort zu verlieren, die Treppe hinunter und aus dem Hause. — Natalie schritt in das Zimmer ihres Vaters. Der Graf lag halb ohnmächtig im Lehnstuhl. „Vater!" rief sie, „was ist noch zu thun, um einen Eclat abzuwenden?"

„Nichts!" ächzte der Kriegsrath. „Er hat mich völlig in der Hand!"

„Ich weiß es! Was glaubst du, daß geschehen werde?"

„O mein Himmel! Schimpfliche Absetzung — Festung — vielleicht gar —"

„Hast du keinen Freund, der dich retten kann? Kann ich dem Marquis zuvorkommen, wenn ich sofort zum Minister gehe?"

„Nein, nein! Flucht ist das Einzige, was mich persönlich rettet — und zwar noch in dieser Nacht!"

„Flucht? Wohin?" — Ein kühner Gedanke stieg Natalien auf. Die Noth gab ihn ihr ein, das Vertrauen auf ihre eigene Kraft befestigte ihn. „Halt — ich weiß!" rief sie. „Willst du dich mir ganz anvertrauen?

Ich weiß einen Weg, der dich für die ersten Wochen sichert."

„Du? Was kannst du —? Aber rede!"

„Laß Keinen Etwas erfahren, daß du aus dem Hause gehst! Ich hole nur ein Tuch, wir steigen die Hintertreppe hinab. Draußen sollst du erfahren, wohin ich dich führe!"

Natalie flog hinaus. Der Kriegsrath packte hastig, mit zitternden Händen seine Brieftasche voll. Ludwig trat ein, und legte, ohne ein Wort zu sagen, des Grafen Hut und Mantel auf den Stuhl, worauf er im Corridor die Lampen auslöschte. — Fünf Minuten darauf traten zwei Gestalten aus der Hinterthür des Hauses, und schritten, eng aneinander geschlossen, die finstere Gasse entlang.

Siebentes Kapitel.

In der Frankfurter Straße, einer Gegend Berlins, die im Jahre 1813 an Ländlichkeit mit jeder Vorstadt eines Provinzialstädtchens wetteifern konnte, stand ein Wirthshaus von jener Gattung, welche aufzusuchen man auch nicht in eine Residenz zu gehen braucht. Es war ein Mittelding zwischen Spelunke, Herberge und

Ausspannung. Fuhrleute pflegten hier einzukehren. Ein breiter Thorweg führte in einen geräumigen Hof, der mit seinen Ställen und Scheunen wie eine Landwirthschaft aussah. Vor der Thür dieses Hauses „zum blauen Rade" standen Frachtwagen und Pferdekrippen, lag immer halbverfaultes Stroh, war das Steinpflaster stets aufgerissen, und brannte des Nachts nie eine Laterne, denn der Verkehr dauerte meist nur am Tage. Auch gab es hier keinen eigentlichen Nachtlärm. Handwerksburschen und Fuhrleute begaben sich nach des Tages Anstrengung bald zur Ruhe, und zu Gunsten dieser Kunden, die zum Theil in der Wirthsstube auf Stroh schliefen, hatte der Wirth die zweckmäßige Maßregel, jeden über die übliche Stunde lärmenden Nachtschwärmer einfach aus dem Hause zu werfen. — Auch heute war es schon still, als der Nachtwächter die zehnte Stunde pfiff. Ein paar Fuhrleute schickten sich gähnend zur Ruhe an, während ein alter buschiger Gesell mürrisch in die lange Schnuppe des Talglichtes stierte. „Wo den Junker der Teufel so lange aufhält!" murrte der Alte. „Es ist ein verwünschtes Nest, dies Berlin, und die zehn Jahre, daß ich nicht hier war, haben's noch schlimmer gemacht. Gott verdamm' mich, ist's doch, als wär's eine ganze Welt voll Häuser!" — Er schwieg und that einen Zug aus seinem Glase Dünnbier. „Na, hier wird's wohl Nacht?" sagte er nach einer Weile

zum Wirthe. „Gebt mir nur ein Licht, ich will den Junker oben in der Stube erwarten!“ — Der Wirth und Wolf, der alte Schildknecht des Hauses Crixen, stiegen die knarrende Treppe hinauf in das Herrenzimmer. Es war in seiner Ausstattung durchaus im Charakter des Wirthshauses. Der seit lange zum erstenmal geheizte Ofen roch bedeutend, ohne daß es warm im Zimmer zu nennen war. Der Wirth setzte einen Krug Wasser auf den Nachttisch, gab dem Alten den Hausschlüssel, und empfahl sich, um zu Bette zu gehen. — Wolf blieb allein, in der ganzen Unbehaglichkeit des Wartens an einem fremden, unliebsamen Orte, und wer ihn gesehen hätte, würde den finstern alten Burschen mit Mordplänen beschäftigt geglaubt haben. Nach fast zwei Stunden hörte er Schritte vor der Thür, und darauf ein Pochen. Er ging mit dem Licht hinunter, und öffnete seinem Herrn.

Titze hängte seinen vom feuchten Nebelwetter schweren Mantel an den Ofen. „Was ist das für ein Weg, Wolf!“ rief er. „Mußtest du auch so eine entlegene Spelunke für uns aufsuchen? Mir ist, als wäre ich eine Stunde weit von Berlin weg gegangen, um mein Nachtquartier aufzusuchen. Und doch gibt's dadrinnen genug andre!“

„Der Gestrenge hat immer hier gewohnt,“ brummte Wolf, „und als ich vor zehn Jahren zuletzt mit ihm

hier war, hatte er Nichts dran auszusetzen. Aber der Junker möcht' Alles anders!"

„Na! es ist gut! Ich darf nur den Mund aufmachen, so brummst du!" — Titze ging froh aufgeregt im Zimmer umher. „Weißt du auch, wo ich war?" fragte er.

Wolf zuckte die Achseln. „Der Junker wird sich von der großstädtischen Wirthschaft wohl haben anlernen lassen!"

„Im Schauspiel war ich, Wolf! Das war ein Abend! Herr Gott, daß es so schön auf der Welt ist, ich hätt' es doch nicht gedacht! Dann ging ich mit ein paar Herren in's Weinhaus, ich hatte sie im Theater kennen gelernt. Brave Jungen sind's! Wir haben verabredet, gemeinsam die Reise nach Breslau zu machen. Und da, sieh, was ich mitbringe!" Mit diesen Worten warf er eine alte lederne Brieftasche und einen mit Goldstücken gefüllten Beutel auf den Tisch. — „Hätt' ich doch nicht gedacht, daß der Inhalt unsers alten Gewehrschrankes so viel Geld werth sei! An die dreihundert Thaler, das ist ein schweres Geld! Und dazu kommt noch die Bezahlung für das Pferd. Was fangen wir mit dem Reichthum an?"

Wolf griff nach dem Gelde. „Laßt mich zählen, Junker!" rief er. „Wenn der Hallunke, dem ich die Gewehre hingetragen, Euch zu wenig gegeben hat, so

brech' ich ihm das Genick!" — Er zählte das Geld auf den Tisch, und wünschte beinahe, die Summe nicht vollzählig zu finden, es war ihm fast ein Bedürfniß, sich an einem fremden Genickbruch zu betheiligen.

„Fünf Thaler fehlen dran," sagte Titze. „Die nahm ich davon, um mir einen guten Tag in Berlin zu machen. Und es war ein guter Tag — ja! und das Ende war das Beste."

Wolf fand die Summe richtig, und packte sie ärgerlich wieder zusammen. Er erkannte seinen Herrn heute kaum wieder. Der junge Mann strahlte von Glücksgefühl und Frohsinn. Wolfs Stimmung wurde dadurch nicht verbessert. — „Es ist und bleibt ein Sündengeld!" sagte er. „Die schönen alten und neuen Flinten, Pistolen und Hirschfänger zu verkaufen, die der Gestrenge so lange verwahrt hatte!"

„Jetzt komm' mir nicht mit deinem Gejammer, alter Uhu!" rief Titze aufbrausend wie gewöhnlich, und doch halb lachend. „Sag' mir doch, was sollt' ich machen, wenn wir nicht verhungern wollten? Der Alte hat mir nichts hinterlassen als das Haus. Das graue Nest, wie es da steht, kauft mir Niemand ab — ich möcht's auch nicht gleich weggeben. Was soll ich denn nun verkaufen? Die alten Hirschköpfe im Jägersaal? Die Standarten aus dem 30jährigen Kriege, oder die Sammlung von meines Vaters alten Stiefeln, die auf dem

Oberboden stehen? Sei doch kein Narr! Was nützen mir die Gewehre im Schranke? Lieber das alte Eisen zu Gelde gemacht, eine neue Büchse über die Schulter genommen, und — heidi, in den Krieg gegen die Franzosen!“

Wolf schüttelte den Kopf und brummte. „Lauter neumodische Dinge!“ sagte er. „Um der Franzosen willen nach Breslau geh'n! Draußen bei uns konnten wir sie auch abwarten!“

„Jetzt zum Donnerwetter mach' mich nicht böse!“ rief Titze. Gleich darauf aber lachte er hell auf. „Na, Wolf,“ sagte er in gutmüthigem Tone, „laß es nur gut sein! Es ist jetzt anders in der Welt, als zur Zeit, da du und der Alte jung war't. Und nun hör' mir zu, was ich mir für dich ausgedacht habe. Ich nehm' dich nicht mit nach Breslau, du bist mir ein zu alter Knabe, und im Krieg hat man mit sich allein zu thun. Da hab' ich an den Grafen Karl von Brunneck, der jetzt in Breslau ist, geschrieben, und ihn gebeten, daß er dir während meiner Abwesenheit einen Dienst in Sophienthal gibt. Er hat es versprochen, und es ist Alles richtig. Auf die Art bist du in der Nähe von Crixen und es wird dir nichts abgehen!“

Wolf hatte mit stieren Augen und offenem Munde zugehört. „Ich soll nicht mit nach Breslau?“ brach er endlich los. „Zu den Hunden in Sophienthal soll

ich gesteckt werden? Und jetzt, da der Junker von der alten Zwietracht des Gestrengen mit Dem aus Sophienthal weiß — jetzt denkt er noch dran, mich unter die Sippschaft zu thun? Daß mich das Wetter erschlüge, wenn ich einen Tag da mein Brod äße!"

„Du bist ganz verrückt!" rief Titze heftig. „Von der Zwietracht will ich nichts mehr wissen, ich hab's dir tausendmal gesagt!"

„Und warum soll ich nicht mit nach Breslau?" schrie Wolf. „Bin ich nicht stark genug? Will sich der Junker etwa einen neumodischen Affen von Bedienten halten? Na, der soll mir in die Nähe kommen! Und ich sag's, ich geh' mit nach Breslau, und ohne mich kommt der Junker nicht aus dieser verwünschten Stadt heraus, und ohne mich in keine andere hinein!"

„So schrei' doch nicht, daß das Haus dröhnt!" entgegnete Titze. „Ich mein' es gut mit dir, du grobes Thier! Gieb dich zufrieden, Alter, und mach' mir keinen Aerger! Aber da — was ist das? Mir ist, als hörte ich schon seit einer ganzen Weile an die Hausthür klopfen." — Er öffnete das Fenster, und fragte, halb im Wahne, der Herr des Hauses zu sein, wer Einlaß begehre? — Eine weibliche Stimme antwortete. „Herr von Crixen," sagte sie, „zwei Hülfeflehende kommen zu Ihnen! Oeffnen Sie!"

Titze fuhr wie elektrisirt in die Höhe. „Bring' das

Licht," rief er Wolf entgegen, und flog wie ein Pfeil aus der Thür und die Treppe hinunter. Wolf folgte. Aber fast ließ er vor Erstaunen das Licht aus der Hand fallen, denn er erkannte in den beiden Personen, die sein Herr einließ, den Grafen Brunneck und seine Tochter. Titze jedoch schien, trotz der großen Verwunderung, im Nu den richtigen Instinkt für die Lage der Dinge zu haben. Er winkte dem Diener zu schweigen, schloß behutsam die Thür, und lud die nächtlichen Gäste durch eine Bewegung ein, die Treppe hinaufzusteigen. Im Zimmer angelangt, nahm Natalie das Wort: „Herr von Crixen, heute leg' ich es in Ihre Hand, durch eine schnelle That mich Ihnen für mein ganzes Leben zu verpflichten!"

„Das meinige steht Ihnen bis zum letzten Blutstropfen zu Diensten!" entgegnete Titze mit freudegeschwelltem Herzen. „Was soll ich thun?"

„Wir sind Flüchtige — fragen Sie nicht, was uns vertreibt! Bringen Sie uns noch in dieser Stunde aus den Mauern Berlins! In Ihrem heimischen Walde, im Schlosse Crixen, wird Niemand uns suchen. Dorthin führen Sie uns, bis — bis wir ruhiger sind, zu denken, zu handeln, oder uns in das Geschick zu fügen!"

Natalie sah bleich und ergriffen aus. Das grobe wollene Tuch, das sie, um alles Auffallende zu vermeiden, über den Kopf geschlagen hatte, fiel auf den

Nacken herab, und löste durch seine Schwere eine der braunen Scheitelflechten ab, daß sie von der Regenluft erschlafft herabhing. Das schöne, stolze Weib war rührend anzusehen.

„Natalie," sagte Titze, „Sie sammeln feurige Kohlen auf mein schuldiges Haupt! Ich führe Sie, wohin Sie wollen! Aber meine Wohnung in Crixen ist öde, und gar nicht wie Sie's gewohnt sind."

„Sie liegt versteckt, einsam und entfernt, und doch auch nahe genug, um von dort aus unterhandeln zu können. Mehr bedarf es für den Augenblick nicht."

„Wir reisen noch in dieser Stunde dahin! Wolf, wecke den Wirth, er muß einen Wagen schaffen."

Wolf, der mit Erbitterung den Kriegsrath hatte eintreten, und mit Widerwillen seinen Herrn so höflich mit den Gästen sprechen sehen, schöpfte neue Hoffnung, als es hieß, nach Crixen zurückzureisen. Er zeigte sich daher nicht nur bereit, sondern eilte mit außerordentlichem Eifer hinaus, einen Wagen aufzutreiben.

Der Graf war zu sehr innerlich gebrochen, als daß er hätte ein Ohr haben können für den tiefen Gemüthston, mit welchem Titze und Natalie Rede und Gegenrede tauschten. Er hatte nur mit Zerknirschung und Furcht dem Bekenntniß seiner Tochter zugehört, als sie sich und ihren Vater ganz in den Schutz seines Feindes gab. Seine Brust erleichterte sich jedoch, als er die

ritterliche Bereitwilligkeit des jungen Mannes erkannte, und nur ein angstgepreßter Seufzer drang aus seiner Brust.

„Vortrefflicher junger Mann!“ stammelte der Graf. „Sie sehen einen Gebeugten vor sich, der nie erwartet hätte, in dem Sohne seines alten — seines — seines Nachbars —“

Der Kriegsrath blieb in seiner Rede stecken, und Titze, der bisher nur für Natalie Augen und Ohr gehabt, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, auch ihrem Vater ein Wort zu sagen. Aber zu dem heftigen Widerwillen gegen den alten Feind seines Hauses gesellte sich eine tiefe Verachtung, und nur der Gedanke, daß es ihr Vater sei, hielt ihn von einer wegwerfenden Bemerkung zurück. — „Die Gräfin hat mein Wort, daß ich Sie sicher nach Crixen bringen werde!“ sagte er, ohne aus seiner Antwort einen trozig stolzen Ton verbannen zu können.

„Herr von Crixen,“ begann Natalie, „mein Vater ist fast erstarrt von der kalten Luft, verschaffen Sie ihm irgend ein erwärmendes Getränk!“ Titze eilte sogleich aus dem Zimmer, um ihr Gebot zu erfüllen.

Der Kriegsrath sah seine Tochter an, und warf mit verzweiflungsvoller Geberde Kopf und Arme auf den Tisch. — „Fassung, lieber Vater!“ rief Natalie. „Sagte ich es dir nicht? Er ist großmüthig und edel — ich habe

mich nicht in ihm geirrt, in dem rohen Kiesel erkennt man oft spät erst den werthvollen Edelstein."

„Aber wie lerntest du ihn von dieser Seite kennen?"

„Laß das, mein Vater, ich beschloß ein kühnes Wagniß, und vielleicht — hoffentlich ist es gelungen!"

„Welch eine Nacht, Natalie! Zu Fuß, im Regen, in der Winternacht wagtest du dich hinaus, um deinen unglücklichen Vater zu retten!" Du, ein zartgewöhntes Mädchen! Und Rettung? Giebt es denn eine Rettung für mich? Warum soll ich fliehen? Man wird mich doch finden, mich zurückschleppen, mich — o Gott, warum mußte ich dieses Elend erleben?"

„Muth, Muth, Vater! Es ist besser, wenn wir uns in der Stille entfernen. Vielleicht kann ich von deinem Versteck aus Etwas für dich thun."

„Und Lacroix, dieser Abscheuliche! Wie gerne hätte ich mich längst von ihm losgesagt!"

„Denke nicht mehr an ihn, er ist unsers Zornes nicht werth. Karl ist in der Nähe des Königs, ich schreibe an ihn, er wird es an nichts fehlen lassen, deine Sache zu retten!"

Der Wind schlug in diesem Augenblick heftiger an die blinden Fensterscheiben, und verkündete, daß das Nebelwetter in einen regelrechten, breiten Sturmregen übergegangen sei. „Wie werden wir die sechs Stunden

bis Crixen zubringen!" seufzte der Kriegsrath. „Und du hast nichts bei dir, deinen Anzug zu wechseln, dich zu trocknen, mein Kind!"

„Mach' dir darüber keine Sorgen! Clara schickt unsern alten Ludwig morgen mit allem Nöthigen hinaus."

„Aber werden wir wirklich dahin gelangen? Gott, Gott, nach Crixen! Ist es denkbar? Ich muß mich in den Schutz meines Feindes begeben!"

„Er ist es vielleicht weniger, als du fürchtest?"

„Horch, Natalie, was ist das? Welch ein Geräusch unten? Weh' uns! Man ist mir auf der Spur, man hat unsern heimlichen Weg verfolgt!"

Ein heftiger Wortwechsel drang von unten herauf. Natalie öffnete die Thür, trat hinaus und horchte. Titze, Wolf und der Wirth waren im heftigsten Streit. Wolf hatte den letztern bei der Brust, und verlangte unter hundert Flüchen einen Wagen, während Titze die Wüthenden zu trennen suchte, und alle Donnerwetter über beide ausließ. Der Wirth weigerte sich, in so später Stunde, und auf so ungewöhnliche Forderung hin, seine Pferde zu geben. Wolf erklärte, er werde sie sich nehmen, und Titze drohte dem Einen seinen Schädel, dem Andern die Rippen einzuschlagen, wenn sie nicht Vernunft annehmen wollten. — Natalie beruhigte schnell ihren Vater, und eilte bis auf die Mitte

der Treppe hinab. „Herr von Crixen!“ rief sie mit lauter Stimme. Ihr wiederholter Ruf brachte die Streitenden auseinander.

„Was ist das?“ sagte der erstaunte Wirth, der jetzt erst erfuhr, daß er auch Damenbesuch beherberge.

„Seien Sie ohne Furcht, Gräfin!“ rief Titze, „wir wollen den Wagen schon bekommen.“

„Lassen Sie mich mit dem Wirth reden, Herr von Crixen!“ entgegnete Natalie. Der Wirth, noch mehr überrascht, eine Gräfin im Hause zu haben, riß die Schlafmütze vom Kopfe. — „Wir gehen auf jede Forderung ein, Herr Wirth,“ sagte Natalie, „wenn Sie uns sofort einen Wagen verschaffen. Haben Sie keinen im Hause, so schicken Sie einen Boten und geben Sie ihm dies, damit er sich beeile.“ Sie legte einen Ducaten in die Hand des Wirthes. Das wirkte mehr als die ungestümen Forderungen der Waldbewohner. Der Wirth machte einen tiefen Bückling, versprach jeden Dienst, eilte, seine Frau zu wecken, damit sie der Gräfin aufwarte. Wolf folgte ihm mit grimmigen Drohungen zwischen den Zähnen. Rasch war ein fürchterliches Getränk, welches Punsch vorstellen sollte, für den Grafen bereit. Er nahm schaudernd einen Schluck davon.

Nach Verlauf einer halben Stunde rasselte der Wagen aus dem Hofthor vor die Thür. Wolf äußerte sein Bedenken, ob man in der „verfluchten Karre“ weit kommen

werde, und allerdings sah das Gehäuse, als der Wirth es mit der Laterne beleuchtete, weder anmuthig, noch Zuversicht erweckend aus. Man muß so ein Transportmittel aus alter Zeit gesehen haben, um an die Möglichkeit seiner Existenz zu glauben. Eine Art von verschobener Hohlkugel von unbestimmbarer Farbe, auf ein hohes Gestell gesetzt, mit einem Loch zum Hineinklettern, so eng, daß ein ausgewachsener Menschenkörper an dem Versuch scheitern zu müssen schien. Aber es blieb keine Wahl. Natalie wurde hinein gehoben, der Kriegsrath folgte, Titze nahm den Rücksitz ein. Wolf mußte sich mit einer halb schwebenden Stellung neben dem kutschirenden Knecht begnügen, und fort ging es durch die finstre Regennacht.

Der Graf glaubte schon in der ersten Viertelstunde seinen Geist aufgeben zu müssen. Der Wagen stieß, flog, ächzte und krachte, bog sich bald auf diese, bald auf jene Seite, und ließ eine Traufe von Regenwasser in das unverschließbare Innere strömen. Es roch nach nassem Leder, modrigem Tuch und halbfaulen Pferdehaaren. Natalie ertrug jede Unbequemlichkeit, tröstete und muthigte ihren Vater. Titze aber war in glücklicher Stimmung. Er hatte Natalien beim Einsteigen seinen am Ofen durchwärmten Mantel umgehängt, und sie hatte die Aufmerksamkeit ohne Sträuben angenommen. Sie saß warm in seinem Mantel, sie, in der ihm alles

Schöne und Herrliche verkörpert war, und das versetzte ihn in einen Rausch von Glückseligkeit. Das dunstige enge Loch, das ihn mit ihr zusammensperrte, war ihm ein Paradies, der Sturm, die heulende Regennacht der schönste Frühlingstag.

Gleichwohl war es ein fürchterliches Wetter. Undurchdringliche Finsterniß, vom Wege, auf dem der Wagen hintaumelte und stöhnte, kaum eine Spur zu erkennen. Die Reisenden im Innern des Wagens schwiegen, ohne daß darum anzunehmen gewesen, daß sie geschlafen hätten, nur Wolf und der Kutscher blieben in einem fortgesetzten Zank. Denn Wolf schimpfte auf die schlechten Pferde, auf das nichtswürdige Fuhrwerk, auf die Unkenntniß des Kutschers. Der Letztere behauptete, die Pferde wären die besten von der Welt, der Wagen habe schon zwanzig Jahre gehalten, und sein Nachbar sei ein grober Esel. Das dauerte so fort, bis Titze hinausrief, er werde Beiden über die Köpfe kommen, wenn sie sich nicht vertrügen. Mehrere Stunden waren vergangen, da loderte auf dem Bocke der Zwist in wilden Flammen auf, und der Kutscher erklärte, er fahre nicht weiter. „So scher dich vom Bocke herunter, du Hund!" schrie Wolf, indem er dem Angeredeten Zügel und Peitsche entriß. Das ließ sich der Andere nicht gefallen, und der schmale Kutschsitz ward im Nu der Schauplatz eines Faustkampfes. Der Graf rang

die Hände, und Natalie bat ihren Beschützer, die Wüthenden zu trennen. In Titze war aber bereits die Natur des wilden Crixen erwacht. In heftigstem Jähzorn fuhr er aus dem Wagen hinaus, packte den ihm zunächst Greifbaren (es war Wolf), und riß ihn vom Bocke herunter. Der aber hatte sich in den Kutscher dermaßen verbissen, daß er ihn mit sich zog, und es war wie ein Wunder, daß Beide ohne den Hals zu brechen auf dem Boden anlangten. Aber der Lärm und Zank war darum nicht zu Ende. Bald schüttelte Titze den Einen, bald den Andern bei der Brust, drohte ihnen mit einem ganz unerhörten Tode, und legte ihnen die Namen von allerhand Unthieren bei. Natalie mußte wieder zu Hilfe kommen. Sie bat und beschwichtigte, Titze bereute, sich in seiner Heftigkeit vergessen zu haben, und auch die beiden Andern bequemten sich zum Waffenstillstand, der Kutscher sogar zum Weiterfahren. Aber indem man Dieses bewerkstelligen wollte, fand es sich, daß der Wagen in dem tiefen Lehmwege fest saß, und selbst durch die äußerste Anstrengung der unglücklichen Gäule nicht von der Stelle zu bringen war. Durch Titze's und Wolfs vereinte Kräfte mußte er aus dem Schlamme gehoben, und endlich eine Weile geschoben werden. So gelang es nach halbstündigen Bemühungen, das Fuhrwerk wieder in Gang zu bringen. — Um die Gemüther von den Beschwerden

der Reise abzuziehen, beschloß Natalie eine Unterhaltung anzustrengen. „Wie hat es Ihnen gestern Abend im Schauspiel gefallen, Herr von Crixen?“ fragte sie.

„Ach, Gräfin, es war der schönste Abend, den ich erlebt habe!“ rief Titze. „Und nicht bloß, weil ich zum erstenmal im Schauspiel war. Das Stück konnte ich halb auswendig —“

„Wie?“ unterbrach sie ihn. „Sie haben Schiller so fleißig gelesen?“

„Nicht zu Hause in Crixen! Da gab es nur eine alte Bibel und ein Gesangbuch von meiner Mutter her, und ein paar meiner alten Schulbücher. Mein Vater verachtete die Bücher, und ich selbst begriff nicht, wie man sich mit Lesen beschäftigen könne. Aber als ich auf die Festung kam, wurde es anders. Ich machte Bekanntschaft mit Männern, die die Köpfe schüttelten über meine Rohheit und Unwissenheit. Ich hörte ihren Unterhaltungen zu, denn wir waren unserer zu viele, als daß man uns hätte genügend bewachen können, und ich mußte verstummen, denn mit jedem Tage fühlte ich mehr, daß ich ein wahrer Stock von Dummheit sei. Dennoch aber stieß ich die Bücher, die sie mir gaben, von mir, viel zu hochmüthig, um mich mit so stubenhockerischem Zeuge zu beschäftigen. Da aber kam die Langeweile, und ich nahm, immer noch widerwillig ein Buch in die Hand. Es war der Götz von

Berlichingen. Als ich's ausgelesen hatte, war es späte Nacht. Ich glaubte trunken zu sein, und riß und donnerte an der verschlossenen Thür. Ich wollte nicht entfliehen, ich wollte nur ein anderes Buch. Wirklich gab mir der Herr, dem ich das erste verdankte, am andern Tage ein neues, und zwar den Werther, und dann den Fiesco von Schiller. Von der Zeit an las ich und las ich, und immer das Alte von vorn, bis ich's auswendig konnte, und ob ich auf der Festung war, oder sonst wo, das vergaß ich. Und jetzt hörte ich den Gesprächen der übrigen Gefangenen — es waren kluge Leute darunter! — mit ganz andern Ohren zu. Von Wissenschaft hörte ich reden, von Poesie, von der Lage des Vaterlandes — Herr, Du mein Gott, ich wußte, ich begriff gar nicht, daß es so viel zu wissen und zu denken, und noch mehr zu thun gebe auf der Welt! Aber das stand mir fest, daß ich ein wahres Trampelthier sei! Na, es war nur gut, daß der brave Herr, der sich meiner angenommen hatte, nicht den Muth mit mir verlor, denn ich ließ ihm mit Fragen keine Ruh'. Und so war's doch eine gute Zeit, die ich auf der Festung verlebte! Die Hallunken, die es mit ihrer heimlichen Schleicherei dahin gebracht, mich festzusetzen, wer sie auch immer sein mögen, die hatten in ihrer Nichtswürdigkeit wohl keine Ahnung, was für mich daraus werden sollte. Wegen politischer Umtriebe, die mir was

Unbekanntes waren, wurde ich eingesteckt — drinnen aber hab' ich gelernt, was politische Umtriebe sind, und das französische Gesindel will ich ausrotten helfen, so wahr mir Gott helfe!"

Zum Glück war es finster in dem Wagen. Titze konnte den Kriegsrath nicht beobachten, wie er sich in furchtbarer Bedrängniß den kalten Schweiß von der Stirn wischte, er sah auch nicht, wie Natalie die Augen mit einem dankbaren Blicke nach oben wandte.

„Aber wir fingen ja vom Theater an!" fuhr Titze fort, dem die glückliche Stimmung die Lippen beredt machte. „Das ist Alles wunderschön in der Jungfrau von Orleans, die Begeisterung, die Vaterlandsliebe, der Krönungszug und — noch Vieles. Aber die Johanna will mir doch nicht gefallen!"

„Warum nicht?" fragte Natalie.

„Patriotismus soll ein Mädchen wohl haben, aber selbst die Fahne in die Hand nehmen und auf den Feind losschlagen — nein, das will mir nicht scheinen. Und bei den Fürsten und Generalen, die ihr in die Schlacht folgen, wird mir unbehaglich, ich wenigstens möchte einem weiblichen General nicht folgen. Es ist mir wider den Mann. Und dann diese Sprödigkeit von dem Mädchen! Sie könnte Liebhaber haben wie Sand am Meere, den Dunois, den la Hire, den Raimond, den Lionel und noch mehr, lauter brave Kerls, die sie von ganzem

Herzen lieben, aber nein, sie bleibt wie Eis! Endlich glaubt man, als der Lionel kommt, — na, jetzt wird es Tag in ihr werden! Gott bewahre! Wie kann sie sich nur so darum plagen, daß sie dem Lionel gut ist?"

Der Kriegsrath fühlte die Verpflichtung, nicht ganz theilnahmlos zu scheinen, und sagte: „Das ist ja eben das Tragische, daß sie, die sich eine Heroine glaubt, erkennen muß, ein Weib zu sein. Dies Bewußtseyn ist ihre Schuld —"

„Ach, warum nicht gar Schuld!" unterbrach ihn Titze, der in seiner Unschuld von dramatischer Schuld noch nichts wußte. „Liebe ist nur dann eine Schuld, wenn — wenn — —" Er verwirrte sich, denn er dachte an seine eigene Schuld, und fand keine Worte, um dem Dilemma zu entschlüpfen.

Natalie kam ihm zu Hülfe. „Demnach würde Ihnen Agnes Sorel wohl besser gefallen?"

„Richtig!" sagte Titze mit allem Feuer. „Die liebt ihren König, und will weiter nichts, als von ihm wieder geliebt werden. Auch sie hat Patriotismus, aber zugleich warmes Blut, sie will gar nichts Anderes sein als ein Weib. Selbst als das Vaterland gerettet ist, da sagt sie frischweg, daß es ihr die Hauptsache sei, ihren König glücklich zu wissen. Die Johanna kann noch so erhaben sein, die Agnes Sorel — mein' ich, macht Einem doch das Herz wärmer!"

Auch Nataliens Herz klopfte ein wenig bei dieser Erklärung, der Kriegsrath aber meinte: „Das ist individuelle Ansicht!“

Während dieses literarischen Gesprächs, des gelehrtesten, welches Titze jemals geführt, und in das, außer dem heulenden Sturm, ab und zu ein gemurmelter Fluch der Feinde auf dem Kutschbock drang, war der Wagen in den Wald gelangt, und konnte kaum noch eine Stunde von Crixen entfernt sein. Der Weg war nicht mehr schlammig, aber durch Baumwurzeln gefährlich, so daß der Wagen Stöße über Stöße zu erleiden hatte, und Titze dem Kriegsrath schon zweimal über den Leib gefallen war. Der Kutscher, dieser Gegend unkundig, wollte seinem Nebenmann doch die Zügel nicht überlassen, so sehr Wolf auch fluchte und haderte. Da gab es nochmals einen Stoß, daß alle Rippen des vielgeprüften Fuhrwerks krachten. Die Axe und ein Rad waren gebrochen, der Wagen hing auf einer Seite.

Schon wollte Titze auffahren, da hörte er Nataliens Ruf: „Mäßigung, Herr von Crixen!“ und fühlte ihre feine Hand auf der seinigen.

Das Unglück war geschehen, an Weiterfahren konnte man nicht denken. Der Sturm raste in den Wipfeln der Föhren, und der Regen goß unaufhörlich. Der Kriegsrath war in Verzweiflung. Titze half ihm und Natalien aus dem Wagen, und hatte zu thun, Wolf

und den Kutscher von Thätlichkeiten zurückzuhalten. — „Laß uns den Rest des Wegs zu Fuße gehen, Vater,“ sagte Natalie. Aber der Kriegsrath war unfähig zu gehen, er fühlte sich wie gelähmt, und wie von einem Fieber geschüttelt. „Wie weit sind wir von Sophienthal entfernt?“ fragte Natalie. — „Auch etwa eine Stunde, kann sein drüber,“ war die Antwort.

Titze erbot sich (denn Wolf hielt er für untauglich dazu), nach Sophienthal zu gehen, und einen andern Wagen zu besorgen, denn es war ihm zugleich jetzt erst eingefallen, daß die alte Haushälterin, der er den Schlüssel seines Hauses anvertraut, in Sophienthal einen Dienst gefunden hätte. Er versprach, sie und das für die vorläufige Aufnahme seiner Gäste Nöthige mitzubringen. Natalie schlug ihrem Vater vor, statt nach Crixen, nach Sophienthal zu gehen, wär' es auch nur auf eine Nacht. Der Kriegsrath aber war halb kindisch, er widersetzte sich dem Vorschlag, und erklärte, eher hier im Walde sterben zu wollen. Zu einem kurzen Gange mußte er sich aber doch entschließen, denn Titze wußte in der Nähe eine Hütte, einen Verschlag von Brettern, der zu allerlei forstwirthschaftlichen und Jagdzwecken diente. Dahin begab sich die Gesellschaft, und fand zu großer Befriedigung einen ziemlich trocknen und geschützten Ort. Mit einiger Mühe wurde ein Kiehnast in Brand gebracht, und zur Erleuchtung in die Bretterwand

gesteckt. — Eben wollte Titze den Schuppen verlassen, als Natalie erklärte, sie werde mit ihm nach Sophienthal gehen. „Wir kommen eher zum Ziele," sagte sie zu ihrem Vater, „wenn ich selbst die Anordnungen treffe." Der Kriegsrath war in einer Geistesverfassung, wo er Alles über sich ergehen ließ. Er schwieg daher. Titze, fast erschrocken vor Freude über diesen Entschluß der Geliebten, schärfte Wolf ein, durchaus zu Befehl des Herrn Grafen zu sein, und verließ mit Natalien die Hütte.

Achtes Kapitel.

Der Regen schien sich mit seinem letzten Guß erschöpft zu haben, rasch jagte der Wind die Wolken vor sich her, und ab und zu drang ein Stern oder die blasse Mondeshälfte zwischen ihnen hindurch. Der Flüchtling und sein Wächter waren allein in der Hütte. Die Thür derselben stand offen, da der Qualm des brennenden Kiehnspans dem Grafen auf die Brust fiel. Wolf saß auf der Thürschwelle, stumm, finster und mürrisch, der Kriegsrath, in seinen Mantel gehüllt, in einer Ecke, auf einem Holzklotz. Von dem Lichte der Fackel, die bald dem Verlöschen nah, bald wieder hell aufflackernd, ein unstetes Licht umher warf, geblendet, zog der Graf den Mantel-

kragen vor das Gesicht, und schien zu schlafen. Aber er schlief nicht, und Wolf hörte ihn zuweilen tief seufzen. Nach einer langen Pause des Schweigens, räusperte sich Wolf in seiner eigenthümlichen Weise, zum Zeichen, daß er reden wolle. Der Kriegsrath, obgleich dieses Vorzeichens unkundig, fuhr doch erschrocken auf, und rief: „Was giebt's?"

„Sechzehn Jahre sind's her, begann Wolf, „da war der Graf auch hier in der Krähenhütte, und ich nicht weit davon. Aber es war kein solches Hundewetter wie heut, sondern ein warmer Sommerabend, und der Graf versprach sich mehr Pläsir als heut!" Das Wort „Krähenhütte" weckte den Kriegsrath vollkommen aus seinem Brüten. Bestürzt, hastig, blickte er um sich her, denn Erschöpfung und Sorge hatten ihn bisher gehindert, seine Umgebung in Augenschein zu nehmen. Er glaubte jetzt den Ort wiederzuerkennen, und alte Erinnerungen traten anklägerisch vor seine Seele. — „Ich weiß es, als wär's heut geschehen," fuhr Wolf fort, „und es ist dafür gesorgt, daß es nicht vergessen werde. Der Gestrenge liegt im Grabe, aber der Graf lebt, und wird's erleben, daß es Rache giebt auf Erden. — Hm! die Frau von Crixen war ein schönes Weib, nicht wahr, Herr Graf? Nun, edel war sie, und dem Gestrengen treu. Aber der Graf hatt' es auf sie abgesehen, und da war ihm kein Mittel zu niederträchtig."

„Schweig!“ rief der Graf mit halb erstickter Stimme.

Aber der Alte empfand eine Lust, seinen grimmigen Haß wenigstens in dem Heraufbeschwören alter Erinnerungen zu befriedigen. „Hm!“ fuhr er fort. „Da lud der Graf die Frau von Crixen hierher in die Krähenhütte, er habe ihr Dinge von Wichtigkeit zu sagen, die ihren Mann retten könnten. Dem Gestrengen lag dazumal die Geschichte von dem großen Brande in Waldenbruch auf dem Halse, und der Frau von Crixen noch mehr. Da sagte sie zu mir: „Wolf, sagte sie, ich muß zur Krähenhütte, vielleicht kann ich ein Unglück abwenden, aber du sollst in der Nähe sein, denn mir ist nicht wohl zu Muthe dabei. Wenn ich rufe, so springst du mir zu Hülfe!“

Der Graf stierte vor sich nieder, und durchlebte peinvolle Augenblicke.

„Und wir gingen zu Abend hierher,“ redete der Alte weiter; „ich immer weit genug hinter ihr, daß ich im Wald nicht zu sehen war. Als die Frau von Crixen aber in die Krähenhütte eingetreten, da sprang ich rasch herzu, und legte mein Ohr an die Bretterwand. Der Graf war schon drinnen, wie ich hörte. Hm! Er wußte zu reden, aber die Frau von Crixen wies ihn zurecht, wie sich's schickte. Mit einemmal höre ich ein Gebrüll, und springe hinein, und sehe den Gestrengen bei den beiden Andern in der Hütte. Er hatte davon Wind

gekriegt, und war nachgekommen. Einen wüthenden Faustschlag gab er der Frau gegen die Brust, daß sie rücklings zu Boden fiel. Dann aber fiel er über den Grafen her, und richtete ihn so zu, daß er liegen blieb. Und einen Schwur schrie er ihm in's Ohr, daß er ihn bis zum Tode verfolgen werde, wenn er ein Wort von der Geschichte sage. Ich sagte dem Gestrengen darauf Alles, wie daß die Frau unschuldig sei, und er glaubte es auch. Er hatte sie im Jähzorn geschlagen, weil sie überhaupt zu dem Grafen gegangen war. — Seitdem ward die Frau von Crixen bettlägerig, und lag und lag, und stand nicht wieder auf. Der Gestrenge wußte, daß der Schlag auf die Brust der Tod seiner Frau geworden — sie war nie die Stärkste gewesen. Aber er hatte große Stücke auf sie gehalten, und seitdem kam ein anderer Geist über ihn, der ihm oft keine Ruhe ließ. Sechzehn Jahre sind vergangen, aber er hat nicht aufgehört, an seine Rache zu denken. Und als es zum Sterben ging, da ließ er seinen Sohn rufen, und sagte: Du sollst mich an Dem aus Sophienthal rächen! Verführ' ihm seine Tochter! Und der Junker mußte einen Schwur darauf thun —"

Mit Entsetzen sprang der Kriegsrath auf. „Meine Tochter!" rief er, „meine Tochter! Laß mich hinaus, daß ich den Verführer einhole!"

Wolf stellte sich breit in die Thür. „Hier steh' ich

noch einmal Wache," sagte er, „wie vor sechzehn Jahren, und mein Junker wußte wohl, wen er hier aufstellte! Der Herr Graf soll mir nicht von der Stelle!"

Der Kriegsrath war in einer furchtbaren Situation. Die Beziehung Nataliens zu Titze, über die er in seiner Bedrängniß bisher zu keinem Nachdenken gekommen war, trat ihm plötzlich vor Augen, und ließ Verdacht um Verdacht in ihm auftauchen. Hätte er sich die Energie, die sittliche Kraft seiner Tochter klar gemacht, so würde seine Furcht sich gemildert haben, aber in seinem jetzigen Zustande völliger Unzurechnungsfähigkeit wähnte er sich ganz in den Händen seiner Feinde, und war zu dem Glauben an das Aeußerste geneigt. Er befahl, er drohte, er bat mit Versprechungen, ihn hinauszulassen. Wolf aber wies ihn in seine Ecke, drehte ihm den Rücken zu, und pfiff sich ein Lied in der Thür. Verzweifelnd sank der Kriegsrath auf seinen Holzklotz zurück, und beklagte es, keine Pistole zu sich gesteckt zu haben. — — —

Unterdessen wanderten Natalie und ihr Begleiter gutes Muthes durch den Wald nach Sophienthal. Auf dem mit Fichtennadeln bedeckten Boden war der Weg weniger schlecht, der Regen hatte aufgehört, nur die Kiefernwipfel schüttelten noch die Tropfen aus dem Haar. — Titze glaubte in Nataliens Entschluß, mitzugehen, eine hohe Begünstigung zu erblicken, und doch irrte er sich. Im Gegentheil, sie zweifelte, daß er bei

seinem ungestümen Wesen nicht behutsam genug zu Werke gehen werde, denn sie dachte an den Lärm, der entstanden, als er vor mehreren Stunden im Wirthshause auch einen Wagen verlangt hatte. Andrerseits jedoch fürchtete sie für sich nichts mehr von ihm, und war überzeugt, ihn jetzt durchaus in Schranken halten zu können.

Und allerdings hatte Titze in den sechs Monaten auf der Festung eine gemäßigtere Form im Verkehr mit Menschen gewonnen, ohne darum an der Heftigkeit und Unbändigkeit seines Naturells einzubüßen. Jedenfalls hatte er viel gelernt, vor allen Dingen, zu denken. In seiner Natur entwickelte sich nichts langsam und allmälig, sondern Alles wie durch einen gewaltsamen Ruck. Was ihn ergriff, das brach sich mit unaufhaltsamem Drange in ihm Bahn, und klärte sich darum nicht minder deutlich ab, als bei einem ruhigern Entwicklungsgange. So waren ihm rasch hundert Beziehungen des innern und äußern Lebens aufgegangen, und so auch hatte seine Liebe sich vertieft und in der Entbehrung bereichert. Aber eine platonische war sie keineswegs geworden. Was er einst wie ein wilder Junge an sich reißen wollte, das hoffte er jetzt zu erwerben. Freilich auch nicht durch langsam schüchternen und bescheidenen Dienst, das lag nicht in seiner Art; noch weniger nach einem bestimmten Plan, der bei

seiner Abhängigkeit vom Eindruck des Augenblicks weder hätte aufkommen, noch befolgt werden können. — Hochbeglückt schritt er neben Natalien hin, welche seinen Arm angenommen hatte. „Gut, daß Sie mit mir gehen!" begann er. „Im Wagen konnte ich Ihnen Nichts sagen!" (Er drückte bei diesen Worten ihren Arm mit Heftigkeit an sich.) „Und jetzt sind wir endlich einmal allein!"

„Das werden Sie hoffentlich bedenken," entgegnete sie halb gütig, halb ernst, „und mein Vertrauen, freiwillig und allein mit Ihnen gegangen zu sein, in Ehren halten!"

„Ja, Natalie, das thu' ich! Aber da ich mit Ihnen allein bin, kann ich von nichts Anderm reden als von meiner Liebe. Und daß Sie sich mir heut anvertrauen, zeigt mir, daß auch Sie anfangen, mich zu lieben."

„Es zeigt Ihnen, daß ich großmüthig genug bin, Sie Ihre einstige Verirrung nicht entgelten zu lassen. Ihre Selbstbeherrschung soll heut eine Probe bestehen, und ob Sie glücklich darin sind oder nicht, davon wird meine Achtung für Sie abhängen."

„Ja, was ist denn das für eine Probe? Soll ich Ihnen verheimlichen, daß ich Sie liebe? Das wissen Sie ja doch! Und wozu eine solche Zurückhaltung? Denken Sie, daß ich aufgehört habe zu hoffen, Sie einst ohne Zwang die Meinige zu nennen?"

„Sie fühlten einst einen Augenblick," sagte Natalie

sehr ernst, „daß dazu ein größeres Verdienst gehöre, und sprachen damals edlere Vorsätze aus.“

„Aber mein Gott, die hab' ich noch! Ich will in den Krieg gehen — und nicht bloß, weil Sie es mich heißen, sondern mit vollem Bewußtsein; die Feinde will ich aus dem Vaterlande verjagen, will als General wiederkommen, will nicht mehr bloß der dumme Titze sein, der kein anderes Verdienst hat, als ohne Grund auf der Festung gesessen zu haben! Aber das kann lange dauern, und meine Liebe zu Ihnen kann ja doch unterdessen nicht aufhören. Und wollen Sie mich lieben, wenn ich mit Sieg und Ruhm zurückkehre? Was gehen solche Dinge die Liebe an! Wenn Sie mich als General lieben können — oh, dann können Sie's heut schon, denn meine Liebe ist jetzt dieselbe, die sie sein wird, und im Grunde — kann ich nicht viel anders werden! Sie wollen sehen, ob ich Ausdauer habe? Nun gut, ich werde sie haben, und Sie werden mich nehmen, aber —“

„Wahrlich, Sie sind sehr zuversichtlich!“ unterbrach ihn Natalie mit rascher Aufwallung.

„Natalie!“ rief er bewegt und warm: „Wenn ich das nicht wäre, so — möchte ich lieber gleich verrückt werden! Daß ich mir noch kein Verdienst um Sie erworben, seit wir uns in Sophienthal sprachen, weiß ich, aber eine rechte Liebe ist auch schon ein Verdienst! Lassen Sie uns doch offen sein, Natalie! Lieber Gott,

es hindert uns ja gar nichts daran! Seien Sie einmal nicht die große Dame, die mehr gesehen, gehört, gelesen hat als der dumme Titze von Crixen, und die in jeder andern Hinsicht über ihn erhaben ist! Zwei Menschen, die sich lieben, sind einander gleich, und wäre die Eine eine Prinzessin und der Andere ein Betteljunge. Ja, Natalie, ich bin der Betteljunge, und ich weiß, daß Sie mir gut sind! Bloße Achtung hat Ihnen den Gedanken nicht eingegeben, sich und Ihren Vater meiner Führung anzuvertrauen. Im Gegentheil, Sie hatten noch gar keinen Grund, mich zu achten. Aber Sie kamen trotzdem zu mir, Sie wußten, daß Sie mich einst würden achten können, und so — weiß ich, daß Sie mich lieb haben!"

Natalie war fast verwirrt von dieser Logik, die mit herzlicher, warmer Sprache vorgetragen wurde. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und aufgehalten durch ein äußeres Hemmniß, stieß sie erschrocken einen leisen Schrei aus. Sie standen vor einer breiten, langgedehnten Wasserlache, in welche sie schon im Begriff stand, den Fuß zu setzen. — Ohne Umstände nahm Titze seine schöne Gefährtin auf den Arm, und begann mit ihr die Lache zu durchwaten. Natalie, sehr erschrocken, und doch vom natürlichen Instinkt, sich festzuhalten, getrieben, schlang ihren Arm um seine Schultern, und kam von ihrer Ueberraschung erst zu sich, als sie sich

mit ihm bereits mitten im Wasser sah. Ihre Bestürzung wuchs jedoch, als Titze, obwohl auf dem Trocknen wieder Fuß fassend, sie nicht gleich niedersetzte, sondern sie auf seinen starken Armen noch eine Strecke forttrug. — „Natalie!" sagte er, plötzlich stehen bleibend: „Ich habe Sie jetzt auf meinen Armen, ich könnte Sie küssen, könnte sie mit aller Gluth an's Herz drücken, und doch verspreche ich, es nicht zu thun! Aber thun Sie es freiwillig! Ich mache es Ihnen so bequem, Sie brauchen Ihren Arm nur etwas fester um meinen Hals zu schlingen und Ihren Mund zu dem meinigen herunterzubücken! O thun Sie es! Liebe, theure, beste Natalie, thun Sie es! Nur dies eine Zeichen Ihrer Liebe!"

Natalie war in einer drohenden Gefahr, in einer Gefahr vor ihrem eigenen Herzen. Der Mond schien ihrem Gefährten gerade in's Gesicht, sie sah sein schönes Auge mit einer Gluth und zugleich mit einer Innigkeit zu ihr hinauf gewendet, daß sie ihren Widerstand fast gebrochen fühlte. Aber rasch faßte sie ihre Kraft zusammen, denn sie erkannte, daß, wenn sie sich jetzt schwach zeigte, seine Kühnheit ohne Schranken und ihre Macht über ihn verloren wäre.

„Sie fallen in Ihre frühere Rolle zurück!" rief sie mit Strenge. „Ich verbiete jede Fortsetzung dieses Betragens! Sie werden mich frei lassen."

Er setzte sie nieder. Ein finsteres Zucken ging blitz-

schnell durch seine Züge, und gab Kunde von der zornigen Aufwallung, die seine Brust plötzlich erfüllte. Er sah sein Gefühl zurückgewiesen, und das schmerzte ihn tief, stachelte zugleich aber seinen ganzen Ingrimm auf. — Schweigend, nicht mehr Arm in Arm, mit hastigen Schritten, Jedes von einem Heer von Gedanken und Empfindungen bestürmt, gingen sie neben einander. Eine lange, lange Pause entstand, Jedes hätte reden mögen, und fürchtete sich doch, den Anfang zu machen oder das richtige Wort nicht zu treffen. Schon lichtete sich der Wald, man konnte über das breite Feld, welches von dem gewundenen Feldwege mit den kahlen Weiden durchschnitten wurde, die Umrisse des Parks von Sophienthal erkennen. Da beschloß Titze, zu reden, und mit dumpfer Stimme, noch zögernd, begann er:

„Ich gehe in den Krieg, und vielleicht kehre ich nicht wieder. Wenn mich eine Kugel trifft, und ich verlassen auf dem Felde im Todeskampfe liege, und ich könnte dann denken: sie liebt dich, sie hat es dir gezeigt, sie wird um dich weinen! Das wäre ein Trost. Es soll nicht sein, ich bin einsam, ich habe keine Seele auf der Welt, die um mich weinen wird. — Und Sie sind grausam! Sie bleiben die vornehme Dame, und ich bleibe für Sie der rohe Titze von Criren! Bald scheint es, als hätten Sie ein Herz, und machen mich an Ihre Güte, an Ihre Liebe glauben, und dann wieder weisen Sie mich mit

Verachtung zurück, wie Sie es mit Ihren Laffen in der großen Welt thun! Ich hatte Sie für besser gehalten — ach!" (brach er plötzlich mit aller Heftigkeit ab) „ich wünschte, die Kugel hätte mich schon getroffen!"

Natalie war in nicht geringerer Bewegung, sich verkannt zu sehen, sich verkennen lassen zu müssen, und zugleich verletzt durch seine Vorwürfe. Mit leidenschaftlichem Tone und bebender Stimme rief sie: „Sie bringen mich zum Aeußersten, und wollen mir keinen Kampf ersparen! Ich habe mit Ihnen Auftritte erlebt, die ich außerhalb aller Möglichkeit geglaubt hatte, und muß mich, wie ich sehe, auf immer Neues gefaßt machen. Denn auch heut thun Sie mir Gewalt an, Gewalt ist in der Art, wie Sie das Gespräch erzwingen, Gewalt in den Forderungen, die Sie als freiwillige Geschenke hinstellen! Sie können nur an sich reißen und erzwingen, Sie kennen keine Schranke, keine Rücksicht, keine Schonung, Sie haben niemals Selbstbeherrschung gelernt! Selbst wenn ich Sie liebte, ich würde es vor Ihnen verstecken, denn Sie werden jede Güte mißbrauchen, und in dem Gefühl Ihres Sieges tyrannisch, schonungslos, willkürlich handeln, und endlich mit Füßen treten, was Sie zu lieben vorgaben! Sie sind jung, wild, leidenschaftlich, und werden dieselben Empfindungen, die Sie jetzt erfüllen, noch oft haben. Ihnen ist die Liebe ein übermüthiger Rausch, dem Moment entrissen, und der ganze

Ungestüm Ihrer Leidenschaft wird verfliegen, so wahr er auch eine Minute lang gewesen sein mag. Entgegnen Sie nichts — Sie kennen weder die Welt, noch sich selbst, am wenigsten aber das Herz eines Weibes!"

Natalie hatte, vom Strome ihrer Empfindungen fortgerissen, gesprochen, sie hatte vielleicht mehr verrathen, als sie beabsichtigte. Mit glühenden Wangen und heftig klopfendem Herzen schritt sie dahin, unwillig über sich selbst, über ihren Gefährten, sie schien die hohe Ruhe, die ihrer Kraft sonst immer bald wieder zu Gebote stand, völlig verloren zu haben. Und Titze schritt neben ihr her, er wollte entgegnen, sich vertheidigen, er hörte mehr aus ihren Worten, als eine bloße Strafrede, und fand doch kein Wort, keine Wendung, die Lippen waren ihm wie verschlossen. — Die Situation der beiden nächtlichen Gefährten hatte sich sehr verändert. Wort um Wort, Minute um Minute hatten Jedes von Beiden innerlich weiter geführt, und ihren Empfindungen eine gewisse Ebenbürtigkeit gegeben. Nicht mehr um Liebe-Fordern und Abweisen handelte es sich, sondern die Liebe hatte sich als eine Wahrheit in ihnen enthüllt, und das fühlten und begriffen Beide. Aber es war zugleich zum Kampfe gekommen, die Macht des Gegners erkannten Beide an. Nur sein Recht bestritt Eines dem Andern, nur Zugeständnisse wollte Keines machen, noch auch eine Rücksicht walten lassen. Diese Erkenntniß wurde durch

ein langes Schweigen in ihnen immer mehr und mehr ausgebildet, und Trotz und Gereiztheit wuchsen ohne Worte, in stummer Wechselrede.

So verging fast eine halbe Stunde. Jetzt standen sie an dem verschlossenen Thore des Wirthschaftshofes von Sophienthal. Natalie sah ein, daß sie mit ihrem Begleiter einen Waffenstillstand schließen müsse, da es noch ein gemeinschaftliches Handeln galt. — „Herr von Crixen," begann sie „haben Sie noch die Absicht, meinem Vater und mir in Ihrem Hause ein Asyl zu gewähren?"

„Nun das versteht sich! Wie können Sie zweifeln?"

„Können Sie mir versprechen," fuhr sie fort, „daß ich dort in der Einsamkeit nicht neuen Unannehmlichkeiten entgegengehe, die durch den Wirth des Hauses selbst hervorgerufen werden?"

„Wenn Ihnen nicht der Aufenthalt selbst und meine bloße Nähe schon unangenehm ist, so können Sie sicher sein." — Er sagte das in eher kaltem als resignirendem Tone.

„Wollen Sie mir alle Einrichtungen für die nächsten Tage allein überlassen, mir aber zugleich mit ruhiger Ueberlegung helfen und beistehen?"

„Thun Sie, was Ihnen gut dünkt, und lassen Sie alle Bedingungen bei Seite. Sie degradiren mich zu einer bloßen Schildwache, und — doch gut, ich habe die Pflicht einmal übernommen!"

„Sie mißverstehen mich, Herr von Crixen, ich habe Sie nicht beleidigen wollen, am wenigsten in einer Stunde, wo ich Ihre Hülfe in Anspruch nehme!“

„Und ich habe Ihnen diese Hülfe zugesagt, Gräfin Brunneck. Was befehlen Sie? Soll ich an's Thor gehen, und den Verwalter wecken?“

„Thun Sie es, aber leise!“

„Ja, leise! davon wird Niemand vom Schlafe aufwachen, noch dazu auf dem Lande!“

Das mußte Natalie wohl einsehen, denn nach einem Pochen von zehn Minuten erschien noch Niemand um zu öffnen, obgleich die Hunde bereits lärmten. Titze schlug vor, über das Thor zu steigen, und an einem Fenster mit mehr Nachdruck den Wecker zu spielen. Natalie wollte es nicht zugeben, mußte es endlich aber doch als letztes Mittel geschehen lassen. Mit Leichtigkeit schwang er sich hinüber, wurde aber im Hofe von einem wüthenden Hundegebell empfangen. Er hatte seine Noth, die Thiere von sich abzuhalten, und mußte einige Fetzen seines Rockes in ihren Zähnen lassen. — Da stand Natalie, die Herrin des Schlosses, einsam draußen am Thor. Die Gefahr des Vaters verlangte, daß ihre Gegenwart so geheim als möglich bleibe, und doch sah sie ein, daß es nicht durchzuführen sei. Der Verwalter, die Wirthschafterin, Knechte mußten geweckt werden, und schon am Morgen konnte es kein Geheimniß mehr sein,

daß sie und ihr Vater sich in Crixen befänden. Warum sollten sie nicht lieber gleich ihren Aufenthalt hier in Sophienthal nehmen, zumal da, wie sie sich sagen mußte, ihres Vaters Sache nicht mehr zu retten, und er selbst nicht versteckt zu halten sei. Sie schalt sich, den thörichten Plan einer Flucht nach Crixen angeregt zu haben, und fühlte einen immer heftiger werdenden Widerwillen dagegen.

Endlich hörte sie Stimmen näher kommen, das Thor wurde geöffnet, der Verwalter begrüßte sie mit äußerstem Erstaunen. Sie folgte ihm in's Haus, und hieß ihn das Nöthige für den Aufenthalt in Crixen zusammenpacken, und mit ein paar Leuten sogleich dahin zu schicken. Der Verwalter, unfähig die Sache zu fassen, suchte es ihr auszureden, und versicherte, der Herr Graf solle in Sophienthal vollkommen sicher sein. Sie mußte, trotzdem sie ganz seiner Ansicht war, auf ihre Befehle bestehen. Endlich stand der Wagen, der für den Kriegsrath bestimmt war, vor der Thür. Natalie stieg ein. Titze ergriff die Zügel, hieß den Knecht zurückbleiben und fuhr zum Hofthor hinaus. Sie sprachen nicht mehr zusammen. Er lenkte die Pferde, sie saß hinter ihm, ermüdet und doch zugleich aufgeregt; mit schwerem Herzen und doch von einem gewissen gleichgültigen Trotz erfüllt.

Neuntes Kapitel.

Der Kriegsrath saß, gequält von den fürchterlichsten Gedanken, noch in seiner Ecke in der Krähenhütte, sein grausamer Hüter auf der Schwelle derselben. Schon ging es dem Morgen entgegen, und kalt und schneidend wehte der Wind durch die Fugen der Bretterwände. — „Da sind sie wieder!" rief Wolf, indem er seinen Platz verließ. Der Graf sammelte den Rest seiner Kraft, und schritt den Zurückkehrenden entgegen.

„Nichtswürdiger Bube!" schrie er. „So wagtest du mein Unglück zu benutzen? Ich weiß, warum ihr mich hier verlassen habt, kenne den ganzen Plan eurer Schande!"

„Was ist das, Vater?" fragte Natalie erstaunt und erschrocken, denn sie glaubte, der Kriegsrath habe den Verstand verloren.

„Unglückliche! Verführte!" fuhr er fort, „habe ich dich nur zu beklagen, oder muß ich dich mit Verachtung von mir stoßen?"

Natalie trat dicht an ihren Vater, und ergriff seinen Arm. „Vater!" rief sie mit gedämpfter Stimme, „Vater! Komm zu dir! Ich bin Natalie, deine Tochter! Was kannst du fürchten, da du mich kennst?"

„Ich weiß, daß er einen Schwur gethan hat, weiß Alles.“

„Also so steht die Sache!“ unterbrach ihn Titze, dessen Blut bereits kochte. Er wandte sich zu Wolf. „Du warst es, der hier Unkraut gesät hat?“

„Ja, ich!“ entgegnete Wolf mit Genugthuung. „Hier an derselben Stelle, wo der Graf vor sechzehn Jahren die Geschichte eingebrockt hat, hier hab' ich ihm von dem letzten Willen des Gestrengen erzählt. Will der Junker nichts davon wissen, so hab' ich doch mein Theil Rache geübt. Und ich bin zufrieden, es hat gewirkt!“

„Pack dich! Sieh nach dem Wagen!“ rief Titze. „Und Sie, Herr Graf, können Ihre letzten Kräfte sparen! Danken Sie Gott für eine solche Tochter, für deren Tugend Sie Nichts gethan haben!“

Natalie nahm das Wort: „Steig in den Wagen, Vater, du mußt zur Ruh! In kaum einer Stunde sind wir in Crixen.“

„Nein, nimmermehr!“ rief schaudernd der Kriegsrath. „Nach Crixen fahre ich nicht! Bring mich nach Berlin zurück, oder nach Sophienthal, oder wohin du sonst willst — aber dorthin nicht!“

„Nun so, zum Kuckuck! nach Sophienthal!“ fuhr Titze auf. „Wolf, hierher! Es geht nicht nach Crixen! Lauf nach Hause, die Alte soll mit dem dahin geschickten

Wagen nach Sophienthal zurückkehren. Eingestiegen, Herr Graf!"

„Was, nicht nach Crixen?" rief Wolf.

„Herr!" entgegnete mit ihm zugleich der Kriegsrath, „ich muß gegen dieses gebieterische Benehmen protestiren!"

Mit Titze's Geduld war's zu Ende. „Scheer dich, Hund!" schrie er Wolf zu, und gleich darauf zum Grafen gewendet: „Protestiren Sie gegen Ihre eigene Tollheit! Ohne Umstände, eingestiegen!"

„Ich verzichte auf Ihre fernere Begleitung!" rief der Kriegsrath. „Natalie, wir gehen zu Fuß nach Sophienthal!"

„Keineswegs, Herr Graf! Natalie hat den Weg schon einmal zu Fuß gemacht, und bedarf endlich der Ruhe. Und was Sie selbst betrifft, so haben Sie jetzt nicht mehr auf meine Begleitung zu verzichten, nachdem Sie dieselbe gesucht. Ich bringe Sie nach Sophienthal, und müßte ich Sie auf den Wagen binden, hernach kann aus Ihnen werden, was da will."

Natalie, die schon mehrmals versucht hatte, das Wort zu erlangen, faßte ihren Vater unter den Arm, und führte ihn zum Wagen. „Du hast die Wahl, Vater," sagte sie, „entweder nach Crixen, oder nach Sophienthal. Hier können wir nicht länger bleiben."

„In's Grab! In's Grab!" ächzte der Graf. Der

inzwischen aufgestiegen war. Natalie setzte sich an seine Seite, und Titze kutschirte auf den Weg nach Sophienthal zu. Alle drei waren in unheilvollster Stimmung, und sprachen kein Wort. Natalie war zum Tode erschöpft, der letzte Auftritt hatte ihre Kraft gebrochen. Sie fühlte, daß sie allein mit ihrem Vater nicht fertig werden könne, und sich und ihn ihrem selbstgewählten Führer überlassen müsse. Daß Titze allein um ihretwillen die beschwerliche Fahrt unternommen habe, wußte sie wohl. Aber auch das gute Einvernehmen zwischen ihr und ihm hatte sich getrübt, und doch sah sie ein, daß sie ihn noch nicht von sich lassen könne, denn sie bedurfte eines männlichen Beistandes für die nächsten Tage. Sie mußte ihn bitten, sie noch nicht zu verlassen, sie mußte sich neue Verpflichtungen gegen ihn aufbürden, und sah voraus, daß dies seine Hoffnungen auf's Neue herausfordern würde. So brachten äußere Verwicklungen sie immer mehr in seine Macht, gegen die sie im Herzen schon genug anzukämpfen hatte. —

Der Tag brach an, als der Wagen sich dem Schlosse näherte. Nur ein matter, schwefelgelber Streifen deutete den Aufgang der Sonne an, der Himmel war wieder trübe, die Luft naß und neblig. —

Ehe die Zimmer im Schlosse gehörig erwärmt waren, mußten die Ankömmlinge sich in der Wohnung des Verwalters unterbringen. Der Kriegsrath lag eingehüllt

auf dem Sopha, Natalie saß neben ihm, und beobachtete den Unglücklichen. — Im Nebenzimmer stand Titze am Fenster, und sah in den traurigen Nebelmorgen hinaus. Seine Mission durfte er als beendet betrachten, und doch wußte er nicht, sollte er gehen oder bleiben. Er verwünschte den Grafen und den unseligen Familienzwist, der die Störung zwischen Natalie und ihm nur noch größer gemacht hatte. Und doch sagte er sich: „Warum diese Störung? Ich liebe sie, sie liebt mich, warum soll etwas zwischen uns liegen?“ Für ihn gab es keinen Rückhalt, kein verstecktes Spiel, er fühlte sich in peinlichster Lage, wenn er nicht aufrichtig sein, wenn er nicht aussprechen sollte, was er im Augenblick empfand. Und wie ihn diese Gedanken beschäftigten, war er auch schon entschlossen, sie Natalien auszusprechen. Er wandte sich um, und sah sie in seiner Nähe stehen, die Augen besorgt und fragend auf ihn gerichtet.

„Was soll ich thun? Was befehlen Sie?“ rief er, fast verwirrt und bestürzt.

„Ich bin schon so tief in Ihrer Schuld!“ entgegnete Natalie.

„Schuld? Sie wissen wohl, in wie anderm Sinne ich die Sache auffasse. Für mich war's ein Glück, daß Sie mich in Ihrer Gesellschaft sein ließen. Von einem Dienste weiß ich nichts.“

„Ich wußte, daß Sie großmüthig sein können!“

„Großmüthig!“ rief er. „Ach, Natalie, lassen wir doch das Spiel mit lügnerischen Worten, die ich nicht zu setzen verstehe, und mit denen Sie mich immer besiegen werden. Ich bin aufrichtig — aus Unfähigkeit, anders zu reden, seien Sie es aus Nachsicht! Soll die Störung, die heut zwischen uns entstanden ist, ewig dauern?“

„Nein, das soll sie nicht! Und ich habe Ihnen viel zu sagen, was Sie beruhigen wird. Für jetzt nur so viel, daß ich Ihnen von ganzem Herzen danke! Es wird eine Zeit kommen, wo Sie nicht mehr daran zweifeln werden.“

„Werden Sie mir dann sagen, daß Sie mich lieben? Wird es Ihnen so schwer, das Wort auszusprechen?“ fragte er in halb bittendem, halb vorwurfsvollem Tone, indem er ihr tief in die Augen sah. „Es gibt nur Eins, was mich — beunruhigt (wie Sie es nennen), und das ist Ihre Offenheit. So lange Sie mich nur mit Versprechungen hinhalten, mit Zweifeln peinigen, und wie einen Knaben behandeln, werde ich nicht aufhören, Sie in Furcht zu setzen. Ich kann nichts für mein wildes, aufrührerisches Blut, und die weise Selbstbeherrschung, die Sie verlangen, ist nicht so schnell zu erringen, am wenigsten in Ihrer Nähe!“

„Natalie! Natalie!“ ertönte der Ruf des Vaters

aus dem Nebenzimmer. Natalie wandte sich schnell, und eilte zu dem Rufenden. Titze stampfte mit dem Fuße, und warf sich auf einen Stuhl am Fenster. Die Frau des Verwalters erschien mit dem Frühstück, ihr Mann folgte, und Beide spannen sogleich eine Unterhaltung an. Aus dem Nebenzimmer aber kam Natalie zurück. „Mein Vater liegt im heftigsten Fieber!" sagte sie. „Wir müssen einen Arzt haben!" Titze sprang sogleich auf. „Ich reite nach der Stadt zurück. Welchen Arzt soll ich bringen?"

Natalie nannte den Namen, und schon war Titze an der Thür. „Nein!" rief sie, „warten Sie! Sie müssen Etwas genießen!"

„Es ist unnütz! Ich habe nicht das Bedürfniß," entgegnete er, die Thür öffnend.

Natalie eilte ihm nach, und ergriff seinen Arm: „Lieber, lieber, bester Freund!" rief sie mit gedämpfter Stimme. „Gehen Sie so nicht! Bauen Sie auf mein Herz — Sie sollen an mich glauben!" — Dann rasch an den Tisch gehend, und eine Tasse Kaffee einschenkend, sagte sie laut: „Kommen Sie, Herr von Crixen! Der Herr Verwalter besorgt inzwischen den Wagen." — Der letztere verließ bereitwillig das Zimmer, um den Auftrag auszuführen, seine Frau aber blieb. — Titze glaubte jetzt genug gehört zu haben. Mit freudeglühendem Gesicht kam er zurück, und nahm

an, was Natalie für ihn bereitet hatte. Die Gegenwart der Frau Verwalterin wies die Unterhaltung jedoch in engere Schranken. Natalie notirte noch einen Auftrag an ihre Schwägerin, und reichte ihrem Freunde zum Abschied die Hand. Rasch trennten sich Beide. Sie ging in das Nebenzimmer zu ihrem Vater, Titze sprang in den Wagen, und jagte davon. — —

Natalie saß allein neben ihrem Vater, der in einen fieberhaft unruhigen Schlaf gesunken war. Auch sie fühlte sich erschöpft und bedurfte des Schlummers, aber ihr Gemüth war voll Unruhe, voll Sorgen, ihr Herz von Fragen, Zweifeln und Wünschen aufgeregt. Daß sie die Leidenschaft ihres Freundes vollkommen erwiedere, dessen war sie sich bewußt. Die gewaltige, so zu sagen elementare Kraft, die ihr in ihm entgegen trat, hatte nicht verfehlt, einen entsprechenden Eindruck auf sie zu machen, und wenn sie dieselbe in ihrer Aeußerungsweise in ein strengeres Maß gebannt wünschte, so sah sie doch ein, daß bei seiner Jugend und Natur Selbstbeherrschung eine kaum zu erfüllende Forderung sei. Ja, wenn sie selbst den festen Willen gehabt hatte, ihm ihr Herz nicht eher zu offenbaren, ehe er eine Zeit lang die Welt gesehen, und sich selbst geprüft hätte, so drang doch jener tiefe Naturton ursprünglichster Leidenschaft, jene vollkommene Naivetät seines innersten Wesens, immer auf's Neue in ihre Seele, und wirkte hinreißend und unent-

rinnbar auf ihr eigenes Wesen. Noch vor einer Stunde, als er sie zuletzt um das Bekenntniß ihrer Liebe gebeten, hatte sie, bezaubert von jener fast kindlichen Offenheit, das Wort des Geständnisses schon auf den Lippen gehabt. Da trennte sie der Ruf des Vaters von ihm. — Wie aber würde der Vater eine solche Verbindung angesehen haben? Das war's, was Natalien betrübte. Sie konnte ihn nicht achten, und wollte dem Unglücklichen doch auch nicht neue Schmerzen bereiten. Dies war kein geringer Grund ihres Widerstandes gewesen. Und jetzt, da der Geliebte auf's Neue in ihrem Dienste fortgegangen war, seufzte und lächelte sie zugleich, und ließ das schöne, ermüdete Haupt auf die Brust sinken. — —

In Berlin angelangt, ließ Titze vor der Wohnung des Arztes halten. Dieser erklärte jedoch, daß er erst spät Abends mit ihm nach Sophienthal fahren könne. So ging Titze zu Clara. Sie kam ihm wie einem alten Bekannten entgegen. „Gott sei Dank," rief sie, „Sie bringen Nachricht!" — Er erzählte ihr, was vorgefallen. „Diese Flucht hat meinen Schwiegervater vielleicht gerettet," entgegnete Clara. „Heute früh hatte ich verhängnißvolle Gäste im Hause. Er sollte leider — abgeführt werden," seufzte sie, „denn seine Schuld ist zu offenbar, und man schonte ihn nur so lange, als die französische Gesandtschaft ihn schützte. Ich sagte,

er sei — nach Breslau gereist. Freilich wurde es nicht geglaubt, man durchsuchte das Haus und belegte seine Papiere mit Beschlag. Dabei wird es in den nächsten Tagen wohl sein Bewenden haben, denn nicht nur die Bevölkerrng Berlins, auch die Behörden sind in der größten Furcht vor dem heranziehenden französischen Corps. Sie werden davon gehört haben."

„Ich habe noch nichts gehört!" rief Titze. „Die Franzosen in der Nähe Berlins?"

„Nur noch einen Tagemarsch von hier! Vor einer Stunde war ein Freund meines Mannes bei mir, der mir erzählte, es sei der Rest der französischen Armee, der seit dem Rückzuge aus Rußland in Ostpreußen stehen geblieben war. Das Corps ist nur auf dem Durchmarsch. Aber immer ist es feindliche Einquartierung, und unter den jetzigen Umständen bedrohlich genug. — Doch, daß ich's nicht vergesse, da ist ein Brief meines Mannes an Sie. Er ist gestern gekommen. Lesen Sie ihn gleich."

Titze las und freute sich des herzlichen, brüderlichen Tones, in welchem Karl schrieb. Ja, der Bruder Nataliens ehrte ihn durch ganz besonderes Vertrauen, indem er ihm einige wichtige Aufträge gab. „Gehen Sie nach Berlin," schrieb er, „und bleiben Sie etwa vierzehn Tage da. Um diese Zeit komme ich selbst, und wir reisen gemeinsam nach Breslau zurück. Vertrauen

Sie sich meiner Frau an, sie wird freundschaftlich für Sie sorgen."

„Wie komm' ich zu diesem herzlichen Wohlwollen?" rief Titze ganz erstaunt.

„Mein Mann war Ihnen immer zugethan," erwiderte Clara, „und Sie haben einen warmen Freund an ihm. Ja, daß ich es Ihnen nur vertraue, Ihre heimliche Entlassung von der Festung —"

„Verdanke ich ihm?"

„Hat mein guter Mann ausgewirkt! Sie dürfen volles Vertrauen zu ihm haben. — Aber wie ist es, Karl schreibt, Sie sollen vierzehn Tage in Berlin bleiben? — eine Wohnung steht Ihnen in unserem Hause bereit."

„Die Besorgungen, die er mir aufträgt," sagte Titze, „lassen sich in zwei Tagen abmachen. Dann aber muß ich nach Sophienthal zurück —"

„Mein Gott!" unterbrach ihn Clara, „und ich habe Sie noch nicht einmal gefragt, wie Natalie die fürchterliche Fahrt überstanden hat?"

„O gut, sehr gut!" rief Titze mit einem verklärten Blicke, denn er dachte bei der Erwähnung der Geliebten nur an die goldenen Hoffnungen, die sie ihm im Augenblicke seiner Abreise eröffnet hatte. — Clara verstand das auch vollkommen, doch fragte sie von Neuem: „Ist sie körperlich nicht angegriffen?"

„Das kann wohl sein!“ rief Titze. „Gewiß, gewiß! Gut, daß der Arzt heut Abend herausfährt! Die arme Natalie hat mit mir eine Stunde Nachts zu Fuße gehen müssen! Mein Gott, sie wird doch nicht krank werden?“ — Er sah Clara mit einem so kindlich fragenden Blicke an, daß sie unwillkürlich lächelte.

„Natalie ist ein starkes Mädchen,“ entgegnete sie. „Ich eile, den Auftrag, den Sie mir von ihr überbrachten, auszuführen, damit die Sachen heute Abend mit dem Wagen hinausgeschafft werden können. Sie, Herr von Crixen, sind für die Zeit Ihrer Anwesenheit mein Gast. Ludwig wird Sie in Ihre Zimmer führen.“ —

Titze ging, um sogleich die Besorgungen für seinen ihm fast noch unbekannten Freund zu machen. Es waren Geschäfte leichter Art, Meldungen, daß er bald selbst käme, Dinge, die Jeder ausführen konnte. Er ahnte nicht, daß Karl eigentlich nur bezweckte, ihn dadurch hier und dort einzuführen, und war überrascht durch die Zuvorkommenheit, mit der man ihn überall aufnahm. — Es mag hier gesagt sein, daß der junge Graf Brunneck in der That ein Interesse für Titze gefaßt hatte. Er wollte die Feindschaft der Väter ausgleichen. Durch seine Gattin war er über die Vorfälle der letzten Zeit genügend unterrichtet, und so erschien es ihm als eine Pflicht, das neue Unrecht, was sein Vater dem jungen Manne zugefügt, gut zu machen.

So sah sich Titze überall bereits gemeldet, man begrüßte ihn mit Wärme, man wußte, daß er für seinen Patriotismus auf der Festung gewesen, man lud ihn ein, und zog ihn zu den vertrautesten Gesprächen. Die vollkommen neue Sphäre, in die sie ihn brachten, bewirkte, daß ihm zwei Tage im Fluge vergingen. Und es gab genug zu hören und zu sehen. Die Straßen waren voll Aufregung, die Stadt von preußischem Militär entblößt, und man sah der französischen Einquartierung mit Besorgniß entgegen, da nicht abzusehen war, wann sie sich entfernen würde. Hatten die Franzosen schon während des Bündnisses mit Preußen das Land wie ein feindliches behandelt, so konnte man jetzt, wo ein Bruch so gut wie gewiß war, nichts Gutes erwarten. Einige Hoffnung setzte man auf ein russisches Hülfscorps, welches, wie es hieß, herannahe, um Berlin zu entsetzen. — Am Abend des zweiten Tages zogen die Franzosen ein. Das Einquartieren, Marschiren, Lärmen und Toben, Zanken und Fluchen währte die ganze Nacht. Die Wirthshäuser, Weinstuben, alle öffentlichen Locale waren gefüllt. Natürlich fanden sich Hunderte, die die französischen Officiere zum Schein oder aus Kriecherei willkommen hießen, sie feierten und tractirten, um sich von ihnen betrügen, ausplündern und verachten zu lassen. — Titze ging mit grimmigem Gesicht durch die Straßen, und empfand im Angesicht der

fremden Unterdrücker zum erstenmale das ganze Unglück des Vaterlandes, zugleich mit der heißesten Sehnsucht, die Schmach abschütteln zu helfen. Der dritte Tag verging. Da begegnete ihm einer seiner neuen Bekannten, ein junger Mann, der, im Ministerium angestellt, hundert Beziehungen hatte, und oft über die geheimsten Dinge Auskunft geben konnte. Er stand in Verbindung mit allen Gesandtschaftsbüreaux, und hatte, als Karls Freund, es sich besonders zur Pflicht gemacht, Herrn von Lacroix nachzuforschen. Dieser junge Mann ergriff Titze's Arm in der Dämmerung und rief: „Sie suchte ich eben! Kommen Sie auf die Seite! — Es ist auf der französischen Gesandtschaft bekannt," flüsterte er in leiserm Ton, „daß der Graf Brunneck sich in Sophienthal befindet. Still! — Ich weiß, daß man Etwas gegen ihn im Schilde führt — auch der Name seiner Tochter soll dabei genannt worden sein."

„Was?" unterbrach ihn Titze. „Die Bestien sollen es wagen —!"

„Um des Himmels willen, schreien Sie nicht so!" rief der Andere, rasch mit ihm in eine Seitengasse biegend. „Etwas Bestimmtes kann ich Ihnen nicht sagen, doch heißt es, man wolle eine Abtheilung Reiterei in jene Gegend schicken. Dort — werden sie sicher nach bestimmten Aufträgen handeln, schließlich aber wird man ihnen als Marodeurs durch die Finger sehen. Wenn

Sie können, kommen Sie ihnen zuvor! Leben Sie wohl!" — Er eilte davon.

Titze stand da, von einem Chaos von Haß, liebender Besorgniß und Bestürzung durchfluthet. Er fuhr empor und eilte zu Clara, um sich auf der Stelle zu verabschieden. Er wollte ihr die Gefahr verheimlichen, aber bei seiner Unfähigkeit, sich zu verbergen, und noch dazu in der entsetzlichen Aufregung des Augenblicks, hatte Clara ihm schnell das Geheimniß entrissen. Er wollte einen Wagen nehmen, ein Pferd, sie widerrieth es. „Ihre Hast," sagte sie, „wird auffallen, man wird Sie zurückhalten! Gehen Sie zu Fuß aus dem Thore, ich will einen Wagen auftreiben lassen, und Ihnen Ludwig darin nachschicken!"

Er flog hinaus, durch die Straßen, aus dem Thore, eilte auf der Landstraße hin, verfolgt, gepeinigt von den qualvollsten Gedanken. „Wenn sie mir schon voraus wären!" dachte er. Welche Folgerungen, welche Befürchtungen knüpfte seine leidenschaftlich ausschweifende Phantasie an diese Möglichkeit! „Natalie! Natalie!" schrie er auf, und erschrak vor seiner eigenen Stimme, die laut durch die Nacht erscholl. Stunden vergingen, und noch immer schritt er in wildester Hast auf der Landstraße hin. Und kein Wagen kam ihm nach, er war allein der Tragweite seiner eigenen Kraft überlassen. Er fühlte den Wind nicht, der schneidend kalt ihn

umsauste, seine Stirn glühte, sein Herz klopfte, und plötzlich war's, als wollten ihm die übermäßig angestrengten Kräfte versagen. Doch die Liebe belebte ihn auf's Neue, und rastlos stürmte er seinem Ziele entgegen. Aber zu seinem Entsetzen hörte er plötzlich das Geräusch eines Reitertrupps vor sich. An einem Kreuzwege hielt das Corps. Es war vollkommen finster, der Wald verbreitete eine nur um so dichtere Nacht umher. Titze traute sich zu, auch im Dunkeln hier die Richtung wiederzufinden, und so hoffte er die Reiter zu umgehen. Da ertönte dicht neben ihm der französische Ruf: „Wer da? halt!" — Titze sammelte seine ganze Fassung.

Er verstand die Frage, konnte sich aber nicht französisch ausdrücken. „Ein armer Bauer, der sich auf dem Markte verspätet hat!" entgegnete er mit verstelltem Ton auf Deutsch.

Man brachte ihn vor den Dolmetscher des Corps. „Wo geht der Weg nach Sophienthal?" fragte dieser. „Da, grade aus!" entgegnete Titze, indem er auf den Weg nach Crixen zeigte. — „Führ' uns dahin!" befahl der Dolmetscher.

„Der Weg ist nicht zu verfehlen! Ein altes Haus mit einem Thurm."

„Der Mensch wird gezwungen, mitzugehen!" hieß es. „Was werden wir uns in der pechfinstern Nacht länger auf's Suchen einlassen!"

Sofort wurde Titze von zwei Reitern in die Mitte genommen, und mußte sich bequemen, den Zug zu führen. So schritt er hin, in furchtbarer Spannung, mit dem Entschlusse, die Feinde in die Irre zu führen, und sollte sein väterliches Haus Crixen darüber zertrümmert werden. Endlich wurde der Umriß des Thurmes sichtbar, und das Commandowort zum Absitzen erscholl. — Diesen Moment benutzte Titze. Mit zwei Sprüngen schlüpfte er in die Finsterniß des Waldes, und suchte sich einen Weg. Er hörte Stöße am Thore seines Hauses, hörte rufende Stimmen, Flüche und wildes Durcheinander, dann ein dumpfes, entferntes Krachen — das Thor mußte erbrochen sein. Er aber hatte inzwischen den Weg nach Sophienthal gefunden. In rasender Eile, triefend von Schweiß, halb todt vor Erschöpfung kam er an. Wie schon einmal, so stieg er auch heute über den Thorweg. Er sah ein Fenster erleuchtet, und pochte an die Thür. Es wurde geöffnet, Natalie stand oben auf der Treppe. — „Er ist es selbst!“ rief sie, und eilte ihm entgegen. Sie sah blaß, verstört, verweint aus. Titze bemerkte es nicht.

„Fort von hier!“ rief er athemlos. „Einen Wagen! Sie müssen fliehen! Ich führe Sie!“

Natalie erschrak vor dem Zustande, worin sie den Jüngling erblickte. „Was ist geschehen?“ fragte sie. „Haben Sie die Nachricht erhalten?“

„Nach Crixen habe ich sie, auf falsche Fährte gewiesen! Bringt den Grafen in einen Wagen! Natalie, eilen Sie! Vor morgen früh werden die Feinde nicht hier sein!“

„Sie können ihm nicht mehr schaden!“ sagte Natalie. „Was hier geschehen ist, mein Freund, wissen Sie wohl noch nicht. Mein Vater ist heute früh gestorben!“

Da hörte man ein lautes Pochen am Hofthor. „Nicht geöffnet!“ schrie Titze. „Sind es die französischen Hunde, so trag ich dich auf meinen Armen aus dem Hause! Komm, Natalie! Durch den Park!“

Es war nicht leicht, eine geordnete Erklärung der Sache von Titze zu erlangen. Natalie begriff seinen Zustand nicht, und erst als der Verwalter wieder erschien mit der Nachricht, daß Ludwig mit einem Wagen aus der Stadt gekommen sei, erlangte Titze so viel Macht über seine Zunge, um Natalien die Gefahr, in der auch sie schwebte, auseinanderzusetzen. „Folge mir,“ schloß er. „Du hast hier keine Pflicht mehr zu erfüllen, der Todte ist sicher! Ich bringe dich nach Berlin zurück, in deinem Hause bewache ich dich, du wirst dort nichts zu befürchten haben. Hier stehen wir vereinzelt gegen die Feinde, dort finden wir Freunde!“

Natalie, unfähig, die Gefahr ihrer Lage einzusehen, zauderte, die Leiche ihres Vaters zu verlassen. Aber Titze ließ ihr keine Wahl, und trat durchaus als

Gebieter auf. „Ludwig, und Sie, Herr Verwalter, besorgen das Nöthige für das Leichenbegängniß des Grafen! Sollte die französische Einquartierung morgen den Weg hierher finden, so sagt ihnen, daß sie in ein Haus des Todes kommen. Nehmt sie auf, und gebt freiwillig, was Ihr habt. Schon morgen früh hoffe ich selbst zurückzukehren! Komm, Natalie!"

Rasch ergriff er ihren Arm, und führte sie hinaus in den Wagen. „Zugefahren!" rief er, und zurück ging es auf dem Wege nach der Stadt. Er hatte seinen Arm um Nataliens Leib geschlagen, und zog den Mantel fester um sie her. Sie wehrte es nicht, und schweigend lehnten sie aneinander. Da erblickten sie, auf einer Erhebung des Bodens angelangt, eine hohe Dampf- und Flammensäule, die über dem Walde emporstieg. „Was ist das?" fuhr Natalie auf.

„Das ist Crixen, das Haus meiner Väter," sagte Titze, „in das der Feind die Brandfackel geworfen hat! Dorthin habe ich die Nichtswürdigen, die Euch suchten, selbst geführt. Mag es in Flammen aufgehen, wenn ich dich nur sicher weiß!"

„Zu viel! Zu viel!" rief Natalie, außer sich vor Freude und Schmerz. „Geliebtester, bester der Menschen! Du bist ein Mann, bist mein Retter, bist mir von dieser Stunde an mein Alles! Nimm mich und mein ganzes Leben, nimm es, jetzt bitte ich dich darum, denn ich

liebe dich als den Abgott meiner Seele!“ — In krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, schlang sie beide Arme um seinen Hals, und lag an seiner Brust. Titze, jauchzend vor Entzücken, zog sie an sich, hielt sie, wie ein Kind in seinen Armen, preßte Mund an Mund und Wange an Wange, und wenn sein wildes Jünglingsherz sonst mit stürmischen Wünschen diesem Augenblick entgegengesehen, so war es jetzt nur die heiligste, kindlichste und doch dabei glühendste Innigkeit, die sein Gemüth überströmen machte.

Zehntes Kapitel.

Ein Jahr war nach diesen Vorgängen verstrichen, und die Welt hatte ein verändertes Aussehen erhalten. Herbeiströmend zu den Fahnen des Königs und des Vaterlandes, hatte sich die ganze Jugend zu Freischaaren, Corps und Armeen gesammelt. Ein Begeisterungssturm ging durch die erwachende Welt, und Alles hoffte mit kühnem Muth auf große Tage. Mütter segneten ihre Söhne, und ließen sie getrost in den Kampf für die Freiheit ziehen; Gattinnen, Schwestern, Bräute, beteten unter Thränen um Sieg für die theuern Schaaren, und stärkten sich am Glauben an die gute

Sache des Vaterlandes. Und es wurden furchtbare, blutige, thränenreiche Schlachten geschlagen, wie in jenen Tagen bei Leipzig; aber Sieg! Sieg! tönte es millionenstimmig durch Deutschland. Schon war der Feind über den Rhein zurück getrieben, und die Armeen der Alliirten betraten den Boden Frankreichs. Endlose Märsche und Strapazen folgten, Gefechte durch lange Tage und Nächte, Siege und Niederlagen, wie das Geschick der Waffen es verhängte. Aber immer vorwärts drangen die Heere der verbündeten Fürsten und Völker, in das Herz von Frankreich, und schon meldeten Briefe und Zeitungen, daß es sich nur noch um den letzten Kampf, den Kampf um Paris handle. Die Augen der Zurückgebliebenen in der Heimath hingen begierig an diesem Kampfe, die Herzen pochten und zitterten zugleich. Frauen und Jungfrauen, die sich sonst wenig um Geographie bekümmert, studirten Landkarten, verfolgten die Märsche der Heere, und verglichen die Zeitungen und Briefe. —

Es war im Frühjahr 1814, als Natalie und Clara sich für einige Zeit nach Sophienthal begeben hatten. Arm in Arm schritten die Freundinnen durch die Gänge des noch blätterlosen Parks, und sprachen von den fernen Geliebten. Natalie gab ihren Erinnerungen ungehinderte bewegte Worte. Sie erzählte immer und immer wieder von jener Nacht des Schreckens und Glückes, wo Titze sein letztes väterliches Besitzthum dahin gegeben, um sie

zu retten. Wie er am andern Morgen zurückgekehrt nach Sophienthal, um die Leiche Desjenigen zu bestatten, der ihm im Leben feindlich gesinnt war, und ihm Unrecht zugefügt hatte. Wie er sich mit kühnem Muthe an die Spitze der Bauern gestellt, die Wolf und der Verwalter noch in der Nacht versammelt hatten, um das Schloß zu vertheidigen. Wie er den Anführer der Marodeurs, als sie herankamen, durch einen Schuß zu Boden gestreckt, und wie diese, als sie den unverhofften Widerstand sahen, sich unverrichteter Sache nach Berlin zurückziehen mußten. Und dann dachte sie des Augenblickes, da sie ihren jungen Helden aus ihren Armen zum Heere entlassen, und wie in öffentlichen Blättern, unter den Reihen der Freiheitskämpfer, wo tausend Namen sich ungenannt verloren, der seinige schon zweimal mit der größten Auszeichnung erwähnt worden war.

Wenn sich Natalie in jüngst vergangenen Jahren, wo die Stimme des Herzens sich noch nicht verkündigt, einen künftigen Gatten vorgestellt hatte, dann war es das glänzende Bild eines hochgestellten Weltmannes, eines Mannes von den elegantesten Formen, von französischer Bildung, aus den ersten Reihen der Gesellschaft. Wo waren nun ihre kindischen und hochfahrenden Mädchenträume geblieben! Ein wilder, unbändiger Knabe hatte dieselben zerrissen, hatte sie in ihrem ganzen Wesen erschüttert und fast vernichtet. Aber der Knabe war in

kurzer Zeit ein Mann geworden, er empfand wie ein Jüngling, und wußte zu handeln wie ein Mann. Und sie sagte sich, daß er jenen Schwur, den er seinem Vater auf dem Todesbette hatte leisten müssen, dennoch, wenn auch in anderm Sinne, erfüllt habe. Denn durch die unbedingte Aufrichtigkeit seines Wesens, durch die innerste Reinheit und Tiefe des Gemüthes, die durch den Rausch der Sinnengluth hervordrang, war ihr Herz gefangen genommen, bezaubert. Der ungezähmte Natursohn hatte die verwöhnte, formgewandte Weltdame bekehrt. Natalie war sich dessen bewußt, sie strich die Pläne ihrer glänzenden Vergangenheit getrost aus, und lebte nur noch in dem Gedanken einer glücklichen Zukunft mit dem Geliebten.

Die herbe Kühle des norddeutschen Märzabends ließ die Freundinnen das Zimmer suchen. Sie begannen zu arbeiten und einander vorzulesen. Und als Natalie sich zur Ruhe begab, blickte sie noch einmal zu den Sternen hinauf, und gab ihnen Grüße, Wünsche und Gebete in die Ferne. —

Und dieselben Sterne leuchteten in derselben Nacht über einem von der Marne durchströmten Thale Lothringens. Am Wege zwischen Vassy nach Chalons lag im Walde versteckt ein Streifscorps preußischer Jäger. Ein junger Officier saß, an einen Nußbaum gelehnt, im dunkeln Schatten, und blickte bald den Weg nach

Süden entlang, bald hinaus in die Umrisse der Landschaft, die schon im warmen südlichen Frühlingsdufte schwamm. Das frische Laub der Nußbäume und Kastanien verströmte Balsam, und von den Weinbergen herab wehte dazwischen ein Athem der Mandelblüthen und Frühlingsblumen. — Wer den jungen Officier so träumerisch hätte sitzen sehen, würde in ihm den „wilden Crixen,“ wie er im Lager hieß, kaum wieder erkannt haben. So tollkühn, waghalsig, so voll Verachtung gegen jede Gefahr er sonst in den Kampf stürzte, so still und bewegungslos saß er jetzt da. Auch über ihn übte die warme Nacht des Südens ihren Zauber, aber mehr noch die Gedanken an seine rauhe Heimath im Norden. Die Heimath, wenn man sonst eine hat, bleibt einmal die lichte Stelle auf der Erde, über der die Sonne schöner als irgendwo zu leuchten scheint, und wäre es das unscheinbarste und bescheidenste Fleckchen. Der Sinn mag bezaubert und berauscht sein von der Pracht einer fremden Weltgegend, das Gemüth lebt und webt an den verlassenen Stätten. Es ist damit wie in der Liebe. Du kennst Schönere und Glänzendere als die, der dein Herz gehört, aber du liebst die Eine, und weißt es vielleicht selbst nicht warum. So stieg vor der Seele des jungen Jägerofficiers der dunkle heimische Tannenwald auf, das Haus seiner Väter, das nun in Schutt und Asche lag, vor Allem aber die edle hohe Gestalt der Geliebten, die

ihm Grüße zuwinkte, und ihn auf seinem rauhen Kriegswege segnete. Ein süßer Schauer ging durch seine Brust — aber rasch fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wollte er die schönen Träume abstreifen, die ihn in seiner Wachsamkeit störten.

Es war eine wichtige, verhängnißvolle Nacht, jene vom 23. zum 24. März 1814; das Hauptquartier der verbündeten Fürsten befand sich in Vitry. Sie waren uneinig und unschlüssig geworden, ob sie der Ungeduld Blüchers, der in Chalons stand, folgen und ihren Marsch geradeswegs auf Paris wenden sollten; oder ob es besser sei, Napoleon, der sich südlicher, in Bassy, concentrirt hatte, nach Lothringen nachzufolgen? — Die feindlichen Heere lagen nur ein paar Tagemärsche von einander, einzelne Corps kaum so weit, und Vorposten und Patrouillen in Wäldern, in Meierhöfen, überall versteckt, bewachten die Wege und Straßen. Die ganze Gegend war von Waffen erfüllt, und drüber breitete sich die laue, duftige Nacht, und schien nur von Frieden und Ruhe zu wissen.

Die preußischen Jäger kauerten zwischen dem Gebüsch, rauchend, leise sich unterhaltend, reichten die Feldflasche umher, um sich munter zu erhalten, und waren guter Dinge. Da erhob sich der Officier, trat an den Weg hervor, und legte sein Ohr auf die Erde. Er hatte sich nicht getäuscht, durch den zuweilen lebhafter

sich erhebenden Wind war ihm das Geräusch eines in der Richtung von St. Dizier herbeirollenden Wagens vernehmbar geworden. Auf einen Wink erhob sich schnell sein ganzes Corps, und stand, vom Gesträuch gedeckt, in den Waffen. Bald wurde das Geräusch der Räder und Hufe hörbarer, und nach wenigen Minuten rollte ein kleiner, leichter Wagen daher, von zwei raschen Pferden gezogen. Auf ein Commandowort sprangen die Jäger hervor, und fielen den Pferden in die Zügel. Der Wagen, von allen Seiten umgeben, mußte halten. „Woher und wohin?" fragte Titze. Der im Wagen sitzende Herr war sehr bestürzt, faßte sich aber, und sagte in artigem Tone, er sei ein Kaufmann aus Rheims, und auf einer Geschäftsreise nach Chaumont begriffen. — Streifcorps pflegen derartigen Erklärungen zu mißtrauen, zumal wenn solche Geschäftsreisende von der Seite herkommen, wo der Feind steht, und überdies, wenn sie den Befehl haben, jeden des Weges Kommenden genau anzusehn. So erbat sich Lieutenant Crixen einen Blick in des Kaufmanns Papiere. Der Letztere bedauerte außerordentlich, sich nicht gehörig legitimiren zu können, und wußte ein zwar gebrochenes, aber doch verständliches Deutsch recht geläufig und artig zu handhaben. Dieses Deutsch, der Ton der Stimme, kamen dem Officier bekannt vor. Er erklärte, den Herrn zur nächsten Feldwache führen zu müssen. Der Kauf-

mann versicherte lachend seine Ungefährlichkeit, schien die Sache leicht zu nehmen, und, da man auf seine Liebenswürdigkeit durchaus nicht einging, erklärte er sich endlich bereit mitzugehen, bat aber, seinen Kutscher mit dem Wägelchen die Reise fortsetzen zu lassen. Titze beobachtete den Herrn genau, er bemerkte, wie derselbe unter seinem Mantel leise manipulirte, sich näher an den Kutscher drückte, und demselben etwas zuzustecken schien. Rasch fuhr Titze mit der Hand zwischen beide, und bekam ein dickes ledernes Portefeuille zu fassen. — „Abgefaßt, Musje!“ rief er, „den Hasen hätten wir Jäger im Laufe gegriffen!“ Er steckte seine Beute zu sich, und befahl seinen Leuten, den Wagen in Beschlag zu nehmen. „Sie selbst, mein Herr,“ fuhr er fort, „werden mir freiwillig folgen, wenn Sie nichts Schlimmeres erfahren wollen.“ Er hinterließ die nöthigen Befehle, setzte sich zu seinem Gefangenen in den Wagen, und fuhr, nachdem er seinen Fang bei der nächsten Feldwache gemeldet, mit ihm zum Commandanten der Vorposten. Der Major Karl von Brunneck, denn diesen erkennen wir in der Person des Commandanten, hatte seinen Standort in einem Pachthofe, in der Nähe des Hauptquartiers. Es war gegen Morgen, als Crixen dort eintraf. — „Was bringst du da, Kamrad?“ fragte der Major. — Aber das unangenehme Erstaunen des Gefangenen war groß, als er jetzt in dem Major einen

zweiten alten Bekannten erblickte — denn Titze und der Marquis hatten einander schon auf der Feldwache erkannt. Nur ein paar Worte hatte der junge Officier an ihn gerichtet, die dem Gefangenen Gewißheit gaben, in welchen Händen er sich befinde.

„Ein für Sie unerwünschtes Wiedersehen, Herr von Lacroix!“ sagte der Major.

„Der Marquis ist, wie er sagt, ein reisender Kaufmann geworden?“ rapportirte Crixen. „Dies Päckchen Waare, das er durch seinen Kutscher wollte wegpaschen lassen, hab' ich ihm abgenommen.“

Der Major öffnete das Portefeuille, und machte große Augen. „Ein französischer Cabinetscourier!“ rief er. „Depeschen des französischen Kaisers — an seine Gemahlin! Crixen, ich gratulire zu dem Fang! Packe deinen Kaufmann wieder auf, und fahre so schnell als möglich dem König nach. Er hat mit dem Kaiser Alexander Vitry vor einer Viertelstunde verlassen. Glück zu, mein Junge!“

Glänzend stand die Sonne über Wiesen und Rebenhügeln, als Titze mit seinem Gefangenen sich durch die Heeresschaaren, Geschütze und Troßwagen durcharbeitete. — Der König von Preußen saß mit dem Kaiser Alexander, umgeben von den Generalen beider Fürsten, unter einem Baume am Wege. Auf dem Feldtische lagen Karten, und in dem Kriegsrathe, der hier noch

einmal gehalten wurde, schien man nicht einig werden zu können.

Titze ließ sich melden, und wurde sofort vor den König geführt, um ihm seinen Fang zu überreichen. Der König las die Papiere, und indem er sie dem Kaiser reichte, rief er: „Das macht uns einer Ansicht! Nach Paris!"

Die Uneinigkeit der Fürsten mußte in der That durch Kenntnißnahme dieser Papiere zu Ende sein. Denn neben andern wichtigen Depeschen enthielt das Portefeuille jenen Brief Napoleons an seine Gemahlin, worin er ihr schrieb, daß er die Alliirten immer weiter nach Lothringen zu locken beabsichtige, um in ihrem Rücken ein anderes Corps, das sie von Paris abschneiden solle, aufzustellen. Sofort wurde der Befehl an Blücher nach Chalons gesandt, gegen Paris vorzurücken, während der russische General Winzingerode den Auftrag erhielt, sich südlich nach St. Dizier zu wenden, um Napoleon in dem Glauben zu bestärken, die ganze Armee der Verbündeten folge ihm nach Lothringen. — Nachdem diese Befehle berathen und gegeben waren, wendete sich der König zu Titze.

„Name?" fragte er.

„Lieutenant Crixen."

„Crixen! Höre diesen Namen schon wieder! Derselbe, der mir bei La Rothière den Posten sechs Stunden gegen das französische Feuer hielt?"

„Zu dienen, Majestät."

„Bei Montmirail sprach man auch von einem Crixen. Derselbe?"

„Zu dienen, Majestät."

„Sind ein braver Officier! Haben uns heut einen großen Dienst geleistet. Will in Paris daran erinnert sein. (Er winkte seinem Adjutanten, die Sache zu notiren.) Dürfen sich inzwischen eine Gnade erbitten."

„Majestät, ich bin zufrieden, meine Pflicht gethan zu haben, und habe keinen andern Wunsch, als den Sieg der preußischen Waffen!"

„Wenn alle meine Officiere so denken, ziehen wir bald in die französische Hauptstadt ein, und mit Gottes Hülfe steht das nicht fern. Adieu, Crixen, und auf Wiedersehn in Paris!"

Der König grüßte, und wandte sich zum Kaiser Alexander, der mit zufriedenem Lächeln der Unterhaltung zugehört hatte. —

Der Marquis wurde abgeführt. Titze würdigte den Gefangenen in seiner Verachtung keines Blickes mehr. Er hatte eine doppelte Genugthuung erfahren. Einmal, daß ihm der Ruhm geworden, dem Heere der Verbündeten einen so großen Dienst geleistet zu haben, dann aber auch, daß das rächende Geschick ihm grade den Marquis, der ihm so viel Böses gethan, in die Hände geführt hatte. — Es konnte nicht ausbleiben, daß

das Gespräch mit dem König in der ganzen Umgebung Aufsehen erregte. Und als Titze den Platz verließ, wurde er von allen Seiten auf's Lebhafteste begrüßt. Hohe Officiere und Kameraden wünschten ihm Glück und schüttelten ihm die Hände, und er hatte Mühe, sich durch die Schaar der ihm freudig Entgegenkommenden einen Weg zu bahnen. — Aber eine Gestalt andrer Art folgte ihm schon eine Weile von Weitem. Es war Wolf, der beim Train einen seinen Jahren angemessenen Dienst erhalten hatte. Titze bemerkte ihn. „Wolf!" rief er, „komm nur her!" — Acht Tage lang habe ich den Junker nicht zu sehen bekommen!" sagte Wolf, indem er seines Herrn Hand schüttelte.

„Gut, daß du da bist, alte Seele! Hast du was zu frühstücken? Mich hungert barbarisch."

„Ja, ja, kommt nur!" Er wollte Crixen auf das Feld zum Train führen, wo neben der Wagenburg Marketenderinnen den vom Nachtmarsch ermüdeten Braven die Erquickungen eines Lagerfrühstücks feilboten. — „Das hält mich zu sehr auf," rief Titze, „ich muß zu meinem Corps zurück. Hole mir Etwas, während ich mir ein Pferd oder ein Fuhrwerk verschaffe; hier an der Weinbergsmauer wollen wir uns wieder treffen." — Wolf stürzte zum Train, ergriff einen Korb, riß einer Marketenderin die Kaffeekanne aus der Hand, raubte eine Wurst, nahm eine Flasche und Glas weg, packte

Brod dazu, und stand mit seinem Korbe schon an der bezeichneten Stelle, als sein Herr angeritten kam.

„Du bist pünktlich!“ rief Titze, indem er annahm und zu sich steckte, was der Alte ihm reichte.

Wolf hatte seine Freude dran, und sagte: „Ach, Junker, was soll mir denn der ganze Krieg, wenn ich nicht bei Euch sein kann?“

„Ich möchte auch mal wieder eine Stunde von zu Hause mit dir reden!“ entgegnete Titze. „Sieh beim nächsten Nachtquartier zu, wo wir Jäger liegen, vielleicht findet sich Zeit für uns.“

„Da! zu guter Letzt!“ rief Wolf, indem er ihm eine frisch gestopfte Pfeife auf's Pferd reichte.

„Dank dir, gute alte Haut? Also komm, wenn's möglich ist!“ Er nickte und sprengte davon. Wolf sah ihm nach, und schritt mit seinem Korbe zum Train zurück. Der Alte war verstimmt über die Trennung von seinem Herrn. Nicht als ob er beim Train, wo er sich eine Achtung gebietende Stellung erworben hatte, und wo es nicht ohne manche Gewaltthätigkeit gegen Feindes Land abging, nicht ganz in seinem Element gewesen wäre; aber er hatte den Feldzug nur aus Anhänglichkeit an seinen Junker mitgemacht, und konnte sich nicht darein finden, Wochen, Monate lang von ihm getrennt zu sein. Indessen sollte ihm eine Stunde des Gesprächs mit ihm bald herankommen.

Einige Tage darauf erlitten die Franzosen bei La Claie eine Niederlage, und die Verbündeten schlugen ihr Hauptquartier in Bondy, zwei Stunden vor Paris, auf. Es war Nacht, die Wachtfeuer brannten in langen Reihen. In die Mäntel gehüllt lagen Officiere und Soldaten um die wärmenden Flammen, und schliefen oder unterhielten sich. An einem derselben lag Crixen, den Kopf auf den Arm gestützt, während Wolf neben ihm kauerte. Rings um sie her schien Alles zu schlafen, es war still, nur ab und zu hörte man das Wiehern eines Pferdes aus der Ferne, oder den Ruf der Wachen. Sie hatten sich lange von der Heimath unterhalten, und schwiegen eine Weile.

„Siehst du, Wolf," begann der junge Officier nach einer Pause, „es ist doch wunderbar anders mit uns geworden! Wenn mein Vater nicht gestorben wäre, ich hätte nie so viel erlebt, oder — vielleicht Schlimmeres. Wer weiß, ob nicht die Zwietracht zwischen uns ausgebrochen wäre, denn daß mir ein anderes Leben bevorstehen sollte, als das seine gewesen, das muß wohl Gottes Wille gewesen sein. Damals war ich dumm, roh und schlecht, jetzt — weiß ich wenigstens, daß es so nicht fortgehen durfte."

Wolf hatte sich in soweit der Anschauungsweise seines Herrn genähert, als er wenigstens nicht mehr nur den Sohn des „Gestrengen" in ihm sah, sondern eine

Persönlichkeit, die ihm Respect einflößte. Abgesehen von seiner Liebe zu ihm, die in der letzten Zeit nur noch gewachsen war, so daß er bereitwillig in den Tod für ihn gegangen wäre. In die Verbindung zwischen ihm und Natalien hatte er sich zu finden gewußt. Die alten Feinde waren todt. Sein neuer Herr wollte nichts mehr von der Feindschaft wissen, und so gewöhnte er sich an den Gedanken, Natalien als seine künftige Herrin anzusehen. Er schwieg zu den Worten Titze's, und starrte in's Feuer.

„Und ihr allein verdanke ich, was ich bin!" fuhr der Andere fort. „Sie steht so hoch, so groß über mir, daß ich sie nicht verdiene, und nie verdienen werde!" — Er schien die Nähe seines alten Dieners völlig zu vergessen, und gab seinen Gedanken unbeeinträchtigt Worte. „Und was habe ich, das ihr an mir gefallen kann? Sie hat so viel gelernt — ich weiß Nichts! Was sie denkt, ist immer das Richtige — und das Beste, was ich denken kann, ist doch sie allein! Sie ist ruhig, gelassen, vom edelsten Tact, hat Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart — ich bin im Kriege nicht zahmer geworden, und wenn ich nach Hause komme, werde ich ihr dann nicht noch verwilderter scheinen? Nichts bringe ich ihr mit, als den wilden Crixen, wie sie mich nennen. Ach, ganz Paris möchte ich ausräumen, um ihr alle Schätze zu schenken! Aber nein! Sie schreibt ja, sie

will nur mich wieder haben, nur mich und meine Liebe!"

„Wenn wir nur erst Hochzeit gehabt hätten!" brummte Wolf dazwischen. — Der Officier nickte, und sah in Gedanken verloren in die Flammen. — „Der Junker sollte nicht immer so in's tollste Feuer des Gefechtes stürzen, wie sie sagen," meinte Wolf. — Titze zuckte die Achseln. — „Damit er nicht wieder im Lazareth liegen muß, wie dazumal, nach der Geschichte in Rheims!" fuhr Wolf fort. „Die Narbe da auf der Stirn —"

„Ach, sei doch nicht so thöricht!" unterbrach ihn Titze.

„Ich meine nur, wenn der Junker überall so wild in's Zeug geht, könnt' es mal was Schlimmeres absetzen. Es liegt schon mancher auf dem Feld, um den sie zu Hause weinen. Und damit wäre der Gnädigsten auch nicht gedient."

„Ich weiß, du meinst es gut, Wolf, aber ich kann nicht anders! Wenn es in den Feind geht, wer will mir da rathen, mich zu schonen? Rede nicht darüber, wir stehen vor Paris, und dann sind wir vielleicht am Ziele. Geht's bald heim — ja, Alter, dann wollen wir ein Jubellied anstimmen; dauert's mit dem Krieg noch länger, nun so hat das Vaterland uns eben nöthig. Und soll ich gar nicht wieder heim —"

„Nun dann," fuhr Wolf auf, „sieht man auch mich zu Hause nicht wieder!"

„Doch, Wolf, doch! Dann reisest du nach Berlin, und sagst ihr, daß ich ihr bis zum letzten Athemzuge treu gewesen bin, und sie wird oft, täglich mit dir von mir sprechen! — Ach was!" unterbrach er sich plötzlich. „Was hast du mich in eine so weinerliche Stimmung zu bringen! Es steht ja Alles gut, und wir werden heimkehren, und Alle glücklich sein!" —

In diesem Augenblicke hörte man mehrere Schüsse von der Vorpostenlinie her rasch hintereinander. Der Lieutenant fuhr auf und erhob sich. Gleich darauf ertönten Signale und Trommeln, der rechte Flügel des Lagers wurde alarmirt. Die Schläfer an den Wachtfeuern sprangen auf, man war gewärtig, von einem Ueberfall des Feindes zu hören. Zehn Minuten lang währte die ungeduldige Erwartung und Spannung. Ein Adjutant kam durch das Lager gesprengt. „Blinder Lärm!" rief er vom Pferde herab. „Ein französischer Gefangener hat entwischen wollen, und ist von den Vorposten niedergeschossen worden. Ach — Crixen, sind Sie da? Wissen Sie, wer der Erschossene ist? Der Courier, den Sie neulich eingebracht haben!" Der Adjutant ritt davon. — Es wurde wieder ruhig im Lager. Die Ermüdeten hüllten sich in die Mäntel, aber der Schlaf wollte nach der Unterbrechung sich nicht mehr

einstellen. Rauchend und schwatzend saßen die Gruppen um das Feuer. „Also der ist in Sicherheit!“ sagte Wolf. „Sprich nicht mehr von ihm,“ entgegnete Titze, „sein Geschick ist erfüllt!“ — Die Nachtluft wehte scharf, und Titze konnte sich seinen Kameraden nicht entziehen, die ihn zu einer Bowle riefen. Er schüttelte seinem alten Diener die Hand, und entließ ihn. —

Einige Tage darauf, am 31. März, nachdem noch heiß und blutig gestritten worden, zogen die Verbündeten in das eroberte Paris ein, und die Siegesbotschaft rauschte jubeltönig nach Deutschland hinüber. Die rächende Nemesis hatte das Reich des gewaltigen Eroberers zertrümmert, und ihn selbst aus demselben verbannt.

Von Paris aus schrieb Titze seiner Braut, daß er Hauptmann geworden, daß das eiserne Kreuz seine Brust schmücke, und ihn die Aussicht beselige, nun bald in ihre Arme zurückzukehren.

Und so geschah es. Der schönste Frühling sah das Vaterland wieder frei. Berlin war festlich geschmückt, es erwartete seine Heldensöhne. Natalie und Clara standen an einem Fenster, als die Schaaren mit rauschender Musik, unter dem Jubelgeschrei der Menge einzogen, und lachten und weinten zugleich in überströmender Freude. Die erstere wehte mit dem Tuche, und rief dem Geliebten ein jauchzendes Willkommen entgegen,

während Clara ihr Kind in die Höhe hob, um es ihrem vorüberreitenden Gatten zu zeigen.

Das Glück des Wiedersehens schien ohne Grenzen. — Kurze Zeit darauf führte Titze Natalien zum Altare. Sie zogen sich auf einige Wochen nach Sophienthal zurück. Natalie war die glücklichste Frau, sie sah ihren Geliebten so blühend, so schön, so männlich fest, und Titze, in ausgelassener Stunde immer noch wild und unbändig wie ein Knabe, war sich doch seines hohen, reinen Glückes vollkommen bewußt, und hatte im strengen Dienst der Waffen gelernt, seine Kraft und seinen Willen möglichst zu beschränken. Aber das Glück der Vereinten sollte vorerst noch eine Trennung erleiden. Die Rückkehr Napoleons rief die Armee noch einmal in's Feld. Titze gehörte zu jenen Glücklichen, deren Tapferkeit rasche Lorbeeren eintrug. Mußte er sich sonst Gewalt anthun, um sich der Disciplin anzubequemen, so gab es im Kampfe keine Schranke für ihn. Hier tobte sich der ganze Ungestüm seines Wesens aus, und mit wahrer Tollkühnheit stürzte er sich in die feindlichen Reihen. Auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance that er sich glänzend hervor, und so kehrte er mit den Majorsepaulettes auf seinen jugendlichen Schultern in die Arme seiner Gattin zurück. — Der Friede war vollkommen hergestellt, in das bürgerliche Leben kehrte nach langen Jahren Ruhe und Ordnung, und die Hoffnung des

Blühens und Wachsens aller Werke des innern und äußern Verkehrs.

Auch der Soldat freute sich in der ersten Zeit des ruhigen, wieder geordneten Lebens, dennoch aber wollte der that- und ereignißlose Dienst Manchem, der sich an bunte, wenn auch mühselige Abwechselung gewöhnt hatte, nicht recht munden. — Titze war nach einer Provinzialstadt versetzt worden. Ein Jahr verging, da begann Natalie eine Stimmung an ihm wahrzunehmen, die sie beunruhigte. Er kam oft mit umwölkter Stirn nach Hause, war schweigsam, und oft heftig und aufbrausend. Gegen sie selbst zwar zeigte er nur Liebe und Güte, doch merkte die junge Frau wohl, daß Etwas auf dem Gemüthe ihres Gatten lastete.

„Ich muß einmal meinen Titze an seine alte Offenheit mahnen!“ sagte sie zu sich selbst. Und noch an demselben Abende, als sie ihr Kind eingesungen hatte, setzte sie sich zu ihm und begann: „So! meinen kleinen Titze habe ich zur Ruhe gebracht, jetzt komm du einmal her, mein großer! Mit dir ist's nicht richtig, du hast Etwas auf dem Herzen, was dich quält. Verbergen kannst du es doch nicht, also rede getrost!“

„Na, Gott sei Dank, daß du selber davon anfängst!“ rief Titze. „Ja, du hast Recht, Natalie, ich ärgere mich täglich zum toll werden! Ich fange an zu glauben, daß mir meine ältern Kameraden mein schnelles Avan-

cement beneiden. Sie meinen, ich sei zu jung zum Major — das seh' ich recht gut, und am Ende — bin ich's auch wohl."

„O ich habe einen eben so braven als klugen Mann!" sagte Natalie, indem sie ihren Arm um seinen Hals legte. „Ja, Schatz, deine Frau denkt auch, daß du zu einem alten Major mit deinen fünfundzwanzig Jahren zu jung bist!"

„Ich kann's doch aber nicht ändern!" rief Titze. „Und dann — es ist doch Vieles anders gekommen, als ich dachte. Frei haben wir das Vaterland gemacht, aber was dem Lande und Volke versprochen worden ist — ja, da haperts, Nichts ist erfüllt worden. Ich kann nicht schweigen, muß reden, wie es mir um's Herz ist, aber da heißt es, das ginge uns Soldaten nichts an, das seien demagogische Umtriebe! Und nichts als Zank gibt es, und Verlästerungen, und jedes Wort wird Einem schwer angerechnet. Es ist um des Teufels zu werden! Das greifen die alten Schnurrbärte auf, die sich gegen mich zurückgesetzt glauben, und ich weiß, daß sie hinter meinem Rücken gegen mich geschäftig sind. Und hernach, ich halte diese Art zu leben nicht aus! Alle Tage dieselben Beschäftigungen mit Schreibereien, Exerciren und Commandiren, wobei gar nichts herauskommt. Ich möchte was zu thun haben, was fördert, was man wachsen sieht, wo man einen Erfolg erwarten

kann. Mein jetziges Leben ist mir wie ein Müßiggang. Das Donnerwetter über die Plackerei!" — Mit Heftigkeit sprang er auf, und schritt durch das Zimmer.

„Also so steht die Sache!" sagte Natalie ruhig lächelnd. „Nun, dem Manne kann geholfen werden! Tobe nicht so, Mensch, das ganze Zimmer zittert unter deinen Tritten!"

„Ach was! Ich habe Grund, aufgebracht zu sein!" fuhr er auf.

„Brrr! Der wilde Crixen!" — Natalie war ohne sentimentale Empfindlichkeit, und kannte ihren Mann zu gut, als daß sie sich von einem gelegentlichen Aufbrausen hätte verletzt fühlen sollen. „Nun, so wüthe dich aus," fuhr sie fort, „und wenn du zu Ende bist, so setze dich wieder her, und dann will ich zu reden anfangen."

„Laß die Possen! Wenn du was Vernünftiges weißt, so sag's, aber zu Thorheiten bin ich nicht aufgelegt!".

Natalie stand auf, legte ihren Arm in den seinigen, und suchte bei seinem mächtigen Ausschreiten gleichen Schritt mit ihm zu halten. Plötzlich hielt sie ihn fest und commandirte: „Ganzes Regiment, halt!"

Er sah sie an, und lachte. „Du bist doch wahrhaftig ein Tollkopf!" sagte er.

„Dafür bin ich des Titze von Crixen Frau, und kann was wagen! Bist du jetzt gut?"

„Ja, dir immer!“ Er drückte sie an sich, und küßte sie. „Aber sage, hab' ich nicht Recht, mich unbehaglich zu fühlen?“

„Mit mir?“

„Ach, geh doch!“ — Er schien zum Scherzen nicht aufgelegt, und seine Brauen zogen sich schon wieder zusammen. Plötzlich aber legte er beruhigt den Arm um sie, und sagte: „Ich mag Unrecht haben! Wenn man zu Hause so im Himmel ist, und so ein schönes, geliebtes Weib hat, dann sollte man draußen sein Theil Ungemach schon hinnehmen. Das wolltest du sagen, nicht wahr?“ — Er setzte sich nieder. Natalie schob das Haar von der Narbe auf seiner Stirn, und küßte sie.

„Nein, sagen wollt' ich's nicht, aber hören! Und jetzt laß mich reden. Ich glaube, daß du mit all deiner dienstlichen Unbehaglichkeit im Rechte bist, und denke, daß du als Soldat genug gethan hast. Du wirst in gewissem Sinne immer der wilde Titze bleiben, und ich mag dich nicht anders, aber ich sehe voraus, daß dir die ruhige Subordination im Frieden nicht gelingen wird, daß du sogar mancher Gefahr dabei ausgesetzt sein wirst. Du willst selbstthätig handeln, willst schaffen und Erfolge sehen. Das Alles steht dir frei, wenn du deinen Abschied nimmst. Glaube mir, sobald du ihn verlangst, wird man ihn dir geben. Wir ziehen ganz nach Sophienthal, das uns so lieb ist. Dort geht dir

unser tüchtiger Verwalter zur Hand, und du wirst Landwirth. Da bist du dein eigner Herr, kannst leben wie du willst, und etwas vor dich bringen, kurz, du wirst dich in jeder Hinsicht glücklicher fühlen."

Titze sah nachdenklich vor sich hin. „Meinst du?" sagte er.

„Ich will dir nur gestehen," fuhr sie fort, „daß Clara mir schreibt, Karl habe die Absicht, sich in der Nähe von Sophienthal anzukaufen. Nun, der hat sich gleich nach Beendigung des Krieges ja auch aus dem Dienst zurückgezogen!"

„Aber du, Natalie, würdest du gern ganz auf das Land gehen?"

„In eine Bauernhütte, wenn du damit zufrieden wärst!"

Titze sprang auf, und umarmte seine Gattin. „Du hast Recht!" rief er. „Ich verdanke dir so viel, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und wo ich enden soll, dir zu danken! Ich kann nur fortfahren, dich zu lieben, wie seit jenem Augenblick, da ich rasend zuerst vor dich trat. Du verdrehst mir den Kopf, und setzest ihn mir wieder zurecht, und wenn er einmal zu heiß wird, so weißt du immer, daß mein Herz doch noch heißer ist in Liebe für meine Natalie!"

Aus einer Dachstube.

1.

An einem Frühlingsabende ging ein blasses junges Weib den Kanal entlang, der die Stadt in großem Halbkreise umzieht. Sie hatte ein Kind auf dem Arme, während ein anderes, etwa dreijähriges, sich an ihrem Kleide festhielt, und neben ihr her trippelte. Leise summte sie eine wehmüthige Melodie vor sich hin, lächelte ihr kleineres Kind liebreich an, und beantwortete dazwischen die Fragen des älteren. Geputzte Spaziergänger, einzeln und in Gruppen, gingen an ihr vorüber, genossen die laue Luft des Maiabends und freuten sich in lauten Worten der grünen Hecken und knospenden Bäume. Die junge Mutter hatte heut kein Auge für den Reiz der erwachenden Natur, noch für die seidenen Gewänder, die an ihrem abgetragenen dunklen Kleide vorüber streiften; sie blickte mit spähenden Augen den Weg entlang nach dem Einen, der ihr die Welt war. Aber er wollte sich immer noch nicht erblicken lassen. Das Kind an ihrer Seite hatte schon ein Dutzendmal

gefragt, ob der Vater noch nicht komme, und als es jetzt verstimmt seine Frage wiederholte, seufzte sie, und war unschlüssig, ob sie nicht nach Hause gehen, und ihre Kinder zur Ruhe bringen solle?

„Ja, er bleibt lange!" sagte sie still vor sich hin. „Länger als in früheren Tagen, und wenn er heimkehrt, bringt er nicht mehr die glückliche Stimmung mit, die mich sonst Noth und Armuth vergessen ließ. Ein Druck liegt auf seiner Seele, ein Geheimniß, das mich quält und unglücklich macht. Wo ist die einstige liebevolle Offenheit geblieben? Ist es das Schwinden meiner Jugend, das ihn mir entfremdet? Die wachsenden Sorgen der Familie, die ihn peinigen? Ist sein Herz — o mein Gott, bewahre mich vor Argwohn und bösen Gedanken!"

Da fühlte sie, wie ihr Kind sein Köpfchen auf ihre Schulter sinken ließ, und einzuschlummern begann. Schnell entschlossen umzukehren, ließ sie noch einen Blick den Weg entlang wandern, als ihr Auge sich erhellte, und ein rascher Glanz der Freude durch ihre Züge ging. „Da kommt er!" rief sie ihrem Knaben zu. „Lauf' ihm entgegen!" — Der Knabe hüpfte voraus, und auf einen jungen Mann zu, der mit raschen Schritten daher gegangen kam. Es war eine hohe edle Gestalt, mit stolz getragenem Haupte. Der Ausdruck seines noch jugendlichen, männlich schönen Gesichtes

mußte den Vorübergehenden auffallen. Er war, wenn nicht elegant, doch mit Sorgfalt gekleidet, und grüßte mit ruhiger Gleichgültigkeit eine Schaar von Herren und Damen. Plötzlich fühlte er sich bei der Hand gefaßt und hörte eine Kinderstimme rufen: „Vater! Vater! Die Mutter ist auch da!" — Bestürzung malte sich in seinen Zügen, als er so unerwarteter Weise seinen Knaben vor sich erblickte. Rasch sah er sich um, als ob er sich vergewissern wollte, daß Niemand die Begrüßung bemerkt habe. Er nahm den Knaben an die Hand, und ging auf seine Gattin zu. „Aber liebe Agnes!" rief er ohne weitere Begrüßung: „So spät am Abend mit den Kindern!" —

„Die Luft ist so warm," entgegnete sie. „Ich wollte dir eine Freude machen, Leonhard —"

„Aber hier auf offener Straße!" sagte er halb unwillig, während die Röthe der Verwirrung sein Gesicht bedeckte. „Komm auf die andre Seite des Weges!" Noch einmal sah er sich forschend um, und zog seinen Knaben schnell hinter sich her.

Ein Stich ging durch das Herz der jungen Frau. „Er schämt sich unserer!" rief es in ihr. „Er schämt sich seines Weibes und seiner Kinder!"

Mit wankenden Knieen folgte sie ihm. Er ahnte, was in ihrem Herzen vorging, und kniff die Lippen verzweiflungsvoll zusammen, um seinen Schmerz zu

bemeistern. Warum fragt sie mich nicht über mein spätes Nachhausekommen? dachte er. Warum hat sie nicht, wie sonst, ein Wort des Bedauerns über mein langes angestrengtes Arbeiten? O, wenn sie mir Vorwürfe machte! Aber immer dieses beängstigende Schweigen, diese forschenden Blicke, die vorwurfsvoller und anklagender sind als jedes beschuldigende Wort! Sie vertraut mir nicht mehr, sie weiß ein Geheimniß nicht zu ehren, das ich ihr nie und nimmermehr mittheilen kann. Mitschuldige soll sie nicht werden, allein will ich es tragen. Aber, ach, wenn ein Tag Alles enthüllte! Wenn Mißverständnisse dann schon so tief eingedrungen wären, daß sie nur neue Mißverständnisse erzeugen könnten! Und doch, ich darf nicht reden — nur heut, nur heut noch nicht! —

So dachte Leonhard, während Agnes erschüttert und schweigend neben ihm her schritt. Sie glaubte genug gesehen zu haben. Er liebte sie nicht mehr, sein Herz war ihr entfremdet, er schämte sich ihrer! Ein Chaos von trostlosen, verzweiflungsvollen Gedanken lag vor ihr eröffnet, sie glaubte in dieser Stunde die ganze Tiefe ihres Elends zu erkennen. Sie hörte kaum, wie ihr Knabe den Vater über dies und das fragte, wie Leonhard ihm kurz und einsilbig Antwort gab. Von den jungen Gatten wurde kaum ein Wort gewechselt. Sie traten in das Haus, in dessen viertem Stockwerk

sie wohnten. Kaum hatten sie die Thür hinter sich, als Leonhard den Knaben auf den Arm nahm, ihn mit zärtlichen Küssen bedeckte, und die Treppe mit ihm hinauf stürmte, während Agnes langsamer folgte. Die Stubenthür war verschlossen, Agnes trug, da sie kein Mädchen im Dienste hatte, den Schlüssel bei sich. Leonhard setzte den Knaben nieder, und eilte zurück, um seiner Gattin das andere Kind abzunehmen. Sie wankte, da sie es ihm gab. Er hielt auf dem einen Arme das Kind, mit dem andern das halb ohnmächtige junge Weib umschlungen. „Agnes!“ rief er, „du bist krank!“ — Sie sprach nicht, er fühlte, wie ihr Herz stürmisch pochte, und ein furchtbarer Schreck faßte ihn an.

Die Nachbarin, eine gutherzige alte Wittwe, die mit ihnen denselben Flur theilte, öffnete die Thür. Leonhard rief sie um Beistand an, übergab ihr das Kind, und führte oder trug seine unglückliche Gattin hinauf. Sie erholte sich nach wenigen Minuten, und dankte ihm. Leonhards Zurückhaltung war durch diese Scene überwunden. Er fühlte, wie tief Agnes litt, und beschloß noch heut eine Verständigung herbei zu führen. Für den Augenblick verhinderte die Gegenwart der Nachbarin ein Gespräch. Die gute Alte brachte die Kinder zu Bett, was sie freiwillig und aus Neigung schon oft gethan hatte. Da die Wohnung aber nur

aus einer Stube und einer Kammer bestand, und die Gatten sich scheuten die Kammerthür zu schließen, blieb die Unterhaltung einsilbig und beängstigend. Er bat sie, sich heut nicht mehr anzustrengen, sondern sich in den alten Lehnstuhl am Fenster niederzulassen. Er drang in sie, sich mit der Abendmahlzeit keine Mühe zu machen, da er schon gegessen habe. Sie aber ruhte nicht, bis sie ihm den Tisch gedeckt und Brod, Butter, Käse und ein wenig Salat aufgesetzt hatte. Alles dies schweigend, und ohne auf seine Versicherungen zu achten, daß er nicht das Bedürfniß fühle noch etwas zu genießen. Endlich war sie mit ihrer Anordnung fertig und lud ihn zum essen ein.

„Aber, liebe Agnes," entgegnete er etwas ungeduldig, ich habe dir ja zehnmal gesagt, daß ich keinen Hunger fühle! Du machst dir vergebliche Mühe, und hörst nicht, daß ich meine Abendmahlzeit schon genommen habe!"

Agnes schien wie aus Träumen zu erwachen. „Verzeihe!" sagte sie verwirrt, „ich hatte dir auch nur sehr einfache Kost vorzusetzen. Du wirst anderswo etwas Besseres gefunden haben."

Leonhard fühlte sich durch diese Worte nicht angenehm berührt, er glaubte etwas von absichtlicher Bitterkeit darin zu erkennen. Von Natur leicht aufbrausend, hatte er schon eine heftige Entgegnung auf

der Junge, aber er bezwang sich. „Du solltest wissen, liebe Agnes,“ begann er in liebevollem, wiewohl nicht vorwurfsfreiem Tone, „daß ich unser einfaches Mahl jedem anderen vorziehe, daß ich mich nirgends glücklicher fühle, als mit dir und den Kindern an unserem bescheidenen Tische. Heut Nachmittag aber lud mich mein Prinzipal zum Abendessen ein — ich habe es ihm so oft abgeschlagen, daß ich endlich einmal seiner Einladung folgen mußte. Unter einem Vorwand machte ich mich früher los, als er mich von sich lassen wollte. Ich wußte, daß du auf mich warten würdest.“

Er küßte seine Gattin, und zog sie neben sich auf einen Stuhl nieder. „Leonhard,“ entgegnete sie, „wenn du Unterhaltung dort gefunden, dann hättest du in der Gesellschaft bleiben sollen! Du hast mehr Ansprüche an das Leben zu machen, als —

„Agnes,“ unterbrach er sie, „das ist nicht dein Ernst! Du kränkst mich, und dich selbst noch viel mehr. Eine Stunde mit dir, nach des Tages Arbeit, wiegt mir jede Unterhaltung auf. Muß ich dich dessen immer von Neuem versichern?“

Es war dunkel im Zimmer, er sah die Thräne nicht, die leise über seines Weibes Wangen rann. Die Nachbarin trat aus der Kammer, sagte, daß die Kinder schliefen, und verabschiedete sich, da sie seit einiger Zeit gemerkt hatte, daß etwas zwischen den Gatten vorgehe,

wobei ein Dritter überflüssig sei. — Sie waren allein. Er wartete auf ein Wort von Agnes, aber schweigend saß sie neben ihm. Bedrückt und gepeinigt ergriff er endlich ihre Hand, und rief sie bei Namen. Da sank sie mit einem Strom von Thränen an seine Schultern. „Leonhard!“ schluchzte sie, „was ist aus uns geworden!“

Er schloß sie in die Arme. „Wenn du nur glauben wolltest, liebes Weib,“ sagte er, „daß ich für dich noch derselbe bin wie damals, als ich um deine Hand warb!“

„Nein, Leonhard! Es ist anders geworden, und ich fühle es, jene glückliche Zeit kehrt nicht wieder! Die Schranken unseres Lebens sind dir zu eng, du bist jung und verlangst mehr, als diese Dürftigkeit dir bietet. Ich gehe auf in den Pflichten der Mutter, die heitre freie Stimmung, die dir sonst an mir lieb war, schwindet, wie meine Jugend, ich genüge dir nicht mehr. Es ist nicht der heutige Tag, der mich dies lehrt, ich weiß es seit sechs Monaten, seit du in deiner neuen Stellung bist!“

„O diese sechs Monate!“ sagte Leonhard mit gepreßter Stimme vor sich hin.

„Früher waren wir, trotz aller Noth und Armuth glücklich,“ fuhr sie fort; „jetzt, nachdem sich unsre äußeren Verhältnisse um so viel günstiger gestaltet haben,

ist das Leiden über uns herein gebrochen. Denn auch du bist nicht glücklich, Leonhard — auch du nicht! Ich verzweifle an meiner Fähigkeit, dir noch eine Freude zu bereiten!"

„Mein Weib! Mein geliebtes Weib! Sei ruhig! nur von dir kommt mir Freude und Glück, ich schwöre es dir!"

„Schwöre nicht, Leonhard! Du betrügst dich selbst — und ich habe dir eine Mittheilung zu machen, die mir auf der Seele lastet. Was dich einst beglückte, wird dir heut vielleicht als eine Last erscheinen, und doch darf ich es dir nicht länger verschweigen!"

„Agnes, Agnes!" rief er, „dein Argwohn schmerzt mich tief! Sprich, was hast du mir zu sagen?"

„Ich — soll wieder Mutter werden!" Leise weinend verbarg sie ihr Gesicht an seiner Brust. Aber sie hatte einen andern Eindruck dieses Geständnisses gefürchtet. Leonhard war ganz Freude und Glück, und sprach zu ihr mit einer Innigkeit und Zärtlichkeit, wie in den ersten Tagen seiner Ehe. Sie liebte ihn als ihren Abgott, und fortgerissen von seiner beglückten Stimmung, fühlte sie eine selige Ruhe über ihr Herz kommen, und in immer leiseren Schwingungen zitterte der Schmerz in ihr nach.

„Du hast Recht," begann Leonhard nach einer Weile, „meine neue, wenn auch äußerlich so günstige

Stellung hat uns kein Glück gebracht. Mein Prinzipal will mir wohl, aber dennoch — ich habe dabei so viel Unangenehmes zu überwinden! Die Stellung ist mir verleidet, in tiefster Seele verhaßt — ich will sie aufgeben."

„Leonhard, rief sie, „das wolltest du?"

„Ich will es, will sie nur so lange behalten, bis ich eine andre, wenn auch nur annähernd so einträgliche gefunden habe. Daß ich nicht im Augenblick aus Herrn Düring's lithographischer Anstalt ausscheiden kann, wirst du einsehen. Er hält viel auf mich, seinen ersten Steinzeichner, und ich habe Verpflichtungen gegen ihn."

„Bleibe in deiner Stellung!" entgegnete Agnes rasch. „Mißdeute meine Freude über deinen Entschluß nicht, er machte mich nur in sofern glücklich, als ich deine Liebe zu mir darin wieder erkannte. Nein, du darfst eine so günstige Lage nicht aufgeben! Und ich weiß, wie du das Unangenehme, was sie, wie du sagst, für dich hat, mildern kannst! Theile es mir mit, Leonhard! Schütte mir dein Herz aus, ich will dir Alles tragen helfen, will dir rathen, wenn ich es vermag. Ich bin dein Weib und habe einen Anspruch auf einen Theil von dem, was dein Herz bedrückt!"

Leonhard schwieg, er kämpfte mit einem Entschlusse. „Nein, sagte er endlich, es geht nicht, heut noch nicht!

Aber wenn du es einst erfährst, Agnes, versprich mir, daß du an meiner Liebe nicht zweifeln willst!"

Agnes war wenig befriedigt von dieser Wendung, und doch sah sie, daß sie heute zu keinem andern Resultat gelangen werde. Sie seufzte still, und der Augenblick, da sie ihr ganzes Glück wieder gefunden zu haben glaubte, war vorüber. Die alten Besorgnisse kehrten zurück, ihr Herz fühlte sich verwaist durch den Mangel an Vertrauen. Sie ging zur Wiege ihres schlummernden Kindes, um ihrem Gatten die immer heftiger strömenden Thränen zu verbergen.

2.

Wochen vergingen. Leonhard hatte den Entschluß, die Düring'sche lithographische Anstalt zu verlassen, längst aufgegeben, und Agnes sah ein, daß er dies nicht könne, ohne die Seinigen und sich in die drückendste Noth zu stürzen. Freilich hatten sie noch vor einem Jahre Noth und Entbehrung muthig getragen, aber damals lebten sie noch in dem Vollglücke ihrer Liebe, und Agnes konnte sich des schmerzlichen Zweifels nicht erwehren, ob eine solche Zeit für sie wieder kommen werde.

Noch nicht fünf Jahre waren sie verheirathet. Die junge Frau mochte etwa dreiundzwanzig, ihr Gatte nur

zwei Jahre älter sein. Eine Waise, die Tochter eines Landpfarrers, war sie nach der Hauptstadt gekommen, um sich durch Nähen und Sticken ihren Unterhalt zu verdienen. Er, ein junger zwanzigjähriger Bursche, lernte sie kennen, sie liebten einander und heiratheten sich. Sie standen beide so allein in der Welt, daß Niemand ihnen die Unbesonnenheit dieses Schrittes hätte vorhalten können, und waren zu glücklich, um ihn als eine solche zu erkennen. Leonhard hatte eine kleine Stellung, ähnlich seiner jetzigen, aber ungleich dürftiger. Sie fühlten ihre Armuth nicht, Jugend und Anspruchslosigkeit hoben sie über alle Noth hinaus. Aber die letztere machte sich doch bemerklich, als es galt für eine Familie zu sorgen. Trotz alles Fleißes konnte Leonhard die nöthigen Mittel für den erweiterten Hausstand nicht aufbringen, und Theuerung und Widerwärtigkeiten aller Art vereinigten sich, um sie dem tiefsten Elend preiszugeben. Dasselbe erreichte seinen Gipfel, als Leonhards Prinzipal Bankerott machte, und der unglückliche junge Mensch sich plötzlich aller Hülfe beraubt sah. Dieser unselige Zustand von Noth, Hunger und Sorge währte mehrere Monate. Da, nach unzähligen Bemühungen und Bewerbungen, fand sich endlich eine Stelle in der Düring'schen Anstalt, welche sogar in kurzer Zeit noch vortheilhafter wurde, da Herr Düring sich von den außerordentlichen Fähigkeiten Leonhards überzeugte.

So ging denn Leonhard, nach wie vor, jeden Morgen nach dem Orte seiner Thätigkeit. Da die Anstalt vor einem anderen Thore der Hauptstadt, fast eine Stunde weit entfernt lag, blieb er über Mittag aus, und kehrte erst Abends zu den Seinigen zurück. Agnes nahm wahr, daß er heiterer als sonst war, daß er Freude empfand, nach des Tages Arbeit bei ihr und den Kindern auszuruhen, sie sah ihn blühender, frischer und lebendiger als seit langer Zeit. Bezwang er sich nur, um sie nicht zu neuen Fragen zu veranlassen? War seine Heiterkeit eine wahre? Konnte sie das sein, da, wie er selbst bekannt hatte, seine Stellung ihm so viel Unannehmlichkeiten machte? Oder waren diese abgestellt worden? Und wenn das war, warum theilte er es ihr nicht mit, damit auch sie heiter und fröhlich sein könne? Diese Fragen drängten sich der jungen Frau täglich und immer von Neuem auf. Ja, wenn einmal Mißtrauen und Zweifel in einem schmerzgewohnten Gemüth erwacht sind, dann führt jeder Schritt nur tiefer in das Labyrinth argwöhnischer und trostloser Gedanken! Ein Geständniß, wähnte Agnes, hätte Alles gut gemacht. Aber er vermied Alles, was nur in einiger Beziehung zu seinem Geheimniß stand, und so konnte sie nicht ruhig sein. Sie sah in den bedeutungslosesten Worten, den absichtslosesten Wendungen nur neuen Grund zu Verdacht, und war im Stillen unglücklich, tief unglücklich.

Sie ging ihm nicht mehr mit den Kindern entgegen, sie wollte nicht, daß er sich der Seinigen öffentlich schäme. Sie fragte ihn nicht mehr über seine Arbeiten, über seinen Brodherrn, über dies und jenes in seiner Thätigkeit, und zitterte, wenn er von selbst die Rede darauf brachte. Denn schon war sie darauf gefaßt, etwas Furchtbares zu hören, schlimmer als ihre Ahnung es ihr vorgestellt hatte.

Gleichwohl aber war Leonhard voll von Rücksicht und Zartheit für seine Gattin. Er beschwor sie, sich zu schonen, und setzte es durch, daß eine Magd in Dienst genommen wurde. Er brachte ihr Abends Blumen und Früchte, oder sonst etwas zur Stärkung und Erquickung mit, spielte mit seinem Knaben, und brachte ihn selbst zu Bette, um ihr die Mühe abzunehmen.

So verging der Sommer. Leonhard schrieb die Erschöpfung seiner Gattin, die Blässe ihrer Wangen natürlichen Ursachen zu, und war nicht besorgter, als es ihm unter solchen Umständen nöthig erschien. Er ahnte nicht, daß hinter seinem Rücken bereits ein Streich gegen ihn gefallen war, der sein liebevolles Benehmen in den Augen seiner unglücklichen Frau als die schamloseste Heuchelei darstellte. Die alte Nachbarin hatte sich unbefugt in das Verhältniß gemischt, und ein unsägliches Unheil angerichtet. Frau Hartmann war ihren

jungen Nachbarn sehr zugethan, und vorzüglich hatte sich Agnes ihres fast mütterlichen Beistandes zu erfreuen. Aber auch auf Leonhard hielt sie große Stücke, lachte, wenn er mit ihr scherzte, und erzählte in der ganzen Nachbarschaft, er sei der vortrefflichste junge Mensch, der je mit Frau und Kindern vier Treppen hoch gewohnt habe. Allein in der letzten Zeit hatte sie wohl bemerkt, daß das Glück ihrer jungen Freunde getrübt sei, und behutsam war sie darauf bedacht, den geheimen Kummer auszuforschen. Agnes gab ihr ausweichende Antworten auf ihre Fragen, aber es genügte der Alten, daß die junge Frau litt, und so war sie überzeugt, daß der Mann die alleinige Schuld trage. Sofort hatte sie ihren Plan gemacht. Sie scheute den weiten Weg nach der Düring'schen Anstalt nicht, um sich in Verkehr mit einigen der dortigen Arbeiter zu setzen. Durch allerlei Nachforschungen brachte sie heraus, daß Leonhard häufig mit der Tochter seines Prinzipals im Garten gesehen worden sei, und daß das Paar sich sehr heiter und angelegentlich zu unterhalten pflege.

Empört über diese Entdeckung eilte sie nach Hause. Leonhards Schuld war ihr offenbar, er liebte eine andre, er war vielleicht glücklich, während seine Gattin sich in Gram verzehrte. Das Geheimniß brannte auf ihrer Seele, sie vergaß, daß Agnes der Schonung bedurfte, und noch desselben Tages hinterbrachte sie es der

Unglücklichen, indem sie Leonhards Abscheulichkeit mit den schwärzesten Farben malte.

Agnes fühlte sich vernichtet, die Sinne vergingen ihr. So tief gedemüthigt sie schon gewesen war, dieser Schlag kam unerwartet und furchtbar zugleich. Leonhard hatte ihr nie gesagt, daß sein Prinzipal eine Tochter habe. Das wog schwer in der Wage, um seine Schuld wahrscheinlich zu machen. Agnes sah sich betrogen von einem treulosen Manne, sie war in tiefster Seele beleidigt und niedergeschmettert. — Allein diese entsetzliche Stimmung wurde doch noch überwunden durch ihre Liebe, und sie schalt sich, daß sie den Worten der Anklägerin Glauben geschenkt hatte. Sie vertheidigte ihren Gatten, sie schalt die Nachbarin, daß sie ihm nachgeforscht, und auf ein gewiß leeres Gerede eine schwere Anklage gegründet habe.

„Gut, gut!" entgegnete Frau Hartmann, „es ist nicht meine Sache, und meinetwegen glauben Sie ihm mehr als mir. Aber ist es nicht klar wie das Sonnenlicht? Warum hat er Ihnen verheimlicht, daß Herr Düring eine Tochter habe? Warum bestand er darauf, hier am entgegengesetzten Ende der Stadt eine Wohnung zu nehmen? Weil die Luft hier besser sei, als da in dem Fabrikviertel, wie er sagt? O ja, ihm ist es nicht zu weit, eine Stunde lang zu gehen, und für ihn sollte die Luft da rein bleiben! Darum hat er Ihnen immer

verweigert, die Anstalt zu besuchen, Sie sollten nichts von seiner sauberen Liebschaft erfahren. Und das muß auch ein liebes Töchterchen sein, das Fräulein Düring, das mit einem verheiratheten Manne ein Verhältniß anspinnt!"

Agnes beschwor die Nachbarin, sie in Ruhe zu lassen, sie wollte nichts weiter wissen, sie behauptete, nicht ein Wort von alledem zu glauben. Aber sie litt im Stillen um so tiefer, und nur zu glaublich waren ihr alle Beweise für ihres Gatten Untreue. Trostlos und rathlos, getheilt zwischen dem Gefühl beleidigten Stolzes und schmerzlichsten Verlustes, verbrachte sie Tage und Nächte. Leonhard ahnte nichts von diesen Vorgängen, er war liebreich und schonend, und nahm manche Härten in dem Wesen seiner Gattin geduldig hin.

Aber für die Nachbarin war es bereits Ehrensache geworden, die Glaubwürdigkeit ihrer Nachricht mit schlagenden Beweisen zu belegen. Sie wiederholte ihren Gang nach der Düring'schen Offizin, und das Unglück wollte, daß sie sich mit eignen Augen von der Wahrhaftigkeit des Gerüchtes überzeugen konnte. Als sie nämlich am Gartengitter vorüber schlich, sah sie Leonhard mit einer schönen jungen Dame aus dem Gewächshause treten. Sie gingen im Gespräch vorüber. Das Mädchen war lebhaft und von sprudelnder Heiterkeit.

Leonhard schien befangen und niedergeschlagen. Sie pflückte einen Strauß von den schönsten Blumen, immer lachend und sprechend, und reichte ihn endlich ihrem trübsinnigen Begleiter. Er zögerte, ihn anzunehmen. Sie erröthete, und sah ihn fragend an. Schnell aber ergriff er den Strauß, und beide schritten auf Herrn Düring zu, der eben lächelnd in der Thür des Gartensaals stand.

Frau Hartmann hatte genug gesehen. Aufgebracht und zugleich triumphirend ging sie nach Hause. Noch athemlos von dem weiten Wege, erzählte sie Agnes, was sie beobachtet hatte, verbunden mit Schmähungen und Vorwürfen gegen den treulosen Mann. Agnes sagte nichts. Ihre Seele rang nach Thränen, aber ihr Auge blieb trocken. Sie hörte nichts mehr von dem reichlichen Redestrom der Nachbarin, sondern starrte wie abwesend vor sich nieder. Aber schien sie gleich taub für die schonungslose Richterin, so war ihr Gehör doch scharf genug, um ihres Gatten Tritt auf der Treppe zu erkennen. Sie fuhr auf, und bat die Nachbarin, sich zu entfernen. Leonhard trat ein. Er trug einen Blumenstrauß in der Hand, und überreichte ihn seiner Gattin. Aber, als zischte ihr eine Schlange aus demselben entgegen, wies ihn Agnes erschreckt von sich. Leonhard sah sie befremdet an. „Was hast du liebes Weib?“ fragte er.

„Der Strauß ist nicht für mich bestimmt!“ rief Agnes heftig, aber mit halb erstickter Stimme. Leonhard schien erschrocken und verwirrt. Aber, schnell gefaßt, entgegnete er: „Ich bestimme ihn für dich. Die Tochter meines Prinzipals gab ihn mir, und ich nahm ihn, um ihn meiner Agnes mitzubringen.“

Dieses Bekenntniß, und zwar so ruhig ausgesprochen, hatte Agnes nicht erwartet. Ein Hoffnungsstrahl drang in ihr Herz, aber dennoch in schmerzlicher Bewegung sagte sie: „Du hast mir niemals mitgetheilt, daß Herr Düring eine Tochter habe.“

„Du aber hast das gewußt, wie ich vermuthe,“ entgegnete er, „und bist argwöhnisch gegen mich — o mein Gott! Ja, Herr Düring hat eine Tochter, sie ist seit vier Wochen bei ihrem Vater. Bis dahin lebte sie, da sie ihre Mutter schon in früher Kindheit verlor, bei einer Tante in der Provinz. Ich gestehe, daß ich Unrecht gethan, ihrer niemals zu erwähnen — was ich vermeiden wollte, habe ich dadurch nur noch schlimmer gemacht. Wie aber —“ fuhr er schnell und mit allen Zeichen einer neuen Bestürzung fort — „wie bist du zu dieser Gewißheit gekommen? Woher wußtest du, daß jener Strauß nicht für dich bestimmt sei?“

„Leonhard“ — stotterte Agnes — „ich hätte dein Geheimniß doch erfahren müssen — wiewohl ich die Art, wie ich zu demselben gelangte, selbst nicht billige.

Frau Hartmann hat dir nachgespürt — ohne mein Wissen! Sie hat erfahren, daß du die junge Dame liebst, und gesehen, wie sie dir den Strauß reichte!"

„Weiter! Weiter! Gieb mir Alles auf einmal zu hören!" rief Leonhard. Seine Gattin sah ihn erstaunt an. „Oder — fuhr er erleichtert fort — ist es weiter nichts?"

„Weiter nichts, Leonhard? Ist das nicht Alles? Und wenn es nicht Alles wäre, ist es nicht genug, um mich elend zu machen?"

„Nein, mein Weib, meine Agnes! Du hast keinen Grund, darum elend zu sein!" — Er ergriff ihre Hand und sah sie leichter aufathmend und zärtlich an. „Ich liebe jenes Mädchen nicht, so wahr ich dein Gatte bin! Ich liebe sie nicht! Aber ich kann nicht hindern, daß sie mir — wohl will, mich anredet, wo sie mich trifft, zuweilen einen kleinen Dienst in Haus und Garten von mir verlangt. Ich kann nicht vermeiden, daß wir zuweilen von Arbeitern gesehen, geschweige denn gar von Spionen ausgespürt werden. Natürlich, daß fremde Augen aus einem solchen Verkehr ein Liebesverhältniß machen. Vertraue mir, das ist meine flehentliche Bitte! Dich lieb' ich, keine sonst. Und nun höre mein Versprechen, Agnes: In acht Tagen soll Alles, was sich zwischen unser Glück gedrängt hat, aufgeklärt sein. Schon stehe ich in Unterhandlungen über eine neue Stellung,

und bin ich ihrer gewiß, dann soll mein Herz den letzten Rest seines Geheimnisses vor dir ausschütten.“ — Er küßte ihre Hand, und halb wehmüthig, halb beruhigt sah Agnes ihm ins Gesicht. „Und nun,“ fuhr er fort, „entlaß mich noch eine Stunde. Ich habe einen Gang zu thun, der mich dem ersehnten Ziele bald näher bringen wird.“

Er ging. Kaum war er die Treppe hinunter, als die Nachbarin wieder ins Zimmer trat. „Schöne Geschichten!“ rief sie. „Muß man nun gar so etwas erfahren!“

„Um Gottes willen!“ entgegnete Agnes, „schweigen Sie! Ich mag, ich will nichts mehr hören.“

„Nein, das darf ich nicht verschweigen!“ eiferte die Zwischenträgerin. „Sie sollen nicht länger betrogen werden. Es ist zu arg, und wenn es wahr ist, was ich jetzt gehört habe, so muß die Sache vor den Kaufmann Düring gebracht werden, denn der ist eben so gut hinter's Licht geführt, wie Sie! Also ich stehe vor der Thür, und denke mir nichts Schlimmes. Da sehe ich auf der andern Seite einen von den Leuten aus der Fabrik die Straße her kommen. Ich hatte ihn neulich schon gesprochen und winke ihn zu mir herüber. Gut, sagt er, daß ich hier etwas Bekanntes finde, ich habe in der Gegend was zu bestellen, und bin so weit noch nie gekommen. — Ich weise den Mann zurecht, und

frage: Was macht Ihr Fräulein? — Was wird sie machen? — sagt er, ich denke, es wird bald Hochzeit geben. So ein reiches Mädchen, und so hübsch, da versteht sich's von selbst! — Mit wem? frag' ich. — Na mit wem sonst, als mit dem Herrn Leonhard? Der kann von Glück sagen! — Herr du mein Gott! ruf' ich, was denkt Ihr da draußen? Der ist ja verheirathet und hat eine Frau wie ein Engel! — Das wäre! meint der Andre. Es muß doch wohl nicht so sein, der Herr müßt' es sonst wissen! — Damit macht er Kehrt und läßt mich stehen. Ich rief ihm nach, aber weg war er. Was soll man nun davon denken! Hat sich Ihr Mann draußen für ledig ausgegeben, oder was ist sonst im Werke? Und jetzt sag' ich's Ihnen, dem Herrn Düring müssen die Augen geöffnet werden, wenn er noch nichts sieht und weiß, ehe es zum Allerschlimmsten kommt. Sie selbst, arme Frau, müssen zu ihm gehen, jetzt ist es Ihre Pflicht, der Sache auf den Grund zu kommen. Ja doch, ich weiß, Sie lieben Ihren Mann! Aber bedenken Sie, daß er auf falschen Wegen ist, und daß Sie ihn vielleicht retten können!"

Agnes hatte, von einem Schauder ergriffen, zugehört. Unmöglich! rief es in ihr. Er kann sein Weib nicht verläugnet haben! Und dennoch fühlte sie ihr Herz vor Angst fast erstarren, und dennoch vermochte sie die Möglichkeit eines solchen Abfalls nicht zu ver-

bannen. Mißtrauen, Argwohn, Verdacht waren einmal in ihre Seele gedrungen, und wie sehr auch Liebe und Vertrauen sie zu bekämpfen suchten, die ewigen Feinde aller Ruhe und alles Glückes gewannen dennoch die Oberhand. Der beleidigte Stolz, die verletzte Ehre der Gattin sprachen laut und zürnend, und forderten Genugthuung. Freilich war Agnes kein starkes Weib in dem Sinne, daß sich ihr Herz kalt und selbstbewußt von dem Treulosen abgewendet hätte. Nein, aber ihre Liebe war eine starke, denn trotz der nur zu wahrscheinlichen Schmach ihres Mannes, hoffte sie ihn wieder zu gewinnen und zu retten. Dieser letzte Gesichtspunkt war es, der ihr den Vorschlag der Nachbarin als zweckmäßig erscheinen ließ. Sie war entschlossen, sich auf den Weg zu machen — aber zu Herrn Düring selbst? Nein, eine innerste Scheu ließ sie vor einer Verhandlung mit dem Manne zurückschrecken. An seine Tochter wollte sie sich wenden. Das liebende Weib wollte an die Brust des Weibes pochen, und war überzeugt, Liebe und Verzeihung bei demselben zu finden.

3.

Leonhard kam spät und sehr niedergeschlagen nach Hause. Seine Bewerbung war vergeblich gewesen, ein Andrer hatte die gehoffte Stellung schon erhalten.

Sich unter seinen jetzigen häuslichen Umständen von Herrn Düring loszusagen, ohne irgend einen Ersatz zu haben, schien ihm ein Wahnsinn, und doch fühlte er, daß er nicht länger in diesem geschäftlichen Verhältniß bleiben dürfe. Er konnte es nicht über sich gewinnen, seiner Frau das Fehlschlagen dieser Hoffnung sogleich mitzutheilen, und war sehr zufrieden, als er sie schon schlafend fand. Aber sie gab sich nur den Anschein zu schlafen, da sie kein Wort fand, was sie ihm bei ihrem jetzigen Gemüthszustande hätte sagen können. Ihr Plan, der dieser ganzen unseligen Lage ein Ende machen sollte, war fertig, und ruhelos wachend sah sie dem Morgen entgegen.

Leonhard erhob sich sehr früh. Einsilbig, verstört und mit augenscheinlicher Hast nahm er das Frühstück, das die Nachbarin bereitet hatte, und eilte zeitiger als gewöhnlich davon.

„Jetzt rasch an's Werk!“ rief Frau Hartmann. „Ziehen Sie sich an, und lassen Sie mir die Kinder!“

Agnes folgte diesem Aufruf fast mechanisch. Sie suchte ihren besten Anzug hervor, um sich zu dem furchtbaren Gange zu rüsten. Ach, er war ihr schon wieder leid geworden! Jetzt, da es an die Ausführung ging, überkam ein Frost ihren Körper, sie bebte, wie von einem Fieber geschüttelt, und eine Scham erfüllte sie, daß sie hinter dem Rücken des Mannes seine

Anklägerin werden sollte. War seine Schmach doch auch die ihrige! — Schon war sie angekleidet, schon schritt sie auf die Thür zu — da blieb sie stehen und rief: „Es geht nicht! Ich kann's nicht thun!" — Kraftlos sank sie auf einen Stuhl, und starrte verzweiflungsvoll vor sich nieder.

Die Nachbarin ermahnte und ermuthigte sie, und erbot sich, ihr einen Fiaker zu holen, da der Weg ihr vielleicht zu weit werden möchte. Sie ging, und bis zu ihrer Wiederkehr blieb Agnes allein bei ihren Kindern. Mit Thränen küßte sie die geliebten Häupter, und als die Nachbarin die Nachricht brachte, daß der Wagen vor der Thür warte, riß sie sich mit Gewalt los — ihr war es, als müßte sie von Allem scheiden, was sie liebte.

Es war ein langer Weg, den sie zu fahren hatte, über eine halbe Stunde weit. Schon lagen die bekannteren Straßen hinter ihr, sie kam in eine ihr fremde Gegend. Lange Zäune schloßen große Bauplätze ein, ausgedehnte Holzhöfe, Colonieen von kleinen Häuschen, die sich um große Fabriken gruppirten. Das war nicht mehr die Stadt, in der sie lebte, und es kam ihr vor, als führe der Wagen sie in eine unendliche Weite hinaus, von wo kein Weg sie zurück leitete. Eine Angst um ihre Kinder überkam sie, eine Furcht vor dem Schritte, den sie, fast wider ihren Willen, zu thun im

Begriff stand, und schon wollte sie den Kutscher umkehren lassen, da hielt der Wagen vor einem schönen Gartenthor. Mit klopfendem Herzen stieg sie aus, sah den Wagen davon fahren, und sich einsam und verlassen in der öden Umgebung. Denn so weit der Blick reichte, war kein Mensch zu sehen, nicht im Garten, nicht auf der Straße — wenn der freie Weg sonst eine Straße genannt werden konnte. Endlich faßte sie sich ein Herz und suchte das Gartenthor zu öffnen. Es war verschlossen, man schien es nicht als Eingang zu benutzen. Aber eine breite Kastanienallee führte von hier bis zu dem schloßartigen Hause, und Agnes blickte durch die Eisenstäbe über grüne Rasenflächen, schön vertheiltes Buschwerk und Blumenstücke. Es war so morgenlich still und herbstsonnig da drinnen, und in stiller Wehmuth blieb sie stehen, die Augen unverwandt in die schöne Garteneinsamkeit gerichtet. Sie erblickte eine Bank unter Bäumen, und mit heftigem Klopfen ihres Herzens dachte sie sich ihren Gatten mit der schönen jungen Dame lustwandeln, ausruhen, und ihrer und der engen Häuslichkeit vergessen. Da wurde sie durch Tritte aus ihrem unseligen Brüten aufgestört. Sie sah einen Mann mit einer Mappe unter dem Arme, den Weg an der Mauer entlang kommen. Sie trat ihn an mit der Frage, wie sie das Fräulein Düring sprechen könne. — „Der Weg zum Hause geht da um

die Ecke der Mauer, Sie werden schon sehen!“ sagte der Fremde, und schritt rasch weiter. — Agnes folgte der Weisung, und kam bald in einen Hof, wo Baulichkeiten aller Art das Wohnhaus im Geviert umgaben. Sie sprach bald diesen, bald jenen mit schüchternen Worten an, ohne eine Antwort zu erhalten. Der Eine zuckte auf ihre Frage die Achseln, der Andere zeigte mit der Hand wer weiß wohin, Druckerjungen und Laufburschen schritten pfeifend und ohne auf sie zu achten vorüber. Alles rannte, lief, wie von einem Räderwerk in Bewegung gesetzt, Keiner hatte Zeit oder Lust, sich auf eine außerhalb seines Bereiches liegende Frage einzulassen. Agnes stand in halber Verzweiflung da, sie bereute tausendmal ihr unglückliches Vorhaben. Und dazu gesellte sich die schreckliche Furcht, ihrem Gatten zu begegnen, ja es war ihr in diesem Augenblick, als sei *sie* die Verbrecherin, die auf unrechten Wegen ertappt werden könnte. — Indem sie so mit unstäten Blicken und befangen dastand, kam ein stattlicher Herr auf sie zu. Er hatte eine gestickte Sammetmütze auf, die Cigarre im Munde, und ein großes Notizbuch in der Hand. „Zu wem wünschen Sie?“ fragte er kurz. — Sie fuhr zusammen, und stotterte ihre Frage nach Fräulein Düring. — „Meine Tochter ist schon früh nach der Stadt gefahren,“ entgegnete der Herr. „Kommen Sie gegen Mittag wieder.“ — Er schritt an

ihr vorüber. Agnes erbleichte, ihre Kniee wankten, sie war Herrn Düring selbst begegnet. Plötzlich blieb er stehen, sah sich um, und kam zurück. „Kann ich Ihnen selbst mit etwas dienen?" fragte er.

„Sie sind sehr gütig — ich danke!" stammelte Agnes. „Ich wollte nur — das Fräulein" — — sie vermochte nichts weiter hervorzubringen.

In diesem Augenblicke trat ein Geschäftsbote zu Herrn Düring mit den Worten: Herr Leonhard läßt fragen, ob er — —

Agnes taumelte fast zurück vor Schreck. Sie hörte nichts weiter, es war eine geschäftliche Frage, von der sie nichts verstand. Herr Düring gab dem Andern ruhig Bescheid. Aber er hatte das krampfhafte Zucken der vor ihm Stehenden bemerkt, und als der Bote sich entfernt hatte, begann er: „Haben Sie die Güte mir in mein Büreau zu folgen." — Sie folgte ihm zitternd in das Arbeitszimmer, und nahm auf dem ihr dargebotenen Stuhle Platz. — „Sagen Sie mir doch, liebes Kind, was Sie hergeführt hat!" begann Herr Düring wiederum, und in freundlichem Tone. — Agnes rang nach Worten, sie wußte keinen Eingang zu finden zu dem, was sie sagen wollte. Da plötzlich kämpfte sich aus der gepreßten Brust die Frage los: „Herr Düring — ist Leonhard verheirathet?"

„Verheirathet?" entgegnete der Kaufmann befremdet,

und die Gestalt der jungen Frau musternd. Sein Auge wurde größer und ernster. Er sah das blasse, noch sehr jugendlich aussehende Wesen an, sah ihre tiefe Bewegung, ihren körperlichen Zustand, und mit Einemmal stellte er sich in Gedanken eine ganze Geschichte zusammen, die weder für Leonhard noch für Agnes günstig endete. Eine Wolke des Unmuths zog über sein Gesicht. — „Leonhard ist nicht verheirathet," sagte er.

„Nicht verheirathet?" fuhr Agnes auf, und wie ein Blitz schoß es plötzlich aus ihrem Auge.

„Nun ich sag' es Ihnen ja, er ist nicht verheirathet, ich weiß es von ihm selbst."

„Er selbst hat es Ihnen gesagt —?"

„Ja doch, er selbst! Vielleicht ist das um so günstiger für Sie!"

„Für mich? Mein Herr —"

„Mein Kind, die Angelegenheit ist mir nicht angenehm, ich gestehe es, denn ich bin sonst mit Leonhard sehr zufrieden. Auch gehört sie nicht eigentlich vor meine Ohren. Aber es ist mir lieb, daß ich meine Tochter vor einem Gespräch bewahren kann, wie Sie es ihr zugedacht hatten. Was wollten Sie überhaupt von Florentinen?"

Inzwischen war ein Wagen vorgefahren, und ein feiner junger Herr stürmte in's Zimmer. Der Kauf-

mann eilte ihm freudig entgegen, drängte ihn zur Thür hinaus, und ihr lautes Willkommensgespräch, mit Lachen untermischt, verklang in einem entfernten Corridor. — Agnes blieb allein. Sie stand da, wie vom Blitz getroffen. Sie hatte nun die volle Gewißheit, daß ihr Gatte sie verleugnet habe, und dazu gesellte sich Scham und Empörung über den Verdacht des Kaufmanns, den sie wohl verstanden hatte. Sie wußte nicht, wie lange sie starr und regungslos da gestanden, als sie aber zu sich kam, und sich plötzlich allein in dem fremden Zimmer sah, eilte sie schnell auf die Thür zu. Sie hatte nichts mehr zu erfahren. Hastig verließ sie das Haus, den Hof, ging auf der unbekannten Straße hin, und so immer fort; sie hatte kaum ein Bewußtsein, wohin ihr Fuß sie führte. Als sie endlich zu sich kam, sah sie sich vollkommen verirrt. Sie ließ sich von Vorübergehenden den Heimweg beschreiben, Alle aber sagten, er sei sehr weit. Sie suchte nach einem Wagen. Es war keiner zu finden, oder leer anzutreffen. Erschöpft, halb ohnmächtig von einem Schwindel ergriffen, sank sie zu Boden. Ein paar Neugierige oder Mitleidige sammelten sich um sie, und suchten sie aufzurichten. Da fuhr eine glänzende Karosse vorbei. Ein brauner Lockenkopf beugte sich aus dem Fenster, und blickte nach der Unglücklichen. Die junge Dame ließ halten. Der Bediente sprang herab, kam auf Agnes

zu, und meldete, das gnädige Fräulein biete ihr den Wagen an, um sie nach Hause zu fahren. Die Dame stieg aus, hieß den Kutscher umwenden, und näherte sich Agnesen. Die letztere dankte mit matter Stimme, nannte ihre Wohnung, und stieg ein, während das Fräulein zu Fuß nach Hause ging. —

4.

Herr Düring saß wieder allein an seinem Arbeitspult. Da öffnete sich die Thür, und das Rauschen eines seidnen Kleides, zugleich mit einem leichten Tritt, verkündigte ihm das Eintreten seiner Tochter. Schnell wandte er sich um, und sein Gesicht wurde heiter, wie immer, wenn er das schöne Mädchen vor sich sah.

„Guten Tag, Papa! Da bin ich wieder!" rief sie, indem sie auf ihn zu flog, und ihn küßte. — „Schon da?" fragte er. „Ich habe ja den Wagen nicht kommen hören!" —

„Ich komme zu Fuß, Papa. Ich sah eine Frau unterwegs ohnmächtig werden, und bot ihr meinen Wagen an. Weißt du, ich habe in der Pflanzenausstellung ein Dutzend schöner Rosenstämme gekauft, die mir sehr gefielen. Es ist dir doch recht?"

„Gewiß, mein Kind — wenn sie dir gefielen!" Er nahm ihre Hand, und streichelte ihr zärtlich die braunen Locken.

„Aber warst du denn allein in der Ausstellung?"

„Bewahre! Mit Frau S. und ihren Töchtern. Ich holte sie mit dem Wagen ab."

„Und hast den Wagen dann einer Kranken abgetreten? Du bist mein braves Mädchen! Aber da ververgesse ich gar — Vetter Karl ist angekommen, um einige Tage bei uns zu bleiben. Er wandert eben in der Offizin umher."

„So? das ist schön!" sagte Florentine leicht hin, indem sie die Locken zurückwarf. „Da werde ich der Wirthschafterin wohl sagen müssen, daß sie reichlich Confitüren aufträgt — wenn Vetter Karl es nicht selbst heimlich schon gethan hat!" fügte sie lachend hinzu.

„Windbeutel!" rief der Kaufmann. „Karl verdient es wahrhaftig nicht, daß du dich über ihn lustig machst, er ist ein sehr tüchtiger Junge."

Florentine huschte nach der Thür. „Papa," rief sie umkehrend, „ich habe einen Gast zu Tische geladen; Leonhard. Es ist fast eine Woche her, daß du ihn nicht —"

„Florentine!" rief der Kaufmann, plötzlich ernster werdend. „Warte einen Augenblick! hast du Leonhard heut schon gesprochen?"

„Morgens, als ich abfuhr. Er kam zufällig dazu und half mir in den Wagen — da lud ich ihn ein."

„Immer so rasch, mein Kind! Immer unter dem Eindruck des Augenblicks!“

Florentine sah den Vater erstaunt an. „Wie so, Papa?“ fragte sie. „Ist dir denn die Einladung nicht recht?“

„In der That, liebes Kind, heut ist sie mir unerwünscht. Ich gestehe, daß — ich seit Kurzem mit Leonhard nicht zufrieden bin.“

„Mein Gott, was ist geschehen?“ rief Florentine, im ganzen Gesicht erglühend.

Herr Düring sah seiner Tochter prüfend in die Augen. Dann ergriff er ihre Hand. „Mein Kind,“ sagte er, „ich selbst habe ihn vielleicht verzogen. Der Schein trügt, man kann sich auch in dem am offensten blickenden Gesicht irren. Du wirst in meinem Sinne handeln, wenn du Leonhard von heut an weniger entgegen kommst.“

„Aber, lieber Vater“ — rief Florentine erschrocken — „darf ich denn nicht wissen, was du plötzlich —“

„Jetzt nicht, mein Kind. Da er von dir eingeladen ist, werde ich dem Gaste heut Mittag meine Verstimmung nicht zeigen. Aber sei vorsichtig, Florentine!“ Er küßte sie auf die Stirn, und entließ sie.

Das junge achtzehnjährige Mädchen ging in ihr Zimmer, höchst befremdet über diese Eröffnung. Rasch, offen und lebhaft, hatte sie nicht die Fähigkeit, ihr

Inneres zu verbergen, und beklommen sah sie der Mittagsstunde entgegen, wo sie Leonhard gegenüber Unbefangenheit erheucheln sollte. Ueberdies war es ihr völlig unbegreiflich, wie derselbe sich ihres Vaters Unzufriedenheit habe zuziehen können. Ueber ihre Jahre hinaus von festem, selbständigen Charakter, und doch noch mit der ganzen leichten Jugendlichkeit des Mädchens, hatte sie längst einen Entschluß gefaßt, dem nun die Mißstimmung des Vaters in bedenklicher Weise entgegen trat. Sie liebte Leonhard, und wollte seine Frau werden. Ihr Vater hatte sich einst in einer ganz ähnlich untergeordneten Stellung befunden, wie Leonhard — das wußte sie aus des Vaters eignen Erzählungen. Ihre Mutter war die Tochter eines reichen Mannes gewesen, der Vater hatte nichts gehabt. Zu schüchtern, um sich mit seinen Wünschen der Tochter seines Prinzipals zu nähern, erleichterte sie ihm durch Entgegenkommen den Schritt, und der arme Düring erhielt das reiche Mädchen zur Frau, deren Vermögen den Grundstein zu seinem jetzigen Wohlstande legte. Das Alles wußte Florentine, und sah keinen Grund, warum sie nicht ihrer Mutter ähnlich handeln sollte. Daß Leonhard überaus zurückhaltend sei, verschwieg sie sich nicht, aber sie glaubte sich von ihm geliebt, und so hoffte sie durch offne Darlegung ihrer Empfindungen seine Schüchternheit zu brechen. — Unruhig und ungeduldig ging

sie umher, und zergrübelte sich den Kopf über das Miß=
verständniß zwischen dem Geliebten und dem Vater. Da
schoß ihr ein Gedanke auf, und sie schalt sich fast, daß
sie nicht gleich darauf gekommen sei. Ihn selbst wollte
sie nach dem Grunde fragen. Sofort flog sie in den
Garten, und ließ Leonhard zu sich rufen.

Aufgeregt schritt sie durch den Baumgang, brach
am Boskett eine Spätlingsrose, und zerpflückte sie in
der Zerstreuung. Endlich sah sie Leonhard kommen.
„Leonhard!" rief sie ihm entgegen, „was haben Sie
mit dem Vater gehabt?"

Er sah sie überrascht an. „Mit Herrn Düring?
Nichts, daß ich wüßte!"

Ein Schatten des Unmuths ging über ihr Gesicht.
„Warum leugnen Sie, Leonhard? Sie hören ja, ich
weiß, daß etwas vorgefallen!"

„Mein Fräulein — ich weiß nichts davon! Herr
Düring hat mir etwas vorzuwerfen? Es mag sein, aber
gesprochen hat er darüber mit mir noch nicht."

Sie sah ihn forschend an. „Nicht? Leonhard seien
Sie offen, Sie sehen, daß es mich beunruhigt —"

„Aber ich wiederhole Ihnen, mein Fräulein, noch
bin ich selbst überrascht, daß Herr Düring mir übel
will, und sehe für den Augenblick keinen Grund dazu."

Florentine schwieg eine kurze Weile. „Es ist mög=
lich", sagte sie dann. „Aber überlegen Sie wohl, Leon=

hard, giebt es nicht irgend Etwas, das zur Mißstimmung zwischen Ihnen und dem Vater führen könnte? Wenn Sie es nicht in der Gegenwart finden, suchen Sie in der Vergangenheit nach."

Er erschrak, das Blut schoß ihm in's Gesicht, und verwirrt sah er das Mädchen an. Er fürchtete fast, daß sie um sein Geheimniß wisse. Florentinen entging seine Aufregung nicht — „Also doch!" rief sie. „Und warum verheimlichten Sie es mir? War ich nicht stets offen und vertrauensvoll zu Ihnen? Leonhard, ich muß es wissen!"

„Mein Fräulein — entlassen Sie mich — ich darf nicht sagen, was ich selbst wünschte! Ja, es lastet ein Geheimniß auf mir, und es ist möglich, daß Herr Düring hinter dasselbe gekommen ist. Es mußte doch endlich geschehen, und so mag denn dieser Tag die furchtbare Last von meinem Herzen nehmen!"

Florentine deutete diese Worte durchaus in entgegengesetzter Bedeutung. Sie glaubte, ein Bekenntniß seiner Gegenliebe zu hören, und erschrak nun ihrerseits über diese unerwartete Hast. Purpur im Gesicht, trat sie zurück, und wußte keine Entgegnung. Es entstand eine drückende Pause. Er vollendete nicht, was er nur angedeutet hatte, sie erwartete und fürchtete zugleich die Fortsetzung seiner Worte. Abgewandt von einander standen Beide, und starrten vor sich hin. Plötzlich ergriff

Leonhard ihre Hand. „Verzeihung, Florentine!“ rief er. „Ich habe Sie lange getäuscht — aber Gott ist mein Zeuge, daß keine eigennützige Absicht dabei war. Sie sprachen immer gütig zu mir, kamen mir mit Freundlichkeit entgegen, wie hätte ich Ihnen ausweichen sollen? Aber prüfen Sie mein bisheriges Benehmen, und Sie werden finden, daß ich nichts erheuchelt habe, daß ich nur dankbar hinnahm, was abzuweisen unschicklich gewesen wäre. Verzeihen Sie mir — o, ich sehe meinem Urtheil entgegen!“

Er wandte die Augen den Gang hinunter und brach seine Rede plötzlich ab. Florentine waren seine Worte so unverständlich, so gänzlich unbegreiflich, daß sie bald ihm erstaunt in's Gesicht, bald verwirrt zu Boden blickte. Indem sie aber jetzt der Richtung seiner Augen folgte, bemerkte sie zu ihrem Schrecken den Vater mit dem Vetter Karl den Gang entlang kommen. Sie suchte sich rasch zu fassen, und ging ihnen entgegen. Leonhard folgte. Herr Düring warf seiner Tochter einen strengen Blick zu. Die Gegenwart des Vetters aber, eines heiteren, liebenswürdigen jungen Mannes, war für's Erste ein Ableiter, und ließ, da er von dem Drucke der drei Andern nichts ahnte, die beeinträchtigte Stimmung nicht ernster zur Erscheinung kommen. Man ging zu Tische. Der Vetter nahm die Kosten der Unterhaltung fast allein auf sich, erzählte von Paris, woher er eben kam, und

Alle waren ihm dankbar, daß er sie des Redens überhob. Der Kaffee wurde im Gartensaal genommen. Es entging Leonhard nicht, daß Karl Florentinen mit ganz besonderer Artigkeit behandelte, und er war nicht unzufrieden damit. Endlich erhob sich der Kaufmann. „Nun, mein Töchterchen," sagte er, „ich überlasse dir den Vetter jetzt, wir beiden Andern müssen unsern Geschäften nachgehen." — Karl reichte seiner Cousine mit glänzenden Augen den Arm, um mit ihr durch den Garten zu spazieren, während sie dem Vater einen beängstigten Blick nachschickte. — „Begleiten Sie mich auf mein Comptoir," sagte der Kaufmann zu Leonhard, „ich habe Ihnen noch etwas zu sagen."

Sie gingen. Leonhard war auf Alles gefaßt. Herr Düring öffnete eine Schublade seines Schreibtisches und langte ein kleines buntseidenes Tüchlein hervor. „Nehmen Sie dies Tuch, Leonhard," sagte er, „Sie werden eher Gelegenheit haben, es der Besitzerin zurück zu geben, als ich. Wenn Sie das Tuch sonst kennen —!"

Leonhard nahm das Tüchlein — er wußte sich diesen Eingang nicht zu deuten. Auch erinnerte er sich nicht, es je gesehen zu haben, und blickte seinen Prinzipal fragend an.

„Es gehört einem jungen Frauenzimmer, das heut Morgen bei mir eine Anklage gegen Sie erhob. Sie brachte zwar nur eine Frage über die Lippen, das Weitere

aber konnte ich errathen. Ich hatte sie für ehrenwerth gehalten, Leonhard, aber diese Enthüllung —"

Der junge Mann traute seinen Ohren nicht. Plötzlich erkannte er das Tuch als eine Gabe, die er seiner Gattin an ihrem letzten Geburtstage gebracht hatte, und ein furchtbares Licht ging ihm auf, „Agnes —!" rief er außer sich. „Sie war hier?"

„Ja, das Mädchen war hier, und erkundigte sich bei mir, ob Sie verheirathet wären!"

„Agnes war hier! Armes, unglückliches Weib! Das *ist schlimmer*, als ich fürchtete! Sie wußte oder ahnte *meinen* Betrug — und die Lösung des unseligen Geheimnisses kann jetzt nur verderblich für sie sein! Und doch, so schrecklich diese lange gefürchtete Stunde für mich ist, ich segne sie dennoch, denn sie befreit mich von einem unerträglichen Drucke. So wissen Sie denn, Herr Düring, es war mein Weib, das Sie gesprochen haben, mein treues, geliebtes Weib, das schon seit fünf Jahren Freuden und Leiden mit mir getragen, und in dessen Besitz ich glücklich bin, trotz alles Elends der letztvergangenen Tage!"

„Leonhard! Sie — verheirathet?" rief der Kaufmann, auf's Höchste verwundert. „Und so haben Sie Ihre Gattin verleugnet und mich hintergangen?"

„Ehe Sie mich verdammen, Herr Düring, hören Sie mich an!" entgegnete Leonhard. „Ich bin schuldig,

Sie selbst aber boten mir die erste Versuchung, ja, Sie nöthigten mich, diese Schuld mit vollem Bewußtsein auf mich zu laden!“

„Das wäre! Ich bin begierig zu hören!“ sagte Herr Düring halb spöttisch, und in großer Verstimmung.

„Es ist noch kein Jahr her,“ fuhr Leonhard fort, als ich mich mit Weib und Kind in der elendesten Lage befand. Mein früherer Prinzipal hatte Bankerott gemacht, und uns arbeitslos und am Rande der Verzweiflung hinterlassen. Ich hörte, daß eine Stelle in Ihrer Anstalt offen sei, und eilte hierher, um mich Ihnen anzubieten. Sie waren nicht zu Hause, ich sprach mit Ihrem Geschäftsführer. „Sie sind hoffentlich nicht verheirathet?“ war seine erste Frage. „Wenn das wäre, fuhr er fort, ohne meine Antwort abzuwarten, so müßte ich Sie ohne Weiteres abweisen, denn Herr Düring nimmt Ein- für Allemal keine verheiratheten Leute in sein Geschäft auf.“ — Erschrocken über diese Bedingung und deren Engherzigkeit, die alle meine Hoffnungen zu vernichten drohte, stand ich da. Mein Weib trat mir mahnend vor die Seele, und beschwor mich, eher Alles aufzugeben, als sie zu verleugnen. Aber die unschuldigen Augen meiner Kinder sahen mich bittend an, ihre Noth zu lindern. Es war ein Augenblick des furchtbarsten Ringens in meiner Brust. Und als der Geschäftsführer seine Frage wiederholte, schoß es,

fast wider meinen Willen, mir über die Lippen: Nein ich bin unverheirathet. „Ich dacht' es ja, entgegnete der Herr, bei Ihrer Jugend!" — Noch desselben Tages stellte ich mich Ihnen vor. Sie waren zufrieden mit den Proben, die ich Ihnen vorlegte. Schon waren wir einig, da berührten Sie jene Bedingung nur noch beiläufig, ich war durch den Drang und die Verkettung der Umstände gefangen. „Es ist gut, sagten Sie lachend, daß Sie noch zu jung sind, um sich schon mit Weib und Kind zu schleppen. Ich habe durch dergleichen Familien Unannehmlichkeiten über Unannehmlichkeiten gehabt. Hüten Sie sich auch, sich zu früh zu binden, Sie haben noch gute zehn Jahre Zeit." — So sprachen Sie, mir drang alles Blut in's Gesicht, aber ich vermochte nichts zu sagen. Sie entließen mich gütig, ich war im Besitz einer günstigen Lebensstellung, die ich mit der Ruhe meines Gewissens erkauft hatte. Damit Sie und Niemand aus der Anstalt etwas von meiner Familie erführe, miethete ich eine Wohnung, so weit als möglich, am entgegengesetzten Ende der Stadt. Meiner Frau mußte ich meine Schmach verbergen, sie würde lieber gedarbt als sich zur Mitwisserin dieses Betruges gemacht haben. Und so suchte ich sie stets von dieser Gegend entfernt zu halten, was um so leichter war, da sie die Kinder nicht verlassen konnte. Aber meine Lage war trotz der Verbesserung unsrer Umstände

furchtbar! Von Reue gepeinigt, daß ich Sie, den ich so sehr verehren lernte, dem ich so viel Dank schuldig bin, betrog; von ewiger Furcht verfolgt, daß der nächste Tag die Entdeckung meiner Schande bringen könne; von unseligen Mißverständnissen, die das Geheimniß zwischen mir und meinem Weibe hervorrief, in tiefster Seele bewegt; so lebte ich eine Zeit der Qual und Zerknirschung! War es auch Liebe und Sorge, die mich zum Verbrechen getrieben, ich fühlte mich doch schuldig, ich war in tausend trostlosen Stunden vor meinen eignen Augen ein Betrüger! Und nun wissen Sie Alles. Verstoßen Sie mich, jagen Sie mich mit Schmach und Schande aus dem Dienste — es ist nicht der schwerste Schlag, den der heutige Tag mir bringt!"

Der Kaufmann ging aufgeregt im Zimmet auf und ab. Die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, Antheil und tiefste Bewegung in den Mienen. Er blieb vor Leonhard stehen, und legte die Hand auf seine Schulter. „Leonhard!" sagte er, „ich habe mich doch nicht in Ihnen getäuscht — Sie sind brav und gut. Ich fühle, daß ich die Ursache zu Ihren Leiden gegeben habe, und bin sehr betrübt darüber. Aber hören Sie auch meine Rechtfertigung! Es war vor einem Jahre, als in unsrer Vorstadt eine ansteckende Krankheit ausbrach, die fast in jedem Hause ihre Opfer zählte. Ich verlor sechs meiner Arbeiter, alle verheirathet und mit starker Familie

belastet. Die unglücklichen Frauen wendeten sich an mich, ich sollte unterstützen, sollte vor dem Hungertode retten. Ich gestehe, daß ich in dieser Hinsicht schwach bin, das Mitleid riß mich fort, und so lud ich mir sechs Familien mit etwa dreißig Kindern auf den Hals. Ich mußte meine Schwäche selbst tadeln, konnte das einmal Uebernommene nun aber nicht mehr fallen lassen. Um mich jedoch für alle Zukunft vor mir selbst sicher zu stellen, machte ich jene, wie Sie selbst richtig sagen, engherzige Bedingung, keinen verheiratheten Beamten mehr in mein Geschäft aufzunehmen. Da haben Sie meine Schuld, sie wird die Ihrige ungefähr aufwiegen. Sie bleiben bei mir, Leonhard, fortan nur um so enger mit mir verbunden — —"

Herr Düring brach plötzlich ab, von einem neuen Gedanken durchzuckt. „Leonhard!" sagte er, indem er ihm schärfer in die Augen sah, „darf ich ganz auf Ihre Ehrlichkeit bauen? Ich habe Sie oft allein mit meiner Tochter gelassen — nehmen Sie es als ein Zeichen, daß ich Ihnen sehr — sehr wohl wollte! Auch heut vor Tische erblickte ich Sie mit Florentinen im Garten, und es entging mir nicht —"

„Niemals, Herr Düring," unterbrach ihn Leonhard — „habe ich zu Fräulein Florentinen ein anderes Wort gesprochen, als ich vor Ihren Ohren noch jetzt wiederholen könnte! Ich liebte meine Agnes, und es war nicht der

kleinste Theil meiner Qual, daß ich Florentinen gegenüber heucheln und mich verstellen mußte. Aber ich segne diesen traurigen Tag auch in dieser Hinsicht, denn wer weiß, ob ich gegen so viel Schönheit und Anmuth auf die Dauer unempfindlich geblieben wäre! Diese Schuld ist glücklich vermieden worden. Aber nun entlassen Sie mich für heut, Herr Düring, ich muß zu meinem Weibe — sie wird in Verzweiflung sein!"

„Gehen Sie, gehen Sie, lieber Freund! Ich vertraue Ihnen. Was ich für Sie thun kann, steht Ihnen ganz zu Diensten. Möchten Sie mir morgen sagen können, daß in Ihren häuslichen Verhältnissen Alles gut stehe!"

Leonhard ergriff gerührt die Hand seines Prinzipals und eilte, von schrecklicher Ahnung getrieben, aus dem Hause.

5.

Der Weg däuchte Leonhard eine Unendlichkeit, und mit jedem Schritte steigerten sich seine Befürchtungen. Aber so beängstigend seine Ahnungen gewesen, die Wirklichkeit überstieg dieselben doch noch. Agnes war Mutter eines Knaben geworden, aber vor der Zeit. Das Kind war todt, sie selbst rang mit dem Tode. Die Nachbarin empfing ihn mit vorwurfsvollem, verachtendem

Schweigen, der Arzt saß mit bedenklichem Gesicht am Lager der Kranken. Leonhard glaubte vor Schmerz und Angst vergehen zu müssen. Seine Gattin kannte ihn nicht. Jetzt erst kam er sich ganz wie ein Verbrecher vor, und verzweiflungsvoll sah er sein Lebensglück zusammenstürzen. Eine schreckliche Nacht folgte, er mußte gefaßt sein, daß Agnes den Morgen nicht erleben werde. Er durfte sich vor ihr nicht rechtfertigen, konnte ihre Verzeihung nicht erhalten, und in seinem ganzen Wesen erschüttert, sah er dem furchtbaren Augenblick seiner Vereinsamung entgegen. — Der Tag brach an. Die Kranke begann einzuschlummern, und der inzwischen wieder erschienene Arzt erklärte sich beruhigender. Nach einigen Stunden schlug sie die Augen auf. Sie schien zu erschrecken über Leonhards Anwesenheit, er mußte sich von dem Lager entfernen. Trotzdem gab der Arzt ihm Hoffnung für ihre Rettung, und so machte er sich eilends auf den Weg, um seinen Prinzipal von seiner traurigen Lage zu unterichten, und sich für die nächsten Tage zu beurlauben.

Er hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein eleganter Wagen an ihm vorüberrollte. Eine Dame drückte sich in die Ecke, der Bediente grüßte, aber Leonhard war zu sehr von Gedanken benommen, als daß er auf irgend etwas um ihn her hätte acht geben können. Herr Düring erschrack, als er den völlig

Verstörten eintreten sah. Von Antheil und tiefstem Mitleid bewegt, hörte der Kaufmann die Mittheilung an.

„Armer junger Man!" sagte er nach kurzer Pause. „Gott lenke Alles zum Besten! Ich darf Sie nicht länger zurückhalten. Nehmen Sie hier einen kleinen Vorschuß, Sie werden ihn jetzt brauchen. Bleiben Sie aus dem Geschäft, so lange Sie zu Hause nöthig sind, ich werde täglich zu Ihnen schicken und mich erkundigen lassen, wie es steht."

Zu Hause angelangt, traf er die Nachbarin im Wohnzimmer, die ihn benachrichtigte, daß die Krankenwärterin, die sie auf seine Anordnung hatte besorgen müssen, bereits um Agnes beschäftigt, und die letztere aufs Neue in einen schlafähnlichen Zustand gefallen sei. Die Alte ging mürrisch um ihn herum. Endlich sah sie ihn von der Seite an und sagte: „Daß sie hier war, wissen Sie wohl?"

„Wer war hier?" fragte Leonhard.

„Wer anders als das Fräulein Düring?"

„In Wahrheit? Hat sie meine Frau gesehen?"

„Eine halbe Stunde hat die Dame am Bette gesessen, die Hand der armen Frau gedrückt, und ihr vorgeredet, daß sie ihre beste Freundin sei. Ich mochte noch nichts sagen, aber ich dachte —"

„Lassen Sie jetzt Ihre Gedanken bei Seite, Frau

Hartmann," unterbrach er sie, „und erzählen Sie, wenn Sie sonst etwas zu erzählen haben."

„Ob ich zu erzählen hätte! Die arme Frau war ganz still, und lächelte, und schlief wieder ein. Da kam das Fräulein hier herein, setzte sich da auf den Stuhl und weinte und weinte — sie mag wohl Grund haben zu weinen! Und dann nahm sie Ihren kleinen Fritz auf den Schooß, und küßte ihn —"

„Wo ist das Kind?"

„Sie hat ihn mit sich genommen. Er würde seine kranke Mutter hier nur stören, sagte sie, er mag bei mir wohnen, bis Alles vorüber ist. Ich mußte ihr Wäsche und Kleider des Knaben rasch zusammen packen; sie meinte, Herr Leonhard sei damit einverstanden."

„Gewiß, gewiß! Es ist gut so. Weiß meine Frau, wer die Dame war?"

„Wie sollte sie? Das Fräulein selbst hat nichts gesagt, und ich konnte bis jetzt noch nicht. Aber erfahren muß sie es, und ich kann das nicht ansehen —"

„Frau Hartmann!" unterbrach er sie mit strengem Tone. „Sie werden das Krankenzimmer meiner Frau nicht mehr betreten. Sie haben schon mehr Unheil auf dem Gewissen, als Sie verantworten können. Allerdings soll meine Frau erfahren, wer sie besucht hat, aber zu solchen Mittheilungen bin i ch da, nicht Sie.

Ich danke für Ihre Freundschaftsdienste und wünsche, daß Sie meine Schwelle nicht wieder überschreiten!"

Die Nachbarin war ganz verdutzt vor Schreck. Im ersten Augenblick wollte sie ihrem Aerger freien Lauf lassen, aber ein zorniger Blick Leonhards schüchterte sie ein. Sie verließ das Zimmer. Aber seit Langem daran gewöhnt, in der nachbarlichen Häuslichkeit wie in der eignen zu schalten, zumal da sie für sich selbst wenig zu thun hatte, wußte sie kaum, was sie nun anfangen sollte. Gewohnheit, Bedürfniß und Zuneigung zogen sie zu ihren Nachbarn zurück, und sie fing an bitterlich zu weinen. Sie war im Grunde eine gutartige Seele, und so kam ihr der Gedanke, sowohl Leonhard als das Fräulein möchten am Ende nicht so schlimm sein, als sie sich eingebildet hatte. Sie gelobte sich Schweigen an, pochte leise an die Thür, und bot ihrem jungen Nachbar unter tausend Versprechungen aufs Neue ihre Dienste an. Er hatte bereits selbst eingesehen, daß er derselben jetzt kaum entrathen könne, denn er beschäftigte sich augenblicklich vergebens damit, sein kleines Töchterchen zu beruhigen, und so nahm er die Versprechungen und Dienste der Alten an.

Agnes war sehr krank, die nächsten Tage vergingen unter ununterbrochenen Befürchtungen für ihr Leben. Leonhard hatte dem Arzte mitgetheilt, daß eheliche Mißverständnisse der Krankheit vorausgegangen

seien, und so verbot der erfahrene Mann jedes Gespräch, welches neue Aufregung hervorbringen konnte. Eine Verständigung der jungen Gatten war somit unmöglich, Leonhard mußte seine kranke Frau in dem Wahne lassen, daß eine andre Liebe sein Herz erfülle, daß er in der That treulos an ihr gehandelt habe. Zwar sah sie ihn in kurzen Augenblicken des wiederkehrenden Bewußtseins in treuer Sorge an ihrem Bette sitzen, aber ein schmerzlicher Zug ging dann durch ihr Antlitz, ein Zeichen tiefer, trauriger Hoffnungslosigkeit.

Am dritten dieser aufreibenden Tage nahm Leonhard den kleinen Sarg seines todtgebornen Kindes unter den Arm, und schwankte die Treppe hinunter, um in einsamer Zerknirschung nach dem Kirchhofe zu fahren. Herr Düring hatte seinen Wagen geschickt. Leonhard stieg ein, und fand überrascht seinen Prinzipal im Wagen. Den Sarg zwischen sich, fuhren die Männer schweigend zum Thor hinaus und standen stumm neben dem Grabe. Da faßte der Schmerz den jungen Mann mit ganzer Gewalt an. Er sah sich in Gedanken schon zum zweitenmale hier stehen, und den Sarg seiner Gattin versenken, und mit furchtbar ausbrechender Thränen warf er sich Herrn Düring an die Brust. Auch dieser unterdrückte seine Rührung nicht, und sprach ihm Trost und Hoffnung ein, so gut er sie finden konnte.

Wochen vergingen. Agnes war wie geistesabwesend.

Der Arzt hoffte ihr Leben zu retten, aber eine Zerrüttung des Gemüths drohte ein um so jammervolleres Ende der Krankheit. Leonhard ging wie ein Schatten umher, er war vom Schmerz so zermalmt, daß er kaum noch etwas hoffte oder fürchtete.

Eines Tages saß er in sich gekehrt am Fenster. Agnes schlief. Da öffnete sich die Thür, und herein trat Florentine. Sie winkte ihm zu schweigen, und huschte, ohne ein Wort zu sagen, in das Krankenzimmer. Hinter ihr her kam der Arzt. „Fassen Sie Muth!“ sagte er. „Heut früh habe ich Symptome bemerkt, die vielleicht gute Zeichen sind. Das Fräulein da ist auf meine Veranstaltung hier. Und nun halten Sie sich ruhig, und bleiben Sie hier.“ — Der Arzt folgte Florentinen, die am Bette Platz genommen hatte, und setzte sich, von der Kranken ungesehen, nieder. Die Thür war nur angelehnt, und durch die Spalte beobachtete Leonhard in ängstlicher Spannung die Vorgänge drinnen. Eine Weile war es still. Dann hob sich die Kranke ein wenig empor, sah ihren Gast lächelnd an, und sagte: „Da ist sie wieder, die schöne junge Dame! Ich weiß nicht, ob ich wachte oder träumte, aber mir ist, als hätte ich Sie schon Einmal hier gesehen. Wer sind Sie, wie soll ich Sie nennen?“

Leonhards Herz schlug heftiger, als er seine Gattin so ruhig, und ohne ein Zeichen geistiger Verwirrung

sprechen hörte, und seine Hoffnung fing an sich zu beleben.

„Nennen Sie mich Ihre Schwester!“ entgegnete Florentine. „Künftig wollen wir ganz zusammen wohnen und uns schwesterlich lieben, und auch unsre Männer sollen Brüder und Freunde sein!“

„Sie sind schon glückliche Gattin?“ fragte Agnes in wehmüthigem Tone.

„Noch nicht, aber seit drei Tagen bin ich Braut. Mein Vetter Karl liebte mich seit Langem. Ich wollte das nicht erkennen, denn mein Herz war sehr thöricht und verblendet. Endlich aber habe ich seine Vortrefflichkeit eingesehen, und ihm ohne Widerstreben Herz und Hand gegeben.“

„Braut —!“ sagte Agnes still vor sich hin. „Ich war auch einst Braut. Das ist lange her. — Hören Sie mich an, Schwester!“ fuhr sie lebhaft fort. „Ich will Ihnen etwas anvertrauen. Ich bin jetzt mit mir im Klaren. Mein Mann liebt mich nicht mehr, ich will mich nicht länger sträuben, sondern mich von ihm scheiden lassen. Warum drei Leben zugleich elend machen? Das seine, das des Mädchens, dem sein Herz gehört, und — das meine. Zwar ich werde immer unglücklich sein, aber ich will ihm nicht länger zur Last fallen!“

„Ich kenne die ganze Geschichte Ihres Unglücks,“ erwiederte Florentine. „Sie irren sich, wenn Sie Ihres

Gatten Herz sich entfremdet wähnen.“ — Und nun erzählte Florentine mit Ruhe jene Ereignisse, die wir als die Ursache der Zerwürfnisse schon kennen. Agnes horchte hoch auf, faltete die Hände, und sah bald fragend die Erzählerin an, bald still vor sich nieder. — „Glauben Sie mir,“ schloß Florentine, „allein seine Liebe zu Ihnen, zu seinen Kindern hat ihn einen Fehltritt begehen lassen. Jenes Mädchen, das Sie für Ihre Nebenbuhlerin halten, ist ihm völlig gleichgültig, und sie selbst war es, die, ohne zu wissen, daß er gebunden und glücklich sei, ihn für sich gewinnen wollte. Sie ist bekehrt, seitdem sie das Geheimniß erfahren hat. Und so steht Ihrem Glücke nichts mehr im Wege, liebe Schwester, auch Sie dürfen wieder zufrieden und glücklich sein!“

Agnes schwieg eine Weile in tiefen Gedanken. „Das ist eine schöne, troſtreiche Geschichte, die Sie mir erzählen,“ sagte sie mit einem Seufzer. „Aber die schönsten Geschichten sind nicht wahr. Daran glauben möchte man so gern —! Armer Leonhard — —! Doch wie ist das?“ fuhr sie lebhafter fort: „Wie wissen Sie das Alles? Sind Sie etwa gar — jetzt geht es mir heller auf! — Sie sind die Tochter des Herrn Düring!“

Florentine ließ einen ängstlichen Blick zu dem Arzte hinüber streifen. Er nickte. — „Ja, meine Schwester,“

sagte sie dann, „ich bin Florentine Düring! Hassen Sie mich nicht! Ich war schuldig vor Ihnen, ohne es zu wissen. Leonhard war Ihnen niemals untreu, und wenn er einen Fehler begangen hat, so geschah es, — ich wiederhole es, — aus Liebe zu Ihnen und zu seinen Kindern!"

Agnes breitete die Arme aus, und schloß Florentinen, die neben ihr knieete, an das Herz. Beide hemmten ihre Thränen nicht. — Der Arzt schlich an die Thür, und winkte Leonhard. „Behutsam!" flüsterte er ihm zu. „Keine Scene! Vollkommene Ruhe!" — Leonhard kam herbei. Mit überquellendem Herzen stand er hinter Florentinen, an deren Brust Agnes ihr Gesicht verborgen hatte. Endlich sah sie auf, und erblickte ihn. „Leonhard, vergieb mir," rief sie, ihm beide Hände entgegenstreckend. Er sank von Freude überwältigt neben ihr auf die Kniee, und hielt sie umschlungen.

„Lebt wohl!" sagte endlich Florentine. „Sie werden genesen, Agnes, und dann kommt mein Vater zu Ihnen und wird Ihnen jedes meiner Worte bestätigen. Ihr zieht hinaus zu uns, und wir wollen Alle glücklich sein. An Sie, Leonhard, habe ich nur noch eine Bitte. Sein Sie ein Freund meines Bräutigams, er ist Ihnen sehr zugethan und ist ein besserer Mann, als ich ihn verdiene."

Agnes war dem Leben wieder gegeben. Sie erholte sich langsam, aber sichtbar fortscheitend. Als sie das Lager verlassen und mit erwachtem Gefühl der Gesundheit umhergehen konnte, kam Herr Düring und wiederholte zu ihrer Beruhigung die Erzählung seiner Tochter. Schon bedurfte es seiner Bestätigung nicht mehr, denn durch ihren Gatten war Agnes überzeugt worden, und fühlte sich wieder in ihrem alten, lange entbehrten Glücke.

Es kam, wie Florentine es hoffend vorausgesagt hatte. Das Düringsche Haus sah bald zwei glückliche Familien vereinigt, und die Verbindung wurde eine dauerhafte, da der Schwiegersohn des Herrn Düring, der das Geschäft später übernahm, Leonhard zu seinem Compagnon wählte.

Die Schlangenkönigin.

1.

Der alte Herr erzählt.

Alljährlich um die Sommerzeit tauchen Erinnerungen in mir auf, Jugenderinnerungen, schön und trübe zugleich, die mich mit unwiderstehlicher Macht gefangen nehmen. Es ist wie eine Mährchenwelt, was vor meiner Seele lebendig wird, wie ein uralter Zauberwald der Romantik, der mir seine Wunder erschließt. Hundert Wasserarme durchkreuzen ihn in anmuthigen Windungen, und durch die Blätterkuppeln fällt tanzendes Sonnenlicht auf die leise bewegte Fluth. Die weißen Wasserrosen duften zwischen ihren breiten Blättern, und wiegen sich nach einer alten Melodie, die aus der Ferne dringt. Aus dem Schilfe nickt die Blumenbinse mit roth blühendem Fächer, und vom Erlenzweige flattert die rankende Winde herab. Blaue Libellen und dunkle Waldschmetterlinge fliegen hinüber und herüber, die Mücken spielen und die goldene Biene summt flüchtig vorbei. Es ist still am hellen Tage, traumstill, nur die Eine

ferne Liederweise weht durch die Luft. Immer leiser und ferner klingt sie, das Wasser hört auf zu fließen, die Blumen bewegen sich nicht mehr, des Falters müde Schwinge sucht eine Blüthe, die Mücke zur Ruhe einen Grashalm. Der letzte Ton ist verklungen und mein Auge sinkt zum Schlummer nieder. Wie ich erwache, schimmert das Mondlicht durch die Zweige. Um mich her plätschert und lacht es im Wasser, ich sehe nackte Kindergestalten in reizenden Bewegungen durch die Wellen spielen. Sind es Elfen, Nixen, Kobolde? Sie haschen nach silbernen Schlangen, werfen sich dieselben zu, daß sie sich um die weißen Arme und Nacken schlingen. Da tönt von neuem die alte Melodie, aber tiefer, trauriger, ferner. Im Kahne schwebt eine blasse Mädchengestalt heran, die Elfenschaar jauchzt ihr entgegen und all die silbernen Schlangen schießen in leichtem Sprunge in ihren Kahn. Sie hat die Arme ausgestreckt, aber auf mir liegt ein Bann, ich kann mich nicht regen, und mein Haupt sinkt schwer auf Arme und Knie nieder. Einen Seufzer höre ich noch, ein schluchzendes Weinen, und wie ich mich erhebe, verlieren sich im Nebel die letzten Umrisse meines Zauberwaldes. — —

Mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in Berlin. Sein Haus lag in dem lebhaftesten Theil des alten Berlin, und hatte noch die eigenthümliche Einrichtung eines Geschäftshauses früherer Zeiten. Die

gewölbten Räume des Erdgeschoßes umschlossen große Waarenlager, ebenso das ganze speicherartige Hinterhaus. In dem ganzen obern Stockwerke hatte die Familie Platz sich auszubreiten. Leider aber sollte die Familie sehr klein bleiben. Meiner Mutter erinnere ich mich nicht mehr, sie starb vor meinem zweiten Jahre. Dagegen knüpfen sich meine liebevollsten Kindheitserinnerungen an ein anderes weibliches Wesen. Ich hatte eine wendische Amme aus dem Spreewalde. Es war eine junge Frau, die ihren Mann noch vor der Geburt ihres ersten Kindes verloren, und wieder in Dienste hatte gehn müssen. Da sie sich in dem verödeten Hause sehr anstellig und brauchbar zeigte, und ich mich an die treue Kascha wie an eine Mutter gewöhnt hatte, behielt mein Vater sie im Hause, und überließ ihr die Wirthschaft mit der Zeit fast ganz. Sie sorgte für mich mit Liebe und Aufopferung, und hegte und pflegte mich, denn ich war ein schwächliches Kind. Oft erzählte sie mir mit Sehnsucht von ihrem Knaben, so daß in mir die gleiche Regung erwachte, und ich dem Vater anlag, den kleinen Franz aus dem Spreewalde kommen zu lassen. Da ihm meine Vereinsamung längst schmerzlich gewesen sein mochte, so ging er darauf ein, und nahm den Knaben in sein Haus auf.

Ich hatte nun einen Spielkameraden, und entwickelte mich an und mit ihm schneller. Anfangs zwar sprach

er fast nur wendisch, aber bald lernte er das Deutsche geläufig, zumal da seine Mutter es sprach, während ich andererseits durch diesen Verkehr der wendischen Sprache ziemlich Herr wurde. Wir hatten dieselben Lehrer und lebten auch sonst in jeder Weise wie Brüder.

Mein Vater verheirathete sich wieder. Die Stiefmutter vernachlässigte mich nicht gerade, brachte mir aber doch keine so große Zärtlichkeit entgegen, daß sie mich der treuen Kascha hätte abspänstig machen können. Erst in späteren Jahren, als sie die Hoffnung, Kinder zu bekommen, aufgegeben hatte, entstand ein innigeres Verhältniß zwischen uns, und ich darf nicht ungesagt lassen, daß das schöne und freundschaftliche Entgegenkommen gegen den nun schon heranwachsenden Sohn durchaus von ihr und einem herzlichen Bedürfniß ausging.

Franz und ich hatten dieselben Neigungen und Eigenthümlichkeiten. Wir waren beide mehr innerlich lebende, träumerische Naturen, Poesie und Künste zogen uns über Alles an. Es war im Anfang des Jahrhunderts, Schiller stand in frischestem Andenken, Goethe noch in schönster Blüthe. Wir gaben uns der neuen idealen Welt, die diese beiden Genien erschaffen, mit ganzer Seele hin, und fanden darin in meiner Stiefmutter eine begeisterte Theilnehmerin. Indessen überkam mich, der ich bis zu meinem achtzehnten Jahre

außer Berlin noch nichts gesehen hatte, ein immer heftigerer Drang in die Welt hinaus. Und da mir Franz und Kascha oft und viel von ihrer Heimath erzählt hatten, so wurde der Spreewald das Land meiner Sehnsucht. Endlich, nachdem die Schülerjahre vorüber waren, gestattete mein Vater mir die Reise in Franzens Begleitung. Vier Wochen lang wohnte ich mit ihm bei seinem Oheim, einem einfachen Bauer, und dieser Aufenthalt, diese Wiesen, Baumdickichte und Wasserarme, erschienen meinen Neulingsaugen als das irdische Paradies. Selbst später noch, als ich die Alpen, Italien und Frankreich gesehen hatte, kehrte ich mit alter Liebe gern in den kühlen Spreewald zurück, und fand dort immer neue Schönheiten.

Seit dieser ersten Reise aber trennten sich meine und Franzens Lebenswege. Er wollte Schullehrer werden, und bezog ein Seminar, ich selbst rüstete mich zur Universität. Mein Vater sah mich nicht gern dahin abreisen; er hätte gewünscht, mich schon jetzt in sein Geschäft aufzunehmen, da es künftig auf mich übergehen sollte. Indessen vermochte er nicht dem Wunsche seines einzigen Kindes zu widerstehen, zumal da die Stiefmutter auf meiner Seite war, und ich ihm die Hoffnung keineswegs nahm, nach Vollendung meiner Studien ihm ein thätiger Gehülfe zu sein. Da ich durchaus nicht gezwungen war, mich an ein Fachstudium zu

halten, lebte ich auf mehreren Akademien ganz meinem dichterischen und künstlerischen Hange, und durfte, von der Freigebigkeit meines Vaters unterstützt, mir auf Reisen auch die Welt in größeren Kreisen betrachten. In meinem zweiundzwanzigsten Jahre kehrte ich heim, und beglückte den Vater durch den Entschluß, mich von nun an unter seiner Leitung in die Geschäftsthätigkeit einzuarbeiten. Kein halbes Jahr verging, so wurde die Freude und das Glück des Hauses noch erhöht. Ich verlobte mich mit dem liebenswürdigsten und schönsten Mädchen, dem reinsten und gütigsten Wesen, das je die Welt gesehen. Meine Wahl fand den ganzen Beifall der Eltern. In meinem dreiundzwanzigsten Jahre war ich Gatte, im vierundzwanzigsten glücklicher Vater eines Knaben.

Das Glück unseres Hauses hatte keine Grenzen, es gab bei uns nur Freudentage. Die Stiefmutter schien neu aufzuleben, sie liebte mein junges Weib wie ihre Tochter, sie pflegte meinen Knaben mit der ganzen Zärtlichkeit einer Großmutter. Denke ich an jene Zeit zurück, so ist mir, als hätten wir in einem Rausch von Wonne und Seligkeit gelebt. Es waren zwei Jahre, so erfüllt von Glück, daß sie ihren Glanz über ein ganzes, gedehntes Leben ausbreiteten. Ach, es mochte wohl des Glückes zu viel sein!

Noch hatte ich nichts, gar nichts erlebt, was irgend

wie mich hätte innerlich tiefer erschüttern können, als mich völlig Unvorbereiteten der furchtbarste Schlag traf. Mein junges, heißgeliebtes Weib starb! Ich glaubte wahnsinnig zu werden vor Schmerz. Mit einem einzigen Sturz war das ganze Gebäude meines Glückes zusammen gebrochen, ich wollte auf der verödeten Stätte nicht mehr leben. Und wie ich innerlich zerrüttet und zerrissen war, so begann auch mein Körper zu leiden. Man schickte mich in die Bäder, auf Reisen. Ich hielt es nicht aus, allein umher zu schweifen, und kehrte schon nach einem halben Jahr zu den kummervollen Räumen zurück, die mein Glück gesehen hatten. Man war liebevoll und nachsichtig gegen mich. Die Stiefmutter ging ganz in Sorge für mein Kind auf, das auf's Schönste gedieh, der Vater verlangte nichts von mir, und sann nur darauf, mich zu trösten und zu zerstreuen. Er wußte mich dahin zu bringen, daß ich mich ein wenig mit Zeichnen und Malen beschäftigte, wie ich es sonst wohl getrieben hatte, er vermittelte mir Bekanntschaften mit Künstlern, und wurde aus Liebe zu seinem Sohne ein Kunstmäcen. Besonders zog er jüngere Maler in's Haus, damit ich durch ihren Umgang dem Leben wieder gewonnen würde. Ich ließ mit mir anstellen, was man wollte, mein Herz war nicht bei der Kunst noch bei den Menschen, und in das Innere meiner Brust fiel kein Funken des Trostes. Zu

heiß hatte ich geliebt, zu tief war der Riß durch mein ganzes Wesen.

Franz hatte inzwischen eine Stelle als Lehrer erhalten, und zwar in seinem heimathlichen Spreewalde, in dem Dorfe Leipe. Die treue Kascha war ihrem Sohne gefolgt, und führte ihm das Hauswesen. Da schrieb er mir, wie er oft gethan hatte, und bat mich zu ihm zu kommen, um bei ihm meinen Kummer zu zerstreuen. Das letztere hoffte ich zwar nicht, doch ging ich auf seinen Vorschlag ein, denn ich war ruhelos im Hause, und das bunte Leben, mit dem mein Vater mich umgab, beängstigte mich eher, als daß es mich vergessen gelehrt hätte.

Aber ich sollte nicht allein reisen. — Zu den Künstlern, die in unserem Hause aus und ein gingen, gehörte auch ein junger Maler, den ich nur bei seinem Vornamen Victor nennen will. Er hatte damals noch kein größeres Werk von Bedeutung geschaffen, aber seine reichlichen Skizzen und Studien zeigten ein liebenswürdiges Talent. Mein Vater, der ihm ganz besonders gewogen war, kaufte ganze Mappen voll von seinen kleinen Zeichnungen, und zeigte sich ihm als einen freigebigen Gönner. Es war jedoch vielleicht weniger sein Talent, als seine Persönlichkeit, die ihn in unserem Hause so beliebt machte. Victor war von angenehmer Erscheinung, hatte den liebenswürdigsten Umgangston,

und wußte sich in jeder Gesellschaft zu bewegen. Geist-voll, lebhaft, immer zum Scherzen aufgelegt, schien er den Meinigen vor Allen geeignet, mich aus meinem Hinbrüten heraus zu reißen. Man sah ihm viel nach. Er war eine derb sinnliche Natur, oft bis zur Frivolität. Es fehlte ihm an Bildung, hauptsächlich an Bildung des Gefühls, er hatte keine Tiefe, leichter Genuß war das Element, in dem er lebte und das ihn an einem ernsteren Streben hinderte. Er wußte mich zu unterhalten, und so sehr er mich oft verstimmte, doch wieder zu fesseln. Ich war damals in einem Zustande, in welchem die Außenwelt wirklich nur wie Schatten an mir vorüber ging; weder eine Verstimmung noch eine Anregung drang durch die Oberfläche meines Wesens. So ließ ich ihn gelten, und verhielt mich, trotz seines freundschaftlichen Entgegenkommens, weder annähernd noch ablehnend gegen ihn.

Victor nun war es, der sich erbot, mich in den Spreewald zu begleiten. Ich merkte wohl, daß er im Auftrage meines Vaters handelte, und so wenig mir dießmal seine Gesellschaft erwünscht war, so gab ich den stillen Wünschen der Meinigen doch nach, und nahm seine Begleitung an. Der Wagen meines Vaters, vollgepackt mit Vorräthen für Kascha, empfing uns, und führte uns zum Halleschen Thor hinaus. Vierzehn Meilen im Sommerstaube des märkischen Sandes, im

glühenden Dunste halb verdorrter Föhrenwälder, waren zu überwinden. Doch es kamen die Seen von Neuhof, es kamen frische Wiesen, Dörfer und Städtchen, von Laubwald umgeben, die Ebene wurde immer grüner und lachender. Endlich, es war um die Mittagszeit, langten wir in dem Städtchen Lübbenau, dem Ausgangspunkte des Spreewaldes, an.

2.

Ein Sommernachtstraum im Spreewalde.

Und nun öffne dich doch noch einmal vor meiner Erinnerung, du kühles Wipfelgezelt, und nimm mich in dein grünes Labyrinth auf! Leicht und wie vom Winde getragen gleitet der Kahn mitten in das Erlendickicht, das mit schlanken Stämmen aus dem feuchten Grunde aufsteigt. Mit unzähligen schweifenden Wasserarmen und selbstgeschaffenen Kanälen hat die Spree einen Flächenraum von vier Quadratmeilen zu ihrem Eigenthum gemacht, und Wald und Wiesen zu einem Inselreich gestaltet. Um den Boden zu entwässern, grub die Hand der Menschen immer neue Kanäle unter den grünen Laubwölbungen, verband die breiteren Wasserstraßen durch schmälere mit einander, und zog so ein Netz von Wegen durch den Wald, die den schlanken Kahn zu dem einzigen Verkehrsmittel der Gegend machen.

Es ist ein Waldvenedig, und Alles erinnert hier an die eigenthümlichen Züge der Lagunenstadt. Wie die Bäume am Ufer sich unmittelbar aus dem Wasser empor heben, so zum Theil auch die Häuser. Jedes Gehöft liegt, malerisch von Baumwuchs umgeben, auf seiner eigenen Insel. Wo sich der Sonne ein freier Durchblick bietet, da berankt Weinlaub die Wände, bis hoch zu dem grauen Strohdach hinauf. Bunte Blumen blühen in Fülle in den sorgsam gepflegten Gärtchen, Netze und Fischkasten deuten auf reiche Ausbeute in den Kanälen. Frauen und Mädchen sind vor der Thür geschäftig und zeigen eine noch unbeirrte, farbenprächtige Nationaltracht. Das brennende Roth ihrer Kleider, das Blau und Weiß ihrer Tücher und Hauben glänzt lachend zwischen dem Grün der Bäume hervor. Spielende Kindergruppen sitzen, eben so bunt gekleidet, auf den Wurzeln der Bäume, oder in den zwischen dem Schilf angebundenen Kähnen. Wer das Haus verlassen will, muß den Nachen besteigen. Wie der Gondolier in Venedig, steht hier der Einzelne aufrecht in seinem schmalen Gefährt, und stößt es mit der Ruderstange fort.

Du siehst eine schlanke Mädchengestalt mit rothem Kopftuch über die Wiese kommen; sie scheint zu schweben, denn du bemerkst nicht die Bewegung ihrer Füße. Da wendet sich ihr Weg, und aus einem Kanal tritt sie im Kahne in das breitere Wasser herein, und gleitet

dir langsam entgegen — ein reizendes Bild im grünen Waldesrahmen! Und neue Dörfer steigen zwischen Erlen und Eichen aus der beschatteten dunkeln Fluth auf. Du siehst hoch hinauf geführte Brücken, zwar von der einfachsten Bauart, aber in ihrer Weise doch auch wieder an die mächtige Stadt der Kanäle erinnernd. Vier Stangen stehen in der Mitte, und tragen ein paar Bretter, während zu beiden Seiten andere, statt der Stufen nur mit Latten benagelt, zum niedrigen Ufer sich hinab senken. Und während du noch nach dem Grunde dieser luftigen Form des Uebergangs fragst, kommt die Antwort dir schon entgegen geschwommen. Ein Kahn, hoch mit Heu beladen, nähert sich aus der Ferne, und bewegt sich unbehindert unter dem leichten Gerüste fort. Es ist still, feierlich still in dem ganzen Wasser- und Baumrevier. Du hörst kein Geräusch von Pferden und Wagen, nur ab und zu einen Ruderschlag oder den Ruf eines einsamen Vogels. Es gibt hier keinen Acker für Pflug und Egge, es gibt nur Gartenland und Waldwiesen, und jede Ernte führt der Kahn in die Scheuern.

Mir ward leichter um's Herz, als ich nach dem heißen Tage unter den kühlen Wölbungen der Erlen dahin fuhr. War dieß doch einst das Paradies meiner Jugend gewesen, wo ich zum erstenmal die goldene Lust der Jünglingsfreiheit gefühlt. Unser Gepäck hatten wir

für's erste im Gasthofe zu Lübbenau gelassen und sogleich einen Kahn bestiegen. Ich glaubte von früherer Zeit her die Wege genau zu kennen, und so lehnte ich den Führer ab und ruderte meinen Gefährten allein in den Wald hinein. Doch vermied ich den großen Spreearm, welcher direkt nach Leipe, dem Wohnort Franzens, führte. Ich wollte dem Maler zuerst die reizenden Bilder des Dorfes Leede zeigen.

Bald war es erreicht. Victor gerieth außer sich vor Entzücken. Die umrankten, von Blumen umblühten Häuschen und Gehöfte, still, behaglich und lauschig im Grünen, die hoch empor strebenden Bäume, die bunten Gewänder, der Verkehr auf den leichten Kähnen, alles war ihm neu und unerwartet. Bei jeder Wendung ein anderes Bild, ein neuer Blick in einen Kanal, auf hölzerne Gebäude, wie von Künstlerhand malerisch zusammengestellt, auf Kindergruppen und blonde Mädchengestalten bei der Arbeit in Hof und Garten. Das Auge weiß nicht, wo es hinsehen soll, so reich ist die Mannigfaltigkeit, so einzig die Zusammenstellung und Verschmelzung von Dorf, Wald und Wasser in der Landschaft. Wüßtet ihr nur, was ihr hier lernen könntet, ihr Maler! Ihr müßt den Schnee der Alpen, ihr müßt die Wunder des fernen Südens sehen — nun wohl, ihr müßt, aber ihr verschmäht oder wißt nicht, welch ein Reichthum für euren Griffel hier in nächster Nähe

liegt. Ihr braucht nur abzuschreiben und das Bild ist fertig. Aber freilich, was hundert Meilen weit entfernt liegt, wird immer als das Schönere und Ersehnenswerthere gelten, und der Mensch vergißt, daß er das Gute so nahe hat. Erst wer in der Fremde Großes und viel gesehen hat, kehrt mit geläutertem Auge zur bescheideneren Heimath zurück. Bildung macht wohlwollend und anerkennend, wie im Leben so in der künstlerischen Naturbetrachtung. Für sie bedarf es nicht des Apparates gewaltiger Erscheinungen. Was aus einfachen Mitteln sich harmonisch zum Ganzen verbindet, gilt ihr eben so viel als das, was die Natur in großen, erhabenen Zügen dichtet. Das Vergleichen ist die beliebteste und doch unglücklichste Kritik des Laien, oder gedankenlosen Halbgebildeten. Bringt nur die Reinheit des Gemüthes mit und die unentweihte Genußfähigkeit für das Schöne, und ihr werdet, wenn ihr schon das Große und Erhabene kennt, auch an der einfachen Anmuth noch eine Fülle der Freude finden.

Stunden waren uns im träumerischen Hingleiten vergangen. Wir hatten sie nicht gezählt, ganz dem Eindruck dieser erquickenden Waldesruhe hingegeben. Selbst Victor war still geworden, lag ausgestreckt im Kahne und ließ die Hand im Wasser spielen, oder nach einer schwimmenden Blume haschen. Immer einsamer wurde es, kein Nachen begegnete uns mehr, die Dämmerung

webte schon einen dichten Flor um uns her. Es mußte schwül im freien Felde sein, denn wenn wir zuweilen aus den Bäumen heraus, und durch eine freiere Lichtung glitten, wehten uns warme Luftwellen entgegen. Schon hob sich über der Wiese die große rothe Mondesscheibe empor, und als wir von neuem in das Dickicht einfuhren, war tiefe Nacht um uns her.

Ich hatte inzwischen erkennen müssen, daß ich vollkommen verirrt war, und sah voraus, daß wenn der Zufall uns nicht Hülfe schickte, wir noch Stunden lang, möglicherweise die ganze Nacht mit unserem Kahne umherkreuzen könnten. Mein Begleiter nahm diese Besorgniß indessen mit größerer Ruhe auf, als ich befürchtete. „Was thut's?“ rief er, „kann man zu Nacht besser eingewiegt schlafen? Und wenn Elfen und Kobolde erscheinen, uns zu necken, so soll mir die neue Bekanntschaft willkommen sein!“

Ein helles Wetterleuchten und fernes Gewitterdröhnen gab eine drohende Antwort auf seine Herausforderung. Und schweigend fuhren wir weiter. Ich überließ mich ganz den Windungen des Wassers. Keine Richtung war mehr zu erkennen. Auf dem Grunde und zwischen den Stämmen dichte Finsterniß, nur oben in den Wipfeln spielte das Mondlicht. Da erblickte ich seitwärts in der Entfernung einen Schimmer. Ein Kanal führte in gerader Linie rechts ab zu einem größeren Wasserbecken,

auf dem der volle Mondschein lag. Der Kanal war so eng und seicht, daß ich den Kahn nur mit Mühe zwischen dem hohen Schilf hindurcharbeitete.

Noch hatten wir die lichte Stelle nicht erreicht, als wir lachende, jauchzende Kinderstimmen und lebhaftes Geplätscher im Wasser vernahmen. Wir kommen an ein Ziel! dachte ich, und strengte meine Arme an. Aber noch ehe ich den Ort des lebendigen Geräusches erreicht hatte, erblickte ich, aufrecht stehend und über das Schilf hinaus sehend, ein so überraschendes Bild, daß ich die Ruderstange sinken ließ.

„Was gibts?" rief Victor, indem er sich erhob. Ich hieß ihn schweigen und deutete nach dem Wasser. Sein lautes Ha! des Erstaunens wurde von dem Geräusch im Wasser und den hellen Kinderstimmen übertäubt. Ich beschwor ihn, ruhig zu sein und das reizende Bild nicht zu stören. So zwängte ich den Kahn bis in den Schilfkranz des Wasserbeckens, und von Dunkel und Röhricht versteckt, beobachteten wir die lieblichste Scene eines Elfenmärchens.

In der hellen Wasserfläche plätscherte ein Dutzend nackter Kindergestalten umher. Ihre Arme und Nacken glänzten im Mondschein, und die Sprühwellen, mit denen sie sich jubelnd besprützten, schimmerten wie ein Diamantenregen. Und in der Mitte dieses ausgelassenen Chors saß im Kahn eine Mädchengestalt. Das volle

Mondlicht fiel auf ihr Gesicht. Sie hatte nur das rothe Kopftuch abgeworfen, und das blonde Haar hing ihr aufgelöst um die Schultern. Eifrig flocht sie an einem Kranze von weißen Seerosen, die die Kinder ihr vom Ufer brachten. Bald näherte sich ihr ein muthwilliger Knabe, aber anstatt ihr die Blume zu reichen, warf er ihr den schweren, nassen Kelch in's Gesicht. Strafend suchte sie ihn mit dem langen Blüthenstengel zu treffen. Aber der lustige Kobold überschlug sich ausweichend im Wasser, und riß andere mit sich herum, daß es bei jauchzendem Schreien eine Weile dauerte, ehe sich Glieder und Gestalten aus dem funkelnden Schaum entwirrten. Dann wieder kam ein Nixlein zum Vorschein — man sah das goldene Haar lang hinter ihr her schwimmen — das führte ein noch kleineres, kaum dreijähriges. Es prustete und geberdete sich ein wenig ängstlich, bald aber lachte es in den schützenden Armen seines Schwesterchens, das neben ihm kauerte, und klatschte mit den kleinen Händen auf das flimmernde Wasser. Es war ein Lachen, Springen und Tanzen, eine Bewegung in dem feuchten Elemente, daß die herumgeworfenen Wellenkreise an unserem versteckten Nachen hoch aufsprangen.

Jetzt setzte das schöne Mädchen im Kahne ihren fertigen Kranz auf und bog sich über, um ihr Bild im Wasser zu betrachten. Aber der Spiegel war durch die

Bewegung unterbrochen. Da erhob sie sich und klatschte in die Hände. Plötzlich rief eine Stimme aus dem hüpfenden Chor: „Schlangenkönigin! Schlangenkönigin!“ Und: Schlangenkönigin! tönte es mit Jubel und Händeklatschen aus allen Kehlen. Diese Huldigung schien ihr zu gefallen. Schnell hob sie sich empor, streckte die Arme aus, und rief mit lachendem Gesicht:

„Schlangenkönig im tiefen Grund,
Hab' deine Kinder gepflegt allstund,
Hab' sie genährt drei Jahre schon,
Sage, was giebst du mir zum Lohn?
Sage, wo liegt dein goldner Schatz?
Komm herauf, und zeig mir den Platz.
Schlangenkönig, herauf!“

Da leuchtete das Wetter heftiger auf, und näher grollte schon der Donner. Die Schlangenkönigin schien zu erschrecken. „Nach Hause!“ rief sie. „Nach Hause!“ Die kleine, nackte Koboldschaar sprang an's Ufer, das Mädchen ergriff das Ruder und stieß den Kahn um eine schilfige Ecke, und im Nu war das ganze Gebilde unseres Sommernachtstraums zerstoben. Mir erschien es wie die Vision eines goldenen Zeitalters, ein flüchtiges Geschenk der Poesie, voll Unschuld und Liebenswürdigkeit. Aber die lebhaftere Natur meines Gefährten lehrte mich wohl an die Wirklichkeit glauben. Er hatte von

dem Ganzen nur die Schlangenkönigin in's Auge gefaßt, und sah in ihr nicht mehr als eine irdische Schönheit. Ich bat und beschwor ihn, ruhig zu bleiben, ich mußte ihn fest halten, daß er nicht in's Wasser fiel, so bog er sich über, so war er ganz benommen und bezaubert.

Jetzt riß er mir die Stange aus der Hand, um der Erscheinung des reizenden Mädchens schneller zu folgen. Aber unser Kahn war in Röhricht und Schlamm so fest gefahren, daß es, trotz vereinter Anstrengungen, nicht möglich war, ihn von der Stelle zu bringen. Eine Viertelstunde verging, Victors Ungeduld stieg auf's Höchste, und schon trat ein abgerissenes Wolkenstück vor den Mond, ein finsterer Vorposten des heraufziehenden Gewitters. Endlich mußten wir uns entschließen, in's Wasser zu steigen, und unser Fahrzeug aus dem Grund heraus zu ziehen und zu heben. So wurden wir wieder flott, durchschnitten im Fluge den wieder glatten Wasserspiegel, und folgten der Richtung, den die Schlangenkönigin mit ihrem Gefolge eingeschlagen hatte. Aber in fernster Ferne verhallte schon das Lachen und Rufen. Mehrere Kanalwindungen durchschnitten sich hier und wir schwammen rathlos am Kreuzwege. Ein Windstoß fuhr durch die Bäume, machte die Wipfel aufrauschen, das Schilf schwirren, und die Wellen an's Ufer klatschen. Das Gewitter war da. —

3.

Die Hexenküche.

In großen Tropfen prasselte der Regen nieder, und wild und geräuschvoll schüttelte sich der ganze Wald. Finsterniß lag um uns her, und dennoch ruderte ich mit angestrengten Armen, ich wußte nicht wohin. Blitz und Schlag folgten auf einander, der Kahn stand voll Wasser, wir mußten daran denken, an's Ufer zu steigen. Da fuhr im Zickzack ein züngelnder Strahl durch die Luft. Gleich darauf ein Krachen, der Sturz eines Körpers in's Wasser, daß die zurückgepeitschte Fluth uns über Kopf und Nacken strömte, und der Kahn dem Umschlagen nahe war. Der Blitz hatte den Ast einer Eiche abgerissen, dessen äußerste Zweige sich vor uns in den Kanal warfen. Der Weg war versperrt, wenn noch von einem Wege die Rede sein konnte. Victor hatte in dieser furchtbaren Gewitternacht längst seine Herausforderung an die Kobolde bereut. Ich stieß den Kahn zurück, und während ich mich umsah, gewahrte ich durch das Dunkel einen röthlichen Schein.

„Das sind helle Fenster!" rief Victor, und mit erneuter Hoffnung schob ich uns am Ufer entlang. In der That näherten wir uns dem Lichte. Ich fühlte mit dem Ruder, daß sich hier wiederum ein Seitenkanal abzweigte. Er war nicht breiter als ein Graben, doch

führte er uns nach einiger Zeit wirklich zu einer menschlichen Wohnung. Mit erleichtertem Herzen tappten wir uns an das vom Regen schlüpfrige Ufer bis zum Hause und pochten. Eine Weibergestalt, die wir nur aus den Umrissen erkannten, öffnete eine Spalte des Fensters und fragte im Tone höchsten Erstaunens, wer noch so spät klopfe. Sie hatte wendisch gesprochen, und so bediente ich mich derselben Sprache, so gut es ging, um ihr in ein paar Worten unsere Lage auseinander zu setzen. Sie wandte sich um und befahl zu öffnen. Wir wurden eingelassen.

Ein rauchgeschwärzter Raum, welcher Küche und Zimmer zugleich vorstellte, empfing uns. Auf dem Herde brannte ein helles Feuer, dessen Wärme uns bis auf die Haut Durchnäßten sehr zu statten kam. Die Bewohner schienen über unsern Besuch nicht wenig verwundert, lachten aber laut auf, als ich erzählte, ich hätte die Wege allein finden zu können geglaubt. Ich bat, man möchte uns zu Nacht ein Unterkommen gönnen. Die Alte schien keine Lust zu haben, darauf einzugehen, und es blieb unentschieden, was in dieser Nacht aus uns werden sollte. Indessen zogen wir zwei Stühle an den Herd, um unsere Kleider, die wir, bis auf den Rock, freilich auf dem Leibe behalten mußten, zu trocknen. Die Frau ließ sich endlich bereit finden, uns eine Brodsuppe zu kochen, das Einzige, was sie uns noch bieten

zu können behauptete. Sie unterhielt sich dabei mit dem anwesenden Manne in einer Sprache, die ich nicht verstand. Wendisch war es nicht, wiewohl ich das slavische Idiom heraus erkannte.

„Wir sind hier unter Zigeunern und Kosacken,“ flüsterte mir Victor zu. „Ich gestehe dir, mir ist es hier fast eben so unheimlich wie draußen in Sturm und Regen.“ — Die beiden Gestalten, welche sich um uns her bewegten, waren allerdings fremdartig genug anzusehen. Die Alte, mager und hochgewachsen, zeigte in ihrem braunen Gesicht den unverkennbaren Typus des Zigeunervolks. Sie hatte ein rothes Tuch um den Kopf geschlungen, unter dem das graue Haar unordentlich hervor hing. Ueber dem ebenfalls rothen und zerlumpten wollenen Rock trug sie eine Jacke von unbestimmter Farbe. Sie nahm in ihren Worten und Geberden dem Manne gegenüber eine durchaus übergeordnete Stellung ein. Er war viel jünger, vielleicht kaum dreißig alt, dabei von sehr kleiner Gestalt und an einem Fuße hinkend; das Haar schwarz und lang, die Züge stumpf, doch nicht ohne einen verschmitzten Ausdruck. Von der Oberlippe hing ihm ein langer Schnurrbart herab. Es war ein Kosackengesicht, wie ich deren in den Kriegsjahren, in welche meine Knabenzeit fiel, genug in Berlin gesehen hatte. Die Alte rief ihn bei dem Namen Sardok.

Dieses sonderbare Paar war in der That nicht geeignet, besonderes Vertrauen zu erwecken, eben so wenig als seine Umgebung ein behagliches Aussehen hatte. Von den Wänden des aus Bohlen gebauten Hauses war der Bewurf längst herab gefallen. Man sah die geschwärzten Balken, und an den Nägeln überall die wunderlichsten Dinge aufgehängt; unzählige trockene Kräuterbündel in langen Reihen, die ein Gemisch von starken Gerüchen verbreiteten, dazwischen Katzenfelle, an Schnüren aufgereihte Pilze, und große und kleine Säckchen mit unbekanntem Inhalt. Es war eine fürchterliche Luft im Zimmer, schwül, dunstig, fast erstickend. Und draußen goß der Regen an die Fenster, strömte es mit immer heftigerem Geräusch durch die Blätter, und Blitz und furchtbares Krachen jagten sich in ununterbrochener Folge.

Wir sprachen wenig mit unsern Wirthen, da sie selbst sich äußerst einsylbig zeigten. Unsere Aussage, daß wir den Schullehrer in Leipe besuchen wollten, schien mit Mißtrauen aufgenommen zu werden. Fremde, noch heutzutage nichts Gewöhnliches in dieser Gegend, mochten dazumal mit um so größerer Verwunderung betrachtet werden, zumal in diesem Hause. — Endlich war unsere Suppe bereit. Die Alte schüttete sie in zwei irdene Teller, und wir setzten uns zu unserem Mahle. Noch aber hatte Victor den Löffel nicht zum

Munde geführt, als er mit einem Schrei vom Schemel auffuhr, und krampfhaft etwas abzuschütteln suchte. Eine kleine Schlange hing an seinem Arme, und wickelte sich um das Handgelenk. Mit Entsetzen riß er sie ab, und schleuderte sie von sich. „Weg aus dieser Höhle!“ rief er. „Ich bleibe nicht länger. Möchten doch Mäuse, Ratten, alles Ungeziefer der Welt hier sein, ich wollte es nicht achten, nur nicht Schlangen, das Entsetzlichste, was es für mich gibt! Komm! Hinaus!“ — Schon hatte er die Thür in der Hand, als ein Wetterschlag, der ganz in der Nähe getroffen haben mußte, uns sagte, daß es draußen schlimmer sei, als in diesem Raume. Ich überredete ihn, sich zu beruhigen. Jetzt aber stand die Alte mit geballter Faust vor ihm und überschüttete ihn mit einem Strom von Flüchen. Und zwar, zu unserer Ueberraschung, deutsch, denn wir sollten sie verstehen. „Du hast mein bestes Thier getödtet!“ schloß sie; „dafür sollst du büßen!“ Eilig fuhr sie in die Ecke, fand die Schlange, welche keineswegs todt war, und verbarg ihren Liebling im Busentuche. Der Kosack hinkte indessen zu uns heran, und sagte begütigend: „Schlange nicht beißen! Keine Furcht haben. Alte Zarna wieder gut sein. Schlechtes Wetter draußen, müssen Herrn hier bleiben. Essen Ihre Suppe, und nicht fürchten!“ — Ich entschuldigte meinen Freund mit seinem Widerwillen gegen Schlangen, und darauf schien es das

Gerathenste, den Platz wieder einzunehmen, und Sardoks Aufforderung zu folgen.

Die Alte hatte inzwischen ein wenig Suppe in einen Napf gethan, und diesen auf den Fußboden mitten in's Zimmer gesetzt. Schweigend, aber mit grollenden Blicken, saß sie auf der Ofenbank und beobachtete uns. Nach einer Weile begann sie mit einem unangenehmen Lachen: „Feiner Herr, das! Fürchtet sich vor einem glatten Thierchen! Haha! Hab' mehr davon, und will ihm eine Freude machen!“ — Darauf begann sie zischende und pfeifende Töne vor sich hin zu wispern, und aus allen Ecken des Raums, selbst unter unsern Füßen her, ringelten sich graue, schillernde Schlangen hervor, kleine und größere, einige davon wohl drei Fuß lang. Suchend huschten sie am Boden herum, bis sie den Napf fanden und hastig mit den Köpfen hinein fuhren, um den Inhalt zu leeren. Die Alte sah ihnen, mit Armen und Brust auf die Knie gelehnt, zu, rief sie in ihrer fremden Sprache liebkosend an, und ihre Augen glänzten von Antheil und Schadenfreude.

Victor war längst wieder aufgesprungen, und hielt mich krampfhaft am Arm fest. Er schwieg, war aber in seiner Idiosynkrasie gegen dieses Gethier, von der ich bisher nichts gewußt hatte, halb außer sich gebracht. Ich selbst theilte sie nicht, auch wußte ich von meinem früheren Aufenthalte her, daß diese Wasserschlangen

durchaus unschädlich seien. Doch hatte ich deren nie in solcher Anzahl gesehen, und fühlte, daß die unbehagliche Scheu vor dieser sich ringelnden, kühlen Brut, der Masse gegenüber, auch bei mir erwachte.

Während Sardok in seinem gebrochenen Deutsch fortwährend versicherte, daß die Thiere uns nichts zu Leide thun würden, trat ich zu der Alten, warf ihr einen Thaler in den Schooß, und sagte auf wendisch: „Zarna, befreie uns von deinen Schlangen! Ich glaube, du bist viel besser, als du dich giebst, und kannst auch freundlich sein. Wir haben uns zu dir verirrt, und so laß uns bis morgen früh deine Gäste sein.“ Die Alte nahm das Geldstück hastig in die Hand, sah mich groß an, und dann wieder den Thaler. Sie warf ihn auf die Bank, als ob sie am Klange prüfen wollte, ob er nicht falsch sei. Befriedigt steckte sie ihn in die Tasche und ihr Wesen war plötzlich verändert. — „Bist ein braver Junge!“ rief sie, indem sie mir auf die Schulter klopfte. Mit ein paar zischelnden Lauten jagte sie die ganze Schlangengesellschaft aus einander, daß sie wieder in alle Ecken verschwanden. Beinahe hätte ich aufgelacht, als ich meinen Gefährten auf den Schemel und dann auf den Tisch springen sah, da er den allgemeinen Aufbruch des Geziefers für einen neuen Angriff ansah. Erleichtert stieg er jetzt herab. Die Alte faßte ihn bei der Schulter. „Sei ohne Furcht, mein Sohn,“ sagte

sie, „ich will dich nicht mehr plagen. Sardok soll euch sein Bett abtreten, da mögt ihr ruhig schlafen."

Das letztere lehnten wir ab, und baten nur, das Feuer auf dem Herd unterhalten zu dürfen. Die Alte verließ uns, Sardok warf sich auf sein Lager, das sich in demselben Zimmer mit uns befand, und bald schlief er. Wir waren in dieser fremden, unheimlichen Umgebung unter uns. Ich legte mich, da ich sehr ermüdet war, auf die Ofenbank, während Victor erklärte, er werde die ganze Nacht nicht schlafen. Aber trotz meiner Mattigkeit wollte der Schlaf nicht kommen. Wenn ich die Augen öffnete, sah ich meinen Gefährten, der zur Beruhigung eine Cigarre angezündet hatte, auf dem Stuhle am Feuer sitzen. Bei jedem Knistern, und es knisterte wirklich sehr viel im Zimmer, sah er sich scheu um, und legte ein neues Scheit auf den Herd. Endlich verschwamm mir sein Bild, und ich schlief ein.

Als ich erwachte, verglommen noch die letzten Kohlen. Es war halb dunkel im Zimmer, aber draußen sah ich hoch durch die Wipfel das Morgengold blitzen. Victor saß noch immer vor dem Herde, aber der Kopf war auf die Brust gesunken; er schlief in einer Stellung, die ihn bei der nächsten Bewegung zu Boden werfen mußte. Ich faßte ihn am Arme. Erschreckt fuhr er vom Schlafe auf. „Gott sei Dank!" rief er, „es ist Morgen! Ich glaube, vor einer Stunde wachte ich noch! Sind auch

keine Schlangen mehr da?" Sardok, durch unser Reden erweckt, erhob sich vom Lager, und lachte uns grinsend und halb verschlafen an. Er hinkte zum Herde, und erweckte das Feuer durch trockenes Reisig. Zarna trat ein. — „Ho! das nenn' ich muntere Jungen!" rief sie. „Nun sollt ihr was Besseres haben, als gestern, und hernach mag Sardok euch auf den Weg bringen."

Die Aussicht auf ein warmes Frühstück war uns sehr willkommen, denn wir fühlten uns von der ungewohnten Nacht und der Morgenkühle durchschauert. Trotz dem glühten mir die Augen, und wir gingen hinaus, um das Gesicht mit dem Wasser des Grabens anzufrischen. Jetzt erst sahen wir, wo wir uns befanden. Ein wahrer Urwald umgab das schwarze, gebrechliche Blockhaus. Die Außenwand desselben war mit wuchernden braunen Schwämmen übersät, der sumpfige Boden ließ den wilden Schierling in dichten Massen aufschießen, daß seine Blüthendolden bis an das Strohdach reichten. Aus hohem wilden Gestrüpp sahen rothe Fingerhutblüthen mit langem Halse zum Lichte hinauf. Die Bäume standen so dicht beisammen, daß man den Himmel nicht sehen konnte. Wir waren in ein Waldversteck gerathen, wie man es dunkler und verborgener nicht finden konnte.

Sardok schaufelte inzwischen das Wasser aus unserem Kahn, und legte eine zerlumpte wollene Decke über

die Bretter. Bald darauf rief uns Zarna zum Frühstück. Eine Mehlsuppe dampfte uns entgegen, nebst gesottenen Eiern; frischer Speck und schwarzes Brod lagen dabei. Es galt einige Ueberwindung, denn das Geschirr, der Tisch und die Wirthin selbst sahen keineswegs sauber aus. Dießmal berichtigte Victor die Zeche. Sie war über Erwarten reichlich, und die Alte schien sehr zufrieden. Sie begleitete uns bis an den Kahn. „Wenn die Leute hören werden," rief sie, „daß ihr bei der alten Zarna wart — die werden Augen machen, und euch von mir erzählen! Was mach' ich mir daraus? Können doch nicht ohne mich leben! Wenn ich euch dienen kann, seht euch nur um nach mir. Der da —" sie sah mich von der Seite an — „der da ist blaß, und hat was Schweres auf dem Herzen! Aber du hast rothe Backen," wandte sie sich an Victor, „und magst was Schönes gern. Kannst meine Hülfe wohl noch brauchen."

Sie klopfte ihm zudringlich auf die Schultern, und lachte in sich hinein. Wir trieben Sardok zur Eile an, denn ihre Vertraulichkeit erschien uns beiden noch unheimlicher als ihre Feindschaft. Als wir endlich aus dem engen Graben in einen breiten, schön gewundenen Kanal einfuhren, den blauen Himmel über uns sahen und die Strahlen der Morgensonne spürten, da erst fühlten wir uns erleichtert, und begannen die Abenteuer der Nacht durchzusprechen.

4.

Die Kindtaufe.

Die flüchtige Erscheinung des schönen Mädchens im Kahne, die uns zu Nacht so spurlos entschwunden war, trat bald in den Vordergrund unseres Gespräches. Ich neckte Victor, indem ich meinte, daß sie nur in ihrer Qualität als „Schlangenkönigin" habe Eindruck auf ihn machen können. Er stutzte. Jetzt, da er eine nähere Bekanntschaft mit wirklichen Schlangen, den ihm widerwärtigsten Geschöpfen, gemacht hatte, fiel der Titel, den die Kinder dem Mädchen gegeben hatten, so wie ihre Herausforderung an den Schlangenkönig ihm schwerer auf's Herz. Ich ließ ihn seine Vermuthungen über alte Zigeunerinnen, Schlangen und schöne Spreemädchen anstellen, und beobachtete inzwischen unsern Kahnführer. Victor saß mit dem Rücken gegen ihn, während ich dem Kosacken das Gesicht zuwendete. Und so bemerkte ich denn, daß er aufmerksam auf unser Gespräch geworden war. So oft der Name Schlangenkönigin genannt wurde, lag sein Blick lauernd auf Victor, ja ich glaubte einen immer wachsenden Ingrimm in demselben zu lesen. Es war unverkennbar, daß auch Sardok seine Vermuthungen anstellte, und einen Grund zum Argwohn gegen uns zu haben glaubte. Es hätte nahe gelegen, ihn nach

der Schlangenkönigin zu fragen, indessen suchte ich das Gespräch auf andere Dinge zu bringen, da mir Victors Interesse als ein eingebildetes erschien. Ich kannte seine Leichtfertigkeit, und wünschte ihm Unannehmlichkeiten zu ersparen.

Zwei Stunden hatten wir zurückgelegt, der Wald war lichter geworden, und schon fuhren wir durch einen Verbindungskanal zwischen Wiesen dem eigentlichen Flußbett der Spree entgegen. Ich habe zu sagen vergessen, daß wir nicht nach Leipe, sondern nach Lübbenau zurück steuerten. Es war Sonntag, und da Leipe keine Kirche hat und die ganze Gemeinde die Predigt in Lübbenau besucht, so sah ich voraus, daß wir auch den Schullehrer daselbst eher finden würden, als in seinem Wohnorte. Schon hörten wir die Glocken läuten. Feierlich klangen sie durch die weite Stille. Der Thau hing an dem üppigen Graswuchs der Wiesen, der Wald verschwamm in der Entfernung im blauen Morgendufte. Nähere Baumgruppen hoben sich in saftigster Frische hervor, oder zeichneten sich, vor die Sonne tretend, in dunkeln Umrissen ab.

Da erscholl ein hellstimmiger Chorgesang. Es war ein religiöses Lied mit innig schöner Melodie. Und als wir aus den hohen Grasufern des Verbindungskanals jetzt in den Fluß einbogen, kam uns auf unzähligen Kähnen die Kirchenwallfahrt der Gemeinde entgegen-

geschwommen. Voran der Lehrer mit den singenden Schulkindern; dann in größeren Kähnen alte Frauen, Männer und Kinder; Gruppen von jungen Mädchen, die sich zusammen gethan hatten, geführt von einem schlanken Burschen, der, stolz im Fahrzeug aufrecht stehend, den Nachen dahin gleiten ließ. Kleine schmale Kähnchen umkreisten sie im Wetteifer, oder machten das Gefolge der größeren. Bald war es eine kühne, geputzte Dirne, die allein auf ihrer Nußschale daher schwamm, bald ein Bursche, der von Nachen zu Nachen schoß, und den Mädchen lustige Worte zurief. Sie schlugen die Augen auf das Gesangbuch nieder, denn sie waren ja auf der Kirchfahrt. Unabsehbar schien der Zug in seiner mannigfaltigen Farbenpracht. Die weißen Haubenkrausen der Frauen, die sich breit und gesteift von den Schläfen herab um das Kinn zogen, die bunten Kopftücher, die rothen, grünen und blauen Röcke, die hundert Gestalten in ihren verschiedenen Stellungen, die der Wasserspiegel wieder gab, das alles wob sich mit der morgenhellen Landschaft zu einem wunderbar schönen Bilde zusammen. Und dazu tönte Glockenklang und der Chorgesang der Kinder mit ihrem Lehrer.

Ich hatte Franz sogleich erkannt, und ließ auf ihn zusteuern. Die Begrüßung war herzlich, aber kurz, denn er befand sich in seiner Amtsthätigkeit. Nachdem er mir gesagt, daß er mich schon erwartet habe, und mein

Freund ihm gleich willkommen sei, wandte er sich flüsternd näher zu meinem Ohr. „Um Alles in der Welt!" rief er, „wie kommt ihr zu diesem Kahnführer? Macht, daß ihr von ihm los kommt, oder fahrt an unserem Zuge vorüber. Er ist der Gemeinde ein Aergerniß! Auf Wiedersehn nach der Kirche!"

Seine Befremdung konnte mir, nach dem, was ich selbst zu Nacht von Sardoks Umgebung gesehen, nicht auffallend sein. Aber von ihm los zu kommen war jetzt nicht möglich. Ich befahl dem Kosacken daher, in einiger Entfernung an dem Zuge vorüber zu fahren, denn verbergen konnten wir uns eben so wenig. Victor, der mein Vorhaben nicht begriff, widersprach heftig, mußte sich jedoch meiner Anordnung fügen. Wir hatten den Vortheil, so den Zug um so besser übersehen zu können, leider aber bemerkte ich, daß Franzens Aussage gegründet sei, denn wir waren der Gegenstand beobachtender, und, wie es schien, mißbilligender Blicke.

Schon hatten wir die letzten Kähne erreicht, als sich noch ein kleinerer Zug dem großen anschloß. Es war eine zusammengehörige Gesellschaft, ein Taufzug. In dem Hauptkahn saß eine Frau, den Täufling auf den Knieen, umgeben von den Pathen. Plötzlich fuhr Victor auf mit den Worten: „Da ist sie, da!" Ehe ich noch der Richtung seiner Augen folgte, ließ ich meine Blicke zufällig über unsern Führer streifen. Ich bemerkte

in Sardoks Zügen eine Verzerrung der Wuth, die mich mit Schreck erfüllte, und sah, wie er darauf das Mädchen, auf welches Victor wies, mit den Augen zu verzehren schien. Auch ich erkannte in ihr die Schlangenkönigin des gestrigen Abends. Aber ihre Erscheinung war heut eine andere. Sie trug sich ganz in Schwarz, den Rock von feiner Wolle, Schürze, Kopf- und Busentuch von Seidenstoff. Die blendend weißen kurzen Aermel sahen unter den langen Fransen ihres schön gefalteten Brusttuches hervor, und ein Theil ihres blonden Haars kam an den Schläfen zum Vorschein. Diese Tracht war nicht Trauer — denn die Farbe der Leidtragenden ist durchaus weiß — sondern freie Wahl, Geschmackssache der Dorfaristokratie im Spreewalde (auch wieder ein Anklang an die Sitte der Lagunenstadt). Das einzige Farbige, was das Mädchen als Schmuck an sich trug, war ein Strauß von künstlichen Blumen und Flittergold, der Pathenstrauß mit einer langen bunten Bandschleife. Neugierig richtete sie ihre großen blauen Augen auf uns und unsern Führer, ließ sie aber mit dem Ausdruck des Unwillens auf ihren Strauß sinken. Eben solche und noch verächtlichere Blicke wurden uns von den übrigen Personen zu Theil, und es mußte wohl fest stehen, daß wir uns im Spreewald in der ungünstigsten Weise einführten.

Victor schien nichts davon zu merken. „Sie ist

wieder gefunden!" rief er. „Laß sie uns nicht aus den Augen verlieren." Er war unglücklich und ärgerlich, daß ich darauf bestand, weiter zu fahren, bis von dem Zuge nichts mehr zu sehen wäre, um dann langsam nach Lübbenau zu rudern. Er nannte mich einen unbegreiflichen Pedanten, und es würde einen ernstlicheren Streit gegeben haben, wenn ich nicht hartnäckig geschwiegen hätte.

Schweigend landeten wir an der Stadt. Victor eilte, ohne ein weiteres Wort an mich, nach der Kirche, ich aber zog es vor, mich im Gasthofe, wo unser Gepäck lag, erst umzukleiden, denn meine Kleider waren vom gestrigen Regen noch feucht. Als ich Sardok seinen Führerlohn gab, trat er näher zu mir und sagte: „Herr ist guter Herr, aber der andere —" er brach ab, ballte die Faust, und blickte zurück nach der Richtung, welche Victor genommen hatte. Ich suchte den Kosacken zu begütigen und fragte, was er gegen meinen Gefährten habe? Er sah mich mit zweifelhaften Blicken an, schüttelte den Kopf, und ging davon. Mir schwante nichts Gutes, eine Stimme sagte mir, daß ich durch die Gesellschaft Victors noch Unannehmlichkeiten würde zu bestehen haben. Hatte die Reise doch abenteuerlich genug begonnen, freilich ohne seine Schuld, aber er konnte daran Schuld sein, daß sie sich noch abenteuerlicher gestaltete.

Schnell wechselte ich meinen Anzug, und begab mich in die Kirche. — Die wendische Predigt näherte sich schon ihrem Ende. Ich blieb im Hintergrunde der Kirche stehen, erblickte aber nach einiger Zeit Victor ganz in der Nähe des Altars, dem schönen Mädchen gegenüber. Sie saß, nach wendischer Sitte, auf der Seite der Frauen, alle Männer nahmen die gegenüber liegende ein. Nach Beendigung des Gottesdienstes wurde die Taufe verrichtet. Das Mädchen hielt den Täufling. Und nachdem auch dieser Akt vorüber war, kam Franz auf mich zu, und reichte mir die Hand. Hier an heiliger Stätte sahen wir uns Auge in Auge; es war viel zwischen uns zu sagen, denn er hatte mich zuletzt als glücklichen Menschen im Besitz des geliebtesten Weibes gesehen. Sein stummer Händedruck vertrat für's erste die Worte des Antheils, bewegte mich aber auf's Tiefste.

Arm in Arm verließen wir die Kirche, und gingen die Straße entlang, um kurze Zeit allein zu sein. Er wußte den rechten Ton der Herzlichkeit zu treffen, der mir im Innersten wohl that. Und da er verstand, daß ich nicht hierher gekommen sei, um meinem Schmerze nachzuhängen, wußte er das Gespräch bald in ein anderes Geleis zu lenken. Ich erzählte ihm von unserer nächtlichen Irrfahrt und dem unheimlichen Nachtquartier.

„Ihr seid da an einen üblen Ort gerathen!“ sagte er. „Die Alte lebt seit langen Jahren hier, es ist eine

verlaufene Zigeunerin, weiß Gott, in welcher Weise sie den Weg zu uns gefunden hat. Sie steht sehr im Verrufe, und doch wollen die Leute ihrer nicht entbehren. Sie nennen sie eine Hexe, die den bösen Blick habe, und Unheil unter den Menschen stifte. Aber dabei ist sie der begehrteste Thierarzt in der ganzen Gegend. Sie soll stehlen, gleich allen ihrer Nation, dennoch scheut man sich, ihr irgend einen Diebstahl bestimmt vorzuwerfen. Ein boshaftes Geschöpf ist sie jedenfalls. Dazu kommt, daß man sie wie den Kosacken für Heiden hält — unsere Kirchen besuchen sie wenigstens nicht — die mit dem Teufel in Verbindung stehen. Vor etwa zehn Jahren, als die Russen im Lande waren, verschwand die Alte plötzlich. Nach einiger Zeit kam sie wieder, und brachte ihren Gefährten, der damals noch ein junges Blut von achtzehn Jahren war, mit. Es ist ein wirklicher Donischer Kosack. Er war verwundet worden, versprengt irgendwo liegen geblieben, sie curirte ihn, und aus Dankbarkeit oder Indolenz folgte er ihr. Sie hält ihn halb als ihren Sohn, halb als einen Knecht. Merkwürdigerweise stellte sich nun heraus, daß er sich mit unsern Wenden sehr wohl verständigen konnte. Das slavische Idiom seiner Sprache traf hier auf eine ungeahnte Verwandtschaft. Trotzdem hat ihn die Verbindung mit der Alten ebenfalls zu einer unheimlichen Person gemacht. Ich selbst halte ihn für ein gutmüthiges

Geschöpf, das man nur nicht reizen muß. Aber leider kann unsere Jugend das Spotten über seine burleske Erscheinung nicht lassen, worauf dann seine heimtückische Rache nicht ausbleibt. Und kurzum, er hat das Unglück, in einer Gegend, die nicht seine Heimath ist, eben so gefürchtet als verspottet zu werden."

Als ich meinem Freunde von unserem Sommernachtstraum erzählte, sagte er lachend: „Wie dichterisch läßt sich alle Prosa auffassen, wenn man sie mit poetischem Auge betrachtet! Das Mädchen besitzt eine zahme Schlange, die, wie du weißt, hier nichts Seltenes sind. Und, daß ich's nur gestehe, der Titel Schlangenkönigin rührt von mir her. Ich nannte sie einst im Scherz so, und bald wurde der Name allgemein. Und das Elfentreiben ihres Gefolges war weiter nichts — du wirst mir verzeihen, lieber Freund — als ein genußreiches Badefest ihrer Schwesterkinder, an die sich die Freundschaft angeschlossen hatte. Wie nahe wart ihr übrigens in jenem Augenblick einem besseren Nachtquartier! Hundert Schritt davon liegen drei stattliche Gehöfte, deren eins Mariens Schwager gehört. Bei ihm ist sie seit einiger Zeit zum Besuch. — Aber bei der Erwähnung ihres Schwagers fällt mir ein, daß wir in's Wirthshaus zurückkehren müssen. Ich bin als Gast zu seiner Kindtaufe geladen. Wenn es mir möglich ist, verschaffe ich dir und deinem Reisegefährten auch noch eine

Einladung, indem ich euch als meine Freunde einführe. Doch kann ich es nicht versprechen, denn man ist im Spreewald nicht sehr zuvorkommend, und überdieß wird man euch wegen der Begleitung des Kosacken vielleicht scheel ansehen. Indessen ist es günstig, daß du dich wendisch auszudrücken weißt."

Als wir in das Wirthshaus traten, sahen wir Victor, umgeben von einem Kreise von Männern, die über seine Possen in lautem Gelächter waren. Er erzählte von unserem Nachtquartier bei der Alten, machte sie und besonders den Kosacken lächerlich, und wußte der spreewäldischen Eitelkeit zu schmeicheln, indem er sich über den abscheulichen Zufall beklagte, der ihn in dieser köstlichen Gegend in so ein Hexennest habe gerathen lassen. So hatte er in schlauer Weise Franz vorgearbeitet, und durch seine Vermittlung wurden wir nun zur Theilnahme an dem Feste eingeladen.

Man ging förmlich zu Tische, und das Mahl wurde mit großer Opulenz aufgetragen. Die Braten folgten einander, an Fischen fehlte es nicht, und besonderes Gewicht legte man auf die großen Hechte, den Stolz der Spreewaldfischerei. Es wurde nicht nur Wein, sondern auch Champagner getrunken.

Ich hatte meinen Platz neben dem Taufvater, dem reichen Bauer Koal. Mit Genugthuung sah er über den Tisch. Er wollte zeigen, daß ihn dieser Zuwachs

der Familie, obgleich heut sein achtes Kind getauft worden war, in keiner Weise drücke, daß sein Besitzstand gestatte, jedes Familienfest mit Aufwand zu begehen. Er sprach, wie die meisten Bewohner des Spreewaldes, auch das Deutsche geläufig, aber meine Kenntniß der wendischen Sprache machte ihn um so vertraulicher und gesprächiger gegen mich.

Uns gegenüber saß seine Schwägerin Marie, die Schlangenkönigin, und zwar zwischen Franz und Victor. Sie war in der That ein schönes Mädchen, von eher blasser als frischer Farbe, wie alle Töchter dieser Gegend, die Wangen nur leise geröthet; die blauen Augen groß, und eben so ausdrucksvoll als lebhaft; zuweilen ruhig ernst, bald aber wieder muthwillig und schalkhaft. Sie wußte sich überraschend gut auszudrücken. Von ihrem Schwager erfuhr ich, daß sie elternlos sei und für gewöhnlich bei ihrem Bruder lebe. Dieser Bruder hatte, als Sohn des wohlhabenden Dorfschulzen, studirt, und war jetzt Pfarrer in seinem Heimathorte Burg, dem größten Dorfe des Spreewaldes. Durch das Leben in seinem Hause und mit ihm hatte Mariens Bildung die eines gewöhnlichen Landmädchens weit überschritten. Sie kleidete sich zwar in die Nationaltracht ihrer Gegend, sie zeigte sich, so weit ich ihre Unterhaltung hören konnte, durchaus natürlich und naiv, aber in ihrem Wesen lag eine angeborene Vornehmheit,

die sie von allen übrigen unterschied. Der Schwager schien sehr eingenommen von ihr zu sein, er rühmte ihre guten Eigenschaften, schloß aber doch: „Die ist nicht wie meine Frau! Einen gemeinen Bauer nimmt sie nicht, sie will höher hinaus!“

Während er sprach, beobachtete ich Marien. Sie sah mich nicht an, sondern hörte Franzen aufmerksam zu. Plötzlich rief sie: „Gott im Himmel! Ein Wittwer — und noch so jung!“ — Ihre Blicke begegneten den meinigen. Sie erröthete, und schlug die Augen nieder. Victor nahm sie darauf in Anspruch, und seine Unterhaltung machte sie vielfach lachen.

So vergingen die Stunden, und die Gesellschaft war durch Wein und Vergnügen sehr lärmend geworden. Es ging zum Aufbruch. Man vertheilte sich unter großem Geräusch und Lachen in die Kähne. Victor hatte, ohne zu fragen, Marien gegenüber Platz genommen. Ihr Schwager sah ihn erstaunt an, und setzte sich an ihre Seite. Franz rief mich in ein kleines, schmales Kähnchen, in welchem er selbst das Ruder führte. Wir blieben zur Seite des Koalschen Gefährtes. Um uns herum kreisten und schossen die Nachen, hier wurde gesungen, dort gelacht, die Heimkehr war noch von der Festfreude erfüllt. Auch Koal, der über die auffallende Art, in der Victor Marien den Hof machte, etwas verdrießlich geworden schien, kam bald wieder in

Stimmung, denn von allen Seiten rief man ihm vergnügt zu, und meinte, so eine Taufe sei lange nicht da gewesen.

Victor pflückte eine Wasserrose, und fragte Marien: „Ist diese schöne Blume nicht dem Schlangenkönig geweiht?" — „Wie so?" entgegnete sie. „Das hab' ich nicht gehört." — „Aber es gibt doch eine Sage vom Schlangenkönig hier?" fragte er weiter. „Erzählen Sie!" — „O die ist kurz zu erzählen!" sagte Marie lachend. „Wer die Schlangen recht hegt und pflegt, den läßt der Schlangenkönig einen großen Schatz finden, und Alles was er will, muß ihm nach Wunsch gehen." — „Und wenn es ein Mädchen ist," fuhr Victor fort, „dann macht sie der Schlangenkönig vermuthlich zu seiner Königin?" — „Das steht nicht geschrieben," meinte sie. „Wenn ihr gelingt, was sie will, dann hat sie die Wahl, und braucht keinen Schlangenkönig mehr."

„Das sind dumme Geschichten, die so die Leute glauben!" warf Koal ein. „Es ist etliche Jahre her, da fand Einer hier in der Gegend beim Graben ein langes Stück goldenen Draht. Es war in Ringel gewunden, wie eine Schlange. Er fuhr damit in die Stadt, und es wurde für ächtes Gold erkannt. Hernach kam das Ding nach Berlin, und die Gelehrten haben ausgesagt, es sei ein königliches Armband von Jahrhunderten her, da die Wenden noch Heiden waren.

Der Mann aber hat ein gutes Stück Geld dafür gelöst. Und nun sagen die Leute, das sei auch ein Geschenk des Schlangenkönigs gewesen, weil er die Schlangen in seinem Hause gefüttert habe!"

„Aber das ist ja eine ganz entsetzliche Sitte!" rief Victor. „Wie kann man Schlangen in seinem Hause dulden?" — Marie sah ihn schalkhaft an. „Oh!" sagte sie, „Sie mögen Schlangen nicht leiden?" — „Gott bewahre mich! Aber was gilt's, ich habe zu Nacht, wenn nicht den König, so doch die Schlangenkönigin gesehen. Sie trug einen Kranz von solchen Blumen, wie ich hier eine in der Hand halte, und um sie her tanzten lustige Kobolde im Wasser."

Marie richtete ihre Augen groß und erstaunt auf ihn. Dann wendete sie sich schnell nach mir um, und fragte in ernstem Tone: „Der Herr war zu Nacht bei der alten Hexe wohl ganz krank vor Furcht, daß er solche Träume hatte?" — Ihr Ernst war sehr komisch und bewirkte, daß wir Alle zu lachen anfingen. Sie selbst aber wurde von diesem Augenblick an schweigsam, bis wir nach Leipe kamen. Victor drang darauf, die Familie bis zur Lindenkaupe, dem Wohnort Koals, zu begleiten, mußte aber gute Miene zu unserer Weigerung machen, und stieg in unsern Kahn herüber. Wir gaben Koal das Versprechen, ihn bald zu besuchen, und unsere Kähne trennten sich. Jene steuerten dem Walde

entgegen, wir aber fuhren in die Kanäle des malerisch gelegenen Dorfes Leipe ein.

5.

Kascha.

Die alte Kascha, die treue Pflegerin meiner Kindheit sah uns an's Ufer steigen, und lief mir entgegen. In ihrer Freude fiel sie mir um den Hals, erschrack aber über ihre Freiheit, und bat mich um Verzeihung. Dann stürzten ihr die Thränen aus den Augen, denn auch sie hatte mich zuletzt als den glücklichen Gatten gesehen. Franz führte uns in sein Schulhaus ein. Aber so sehr er auch strebte, mich von den wieder erwachenden Gedanken des Kummers abzuziehen, seine Mutter arbeitete ihm entgegen. Sie konnte nicht ruhen, mich über die ganze Leidenszeit auszufragen, über meinen jungen Knaben, meine Familie, und so wurde durch ihren gutmüthigen Antheil die kaum geschlossene Schmerzenswunde heut lebhafter wieder geöffnet. Victor fühlte sich sehr unbehaglich dabei. Er versuchte durch ein paar scherzhafte Wendungen unsere Unterhaltung gewaltsam in eine andere Bahn zu bringen, doch mißlang es ihm und er erntete nur strafende Blicke von Kascha. Franz wußte ihn endlich in ein besonderes Gespräch zu ziehen, und überließ mich seiner Mutter. Sie forderte mich

auf, mit ihr das für mich bereitete Zimmer zu mustern, ob auch alles darin nach meiner Bequemlichkeit sei. Ich sprach ihr meine Zufriedenheit mit der Einrichtung aus, so sehr sie sich auch beklagte, daß nicht Alles so sein könne, als ich es zu Hause gewohnt sei. Plötzlich setzte sie sich nieder.

„Ernstchen," begann sie, „das mit dem Franz haben Sie auch wohl schon gemerkt?" (Sie nannte mich bald du und Ernstchen, bald Sie und Herr Ernst.) — Ich fragte verwundert, was sie meine? — „Na, Sie waren ja heut den ganzen Tag mit ihm und den Leuten beisammen!" — Ich verstand noch immer nicht. Sie hatte, wie ich wohl merkte, ein Geheimniß auf der Seele, von dem sie wünschte, daß ich es erriethe. „Mögen Sie die Marie leiden?" fuhr sie endlich heraus. — „Die Schlangenkönigin?" fragte ich. — „Ach, Ernstchen, gehen Sie doch mit dem häßlichen Namen! Aber freilich haben ihn die Kinder im Dorfe schon gelernt, und wo sie hinkommt, da heißt es: Schlangenkönigin! Gott erbarme sich, ich muß dabei immer an die alte Hexe in der schwarzen Raupe denken! Aber das Mädchen weiß sich was darauf, und ist, seit sie den Namen hat, nur noch stolzer geworden." — Mir dämmerte eine Ahnung auf. „Meinst du, Mutter Kascha," begann ich, „daß Franz —"

Sie unterbrach mich mit einem hastigen Zeichen des

Schweigens, sah sich wie erschrocken um, nickte aber mit Lebhaftigkeit. Dann rückte sie näher zu mir. Das Eis war gebrochen, sie mußte sich mittheilen. — „Der Franz soll gar nicht wissen,“ begann sie in halb flüsterndem Tone, „daß wir zwei davon reden. Aber siehst du, Ernst, dich hat mir der liebe Gott recht geschickt, daß ich mal drüber sprechen kann, denn du verstehst es und kannst vielleicht helfen. Denn mein armer Franz ist gar nicht glücklich, und du weißt, was das sagen will.“

Von Neuem rannen ihre Thränen, und ich mußte sie bitten, sich zu trösten und mir zu erzählen, was zu erzählen sei. — „Na,“ rief sie, „der Franz hat die Marie gar zu gern, und es ist keine Frage, daß er sie heirathen möchte, aber die stolze Creatur will nicht.“ Ein schmerzliches Gefühl ging durch meine Brust. Ich kannte meinen Freund und konnte ermessen, wie tief ein solches Geschick ihn berühren mochte. — „Hat Marie ihn förmlich abgewiesen?“ fragte ich. — „Das weiß ich eben nicht!“ rief Kascha eifrig. Mit mir spricht er ja darüber nicht, und wenn ich nur mal von Weitem anfange, so merkt er's gleich, und redet andere Dinge. Denn er ist klug, Sie wissen es ja selbst, Herr Ernst, aus der Zeit, wo Sie zusammen lernten. Aber ich bin seine Mutter, und mir entgeht es nicht, daß es mit ihm schlecht aussieht. Und es ist einzig und allein von wegen des Mädchens. Denn seine Stelle bei der Schule

ist ihm lieb, da klagt er nicht, und wenn auch sein Gehalt nur klein ist, so hat ihn doch die Erbschaft von meinem Bruder, auf die wir gar nicht rechneten, über alle Sorgen hinaus gebracht."

Ich suchte mir, während sie sprach, Mariens und Franzens Benehmen gegen einander am vergangenen Tage zu vergegenwärtigen, konnte aber keinen Zug finden, der auf ein gestörtes Verhältniß beider hätte schließen lassen. Im Gegentheil, ich hatte überhaupt nicht einmal auf ein Verhältniß geschlossen. Sie saßen bei Tisch neben einander, sprachen harmlos, sie schien ihm voll Achtung zuzuhören, es war nichts von einer tieferen Beziehung zwischen ihnen zu erkennen. Ich sprach diese Bedenken halb tröstend gegen Kascha aus.

„Das kann Alles sein," wandte sie ein, „denn mein Franz ist auch stolz, und wird sich vor Leuten nichts merken lassen! Aber so ein Stolz kann wie ein Gift sein, das frißt im Stillen um sich, und richtet alles Gute zu Grunde. Besser er redete einmal frei heraus, daß er alles vom Herzen herunter bekäme, dann könnte man ihm helfen, oder wenn's nicht ginge, mit ihm weinen! Und siehst du, Ernstchen, ich bin's nicht allein, die darum weiß, die Leute reden genug davon. Es vergeht kein Sonntag, daß er nicht in der Lindenkaupe vorspräche. Die Koals hätten auch gar nichts gegen die Heirath einzuwenden. Letzt so kommt der Koal bei

mir vor, und ist gar höflich und freundlich, und sprach mir fortwährend, was mein Sohn rechtschaffen und brav wäre. Mir lachte das Herz im Leibe, denn ich dachte, es wäre so gut wie richtig, und sagte ihm, daß, wenn mein Sohn einmal heirathen wollte, die Frau auch nicht in ein leeres Nest käme, besonders seit der Erbschaft. Er verstand auch Alles gar wohl, und gab mir die Hand, und sagte, wir wollten gute Freunde sein. Aber darüber ist ein halbes Jahr vergangen, und wir sind noch auf demselben Flecke. Denn die Marie will gar zu hoch hinaus, und dadurch macht sie andere elend und wird sich selbst zu Grunde richten. Da sieht und lernt sie im Pfarrhause zu Burg bei ihrem Bruder allerlei, was ihr den Kopf verdreht. Ein hübsches Mädchen ist sie, und da kommen Gäste aus der Stadt und Umgebung, und thun schön mit ihr. Und weil sie sagen, unsere Dorftracht stünde ihr gar zu gut, so kleidet sie sich wie die andern Spreewaldmädchen, sonst hätte sie längst Stadtkleider angezogen. Von den Dorfleuten will sie doch nicht viel wissen. Und siehst du, Ernstchen, da ist besonders der Candidat im Pfarrhause, der Hauslehrer! Der kann auch mal Pfarrer werden, und da denkt sie sich's besser, Frau Pfarrerin zu sein, als Schullehrersfrau. Ach, und sie verdreht allen die Köpfe, Vornehmen und Geringen, und wenn sie glauben, sie möchte sie gern, dann lacht sie sie aus, die abscheuliche Person!"

Kaschas Entrüstung war in vollem Zuge. Ich ergriff ihren Arm, um mir das Wort zu erobern. — „Demnach bist du selbst also gegen eine solche Heirath, Mutter Kascha?" sagte ich. „Du kannst Franzens Liebe nicht billigen?" Kascha faltete die Hände, und entgegnete mit einem Aufblick nach oben: „Gott weiß, daß ich nur meinen Sohn glücklich sehen will! Es hat sich schon Manche geändert, die als Mädchen ein querköpfiges Ding war, wenn nur der rechte Mann kam. Und ich kann auch der Marie nicht von Herzen gram sein. Sie ist immer gut und vergnügt mit mir, und hat mich schon ein paarmal besucht. Einmal war der Franz nicht zu Hause, und ich stand in seiner Stube. Da guckt sie durch die Thür, und war ganz verwundert über die Menge Bücher, die der Franz hat, und sagte, das sei ja gerade so wie bei ihrem Bruder, und mein Sohn müsse noch viel gelehrter sein, als sie gedacht hätte! Aber ich konnte sie nicht bis in die Mitte der Stube bringen, sie sah sich immer furchtsam um, ob er nicht käme."

„O," rief ich, „wer weiß, ob Franzens Hoffnungen so verloren sind, als du dir einbildest, Mutter Kascha!" In der That merkte ich bald, daß auch sie dieselben nicht nur nicht aufgegeben, sondern zu ihrer Erfüllung ganz besonders auf meine Hülfe gerechnet hatte. Sie gestand mir sogar, daß die Idee, mich nach dem Spree-

wald einzuladen, von ihr ausgegangen sei, damit eine Situation, unter der ihr Sohn schon lange leide, möglicherweise in's Klare gebracht werde.

„Aber fang es nur langsam an, „Ernstchen!“ schärfte sie mir ein. „Und daß er nicht merkt, daß ich dir davon gesagt habe!“ Ich versprach ihr alle Behutsamkeit und jede mögliche Hülfe, und sie dankte mir mit wiederholten Händedrücken, als ob ich schon etwas gethan hätte. Sie beeilte sich darauf, noch ein Bett für den zweiten nicht vermutheten Gast aufzuschlagen, während ich in den Garten ging, denn ein Blick durch die Hofthür zeigte mir ein reizendes landschaftliches Bild. Das Dorf Leipe gleicht in seiner Bauart dem oben beschriebenen Leede. Wald, Wasser, Gehöfte und Gärten vereinen sich, um die Blicke überall mannigfach zu beschäftigen, nur daß Leipe nicht so vollkommen im Baumgewirr versteckt liegt, die Kanäle breiter, die Inseln größer sind. Das Ganze liegt ausgebreiteter, luftiger, freier da, die Gärten sind blumiger, Fischerleben und Landwirthschaft treten sichtbarer der Sonne entgegen. Franzens Schulmeisterhaus war, wie alle Spreewaldhäuser, von Bohlen erbaut, ein Blockhaus, nur die Fugen mit Lehm verstopft. Aber immerhin groß und stattlich lag es unter dem breiten Strohdach da, und konnte an Ordnung und Sauberkeit als ein Muster aufgestellt werden. Wie im Innern, so im Hofe und im Garten. Für den

letzteren hatte Franz eine besondere Vorliebe, er pflegte ihn selbst, und erzog eine Menge der schönsten Blumen. Die Reben waren sorgsam am Spalier aufgebunden, und breitblättrige Schlingpflanzen spannen sich bis zum Giebel hinauf.

Es war ein warmer Sommerabend. Ich setzte mich auf die Bank an einem anmuthigen, von Bäumen beschatteten Plätzchen, um ein wenig einsam zu sein. Immer deutlicher wurde es mir, daß Victors Mitreise nicht nur ohne Nutzen für mich sei, sondern daß er mich sogar in meinen hiesigen Verhältnissen nur stören würde. Jetzt wäre eine Stunde gewesen, wo nach mancherlei Gespräch Franzens Herz sich mir vielleicht geöffnet hätte, und nun mußte der Reisegefährte ihn fesseln und mir entziehen. Eine Weile hatte ich gesessen, als plötzlich eine lange Gestalt vor mir auftauchte, und sich langsam dem erhellten Fenster entgegen bewegte, um mit ausgerecktem Halse durch dasselbe in's Zimmer zu spähen. Ich erschrack, und sprang auf. Durch das Geräusch schien die Gestalt mein, der ich im Finstern gesessen hatte, erst gewahr zu werden. Auch sie machte eine Bewegung, und als ich mich rasch ihr näherte, sprang sie zur Seite, und war verschwunden, wie sie aufgetaucht war. Einen Ruderschlag glaubte ich noch in der Nähe zu hören, zu sehen aber vermochte ich nichts mehr. Eine Minute darauf schalt ich mich

selbst. In meiner krankhaften Reizbarkeit, die durch kummervolle Gedanken eben neu geweckt war, hatte ich mich, so dachte ich, durch etwas ganz Gewöhnliches aufschrecken lassen, oder gar war das Ganze nur ein Spiel meiner Einbildung gewesen.

Ich hörte Kaschas rufende Stimme, und ging in's Zimmer. Sie schalt mich fast, daß ich so lange im Freien gewesen sei, denn sie wollte mich noch immer wie den einst kränklichen Knaben, den sie so treu bemuttert hatte, behandeln. Bald trieb sie uns zum Schlafengehen, und wirklich waren wir beide, Victor und ich, ermüdet genug, und hatten von der gestrigen abenteuerlichen Nacht noch unser Theil Schlaf nachzuholen. — —

Ich erwachte von einem wunderlichen Summen und Lärmen. Es war hoher Tag, ein Blick durch die Scheiben zeigte mir, daß das Leben sich schon lange um mich her regte. Der ganze Kanal unter meinem Fenster wimmelte von kleinen Kähnen, in welchen die Schulkinder sich dem Hause entgegen drängten. Das Gesumme drang von der andern Seite des Hauses her, wo die Schulstube lag, die schon wie ein Bienenkorb gefüllt schien. Ich rief Victor an, um ihn zu wecken. Das Bett war leer; ich mußte sehr fest geschlafen haben, daß ich sein Aufstehen nicht gemerkt hatte. Rasch warf ich mich in die Kleider, um Franz noch zu begrüßen,

ehe die Lehrstunden ihn mir entzogen. Nur die letzten Augenblicke hatte er für mich noch übrig, dann ging er seiner Amtsverrichtung nach. Victor war nach dem gemeinsamen Frühstück mit Franz schon zu einem Ausfluge davon gegangen. So brachte mir Kascha den Kaffee, und setzte sich zur Gesellschaft zu mir. Ich fragte sie, ob Victor nicht hinterlassen habe, wohin er gefahren sei, oder wie er es sonst mit Kommen und Gehen hier zu halten denke?

„Ach," rief Kascha, „der Herr hätte auch bleiben können, wo er war! Verzeihen Sie, Herr Ernst, er ist Ihr Freund, aber ich fürchte, der Mensch thut nicht gut bei uns." — Erst jetzt wußte ich mir eine gewisse Befangenheit, die ich heut an Kascha wahrgenommen, zu erklären. „Was ist mit ihm?" fragte ich, in Erwartung irgend einer Thorheit meines Gefährten. — „Ach, Ernstchen," rief Kascha, „der hat auch ein Auge auf das Mädchen, auf die Marie! Eine geschlagene Stunde hat er beim Frühstück nur von ihr gesprochen, und sie Schlangenkönigin genannt, und Reden geführt wie ein Unkluger. Ich habe eine Todesangst ausgestanden, und dem Franz sah ich's an, daß ihm nicht wohl dabei zu Muthe war. Zu guter letzt ließ er sich vom Franz gar den Weg nach der Lindenkaupe ganz genau beschreiben. Siehst du, er hat nicht gesagt, daß er hin wolle, aber sicher ist er schon zu den Koals gefahren!"

Auch in mir stieg ein heftiger Unwille gegen Victor auf, denn es lag mir am Tage, daß er bereits beschlossen hatte, einen bestimmten Zweck zu verfolgen. War mir schon gestern sein Spielen mit einer halben Neigung unangenehm gewesen, so hielt ich es heut, da ich von Franzens Liebe gehört hatte, für meine Pflicht, meinem leichtfertigen Reisegefährten entgegen zu arbeiten. Was ich dabei zu thun hätte, wußte ich mir freilich selbst noch nicht zu sagen. Das Nöthigste schien mir, Victor nicht allein mit Marien zu lassen, sondern ihm meine unwillkommene Gesellschaft bei ihr aufzudrängen. Kascha wurde sichtlich beruhigt, als ich ihr die Absicht aussprach, ebenfalls nach der Lindenkaupe zu fahren. Ich beschleunigte mein Frühstück, sprang in den Kahn, und steuerte dem Walde entgegen.

6.

Die Lindenkaupe.

Eine Kaupe wird im Spreewald ein Gehöft genannt, welches sich, inmitten von feuchtem Wiesenmoor, auf einer Oase festen Dammlandes angesiedelt hat. Diese Kaupen, durch den ganzen Wald zerstreut, und immer zu einem näher oder ferner liegenden Dorfe gehörig, erheben sich mit ihrem Grunde ein wenig über das tiefe Wiesenland, und bilden in ihrer Nettigkeit und

prangenden Wohlhabenheit einen neuen Anziehungspunkt für das landschaftliche Auge. Die von Kanälen eingeschlossene Insel umfaßt ein größeres Stück Land, in dessen schwerem dunklem Boden mancherlei Garten-Erzeugnisse für den Markt gezogen werden. Die Besitzer der Kaupen sind reiche Bauern, sie bilden die bäuerliche Aristokratie des Spreewaldes. Zu den größten dieser isolirten Ansiedlungen gehört die Lindenkaupe, bestehend aus drei stattlichen Gehöften, welche nachbarlich bei einander liegen. Sie trägt ihren Namen von einer Anzahl prachtvoller Linden, die ihre breiten Aeste über die Strohdächer ausstrecken.

Der Weg dahin war nicht zu verfehlen, ich brauchte nur den Windungen eines schönen breiten Wasserarmes zu folgen. So fuhr ich unter der grüngewölbten Kuppel mächtig aufstrebender Erlen und Eichen hin, und nach einer Stunde erkannte ich Gebäude zwischen den Baumstämmen. Es war Koals Gehöft. Das Wohnhaus stand mit seiner Front dem Kanal zugewendet, vor der Thür eine Reihe alter Linden. Schattige Kühle um das Haus her, die Wiesen und Gärten aber im glänzenden Sonnenschein. Die Ufer des Kanals wurden durch eine jener hoch hinauf geführten Brücken verbunden. Das leichte aus Stangen erbaute Gerüst war so luftig, daß ich es auf seinem Hintergrunde von Waldesgrün kaum unterscheiden konnte. Eine Frauengestalt im scharlachenen

Rocke, die hinüber schritt, schien mir durch die Luft zu schweben. — Am Ufer saß eine Schaar spielender Kinder, in lachende Farben gekleidet. Sie blickten neugierig den Fremdling an, welcher herbei ruderte, und seinen Kahn in der Reihe der angebundenen Fahrzeuge ebenfalls befestigte. Sie antworteten weder auf meine deutschen noch wendischen Fragen nach den Hausbewohnern, sondern versteckten verlegen oder schalkhaft die Gesichter. Diese jetzt wortkarge und lautlose Gruppe gehörte zu der Koboldschaar, die neulich so laut im Wasser ihr Wesen getrieben hatte. Ich erkannte die kleine Nixe mit dem langen goldenen Haar und ihrem kleinen Brüderchen sogleich wieder. Von ihr erhielt ich endlich auch die Auskunft, daß der Vater auf dem Felde, die Mutter aber im Hause sei.

Ich ging hinein. Die Hausfrau begrüßte mich freundlich, wies mich aber, da sie mit ihrem jüngsten Kinde beschäftigt war, in den Garten, wo ich ihre Schwester Marie finden sollte. — Der Garten, etwas wild und sich selbst überlassen, wie dergleichen bäuerliche Anlagen zu sein pflegen, schloß sich unmittelbar an das Haus. Noch stand ich auf der Schwelle der Hinterthür, als ich schon ein Gespräch vernahm, und Mariens und Victors Stimme erkannte. Noch mehr aber überraschte es mich, daß die Unterhaltung — mich betraf. Ich gestehe, daß mich eine höchst unwürdige

Regung überkam, nämlich die, zu lauschen. Zwar war ich mir bewußt, nicht recht zu thun, aber eine plötzlich erwachende Neugier bannte mich in meine gedeckte Stellung fest. Um die Thür herum zog sich eine mit Bohnen berankte Laube. Hier setzte ich mich auf eine Bank. Durch die Ranken hindurch sah ich das Paar, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Sie saßen mit dem Rücken gegen die Wand des Hauses; Marie hatte eine Näharbeit in den Händen.

„Das ist Unrecht!“ rief Marie im Gespräch. „Wollen Sie Böses von Ihrem Freunde reden?“ — „Böses?“ entgegnete Victor. „Ich bin ihm sehr zugethan, und meine nur, er sollte sich mehr fassen. Seine Frau ist ja fast seit einem Jahre todt.“

„Seit einem Jahre! Sie würden sich schneller trösten?“ — „Vielleicht eben so wenig wie er, aber ich würde dem Leben sein Recht einräumen.“ — „Ja, das heißt was Rechtes! Daraus sieht man nur, daß Sie niemand von Herzen lieben können.“ — „Ob ich lieben könne? Das käme doch auf die Probe an.“

Marie lachte. „Die weiß ich Ihnen voraus zu sagen!“ rief sie. — „Wie so?“ — „Wer so schöne Lehren geben kann, sich zu fassen, und dem Leben sein Recht einzuräumen, hat die Probe schon abgelegt. Da ist Ihr Freund anders! War seine Frau sehr schön?“ — „Sie galt dafür. Aber die Schönheit unserer Damen in der

Stadt ist in meinen Augen nicht gar zu preiswürdig. Wahre Anmuth und Frische findet man nur auf dem Lande. Ich weiß zum Beispiel jemand —" — „Welchen Namen hatte die Frau Ihres Freundes?" unterbrach ihn Marie.

Victor schien ungeduldig zu werden. „Aber lassen wir doch die Todten ruhen!" rief er. „Was haben Sie für ein Interesse an der Verstorbenen?" — „Ich preise sie noch im Tode glücklich, so von ihrem Manne betrauert zu werden. Und soll man nicht Antheil nehmen, wenn man von so einem Schicksal hört?" — „Nun ja, es ist beklagenswerth. Aber was ist das?" Victor sprang plötzlich auf, und nahm aus dem Gebüsch einen halb verwelkten Kranz hervor.

„Ein Kranz, weiter nichts!" sagte Marie mit leichtem Erröthen, indem sie die Augen fest auf ihre Arbeit richtete.

„Haben Sie ihn gewunden, Marie?" — „Warum?" — „Dann behalte ich ihn zum Andenken." — „Das staubige, verwelkte Zeug! Was wollen Sie damit?"

„Und wenn ich Sie nun zuerst in einem solchen Kranze gesehen hätte?"

„Nun gut, Sie haben mich gesehen, ich habe es mir gestern schon gedacht. Mich wundert nur, daß ich und die Kinder Sie nicht bemerkten." — „Wir waren gut versteckt und hielten uns ruhig, um zu beobachten,

wie die reizende Scene sich entwickeln würde. Wie schön, wie wunderschön war die Schlangenkönigin!"

„Wirklich?" Ein schalkhaftes Lächeln ging durch Mariens Züge. Sie ließ die Arbeit ruhen, und steckte die rechte Hand in die Tasche. — „Das schöne blonde Haar, das jetzt unter dem Kopftuche versteckt ist, fiel so malerisch um die Schultern. O nehmen Sie das Tuch einmal ab! Darf ich —?" — „Sie sind nicht gescheit!" rief Marie, seine Hand abwehrend, ohne daß jedoch ihr verschmitztes Lächeln einem Ausdruck des Unwillens gewichen wäre.

„So mißgünstig zu seyn! Seinen Reichthum so karg zu verstecken! Wer die Schlangenkönigin in all ihrer Herrlichkeit gesehen hat, ist bezaubert, und wird immer den Einen Anblick zurück wünschen. Ja, als sie die blendenden Arme ausstreckte, und nach dem Schlangenkönig rief, da hätte ich zu ihren Füßen stürzen und rufen mögen: „Ich bin nur dein Sklave, aber nimm mich in deinen Arm, und du machst mich zum König!"

„Aber Sie ließen es bleiben, Sie wären dabei in's Wasser gefallen!" lachte Marie. — „Ich brannte vor Sehnsucht, aber Ernst hielt mich am Arme fest, und beschwor mich, ruhig zu sein." — „That er das? O das war recht!" — „Nein, das war ganz abscheulich! Aber in dieser Stunde wird mich niemand hindern — auch

die Schlangenkönigin selber nicht — diese kleine Hand zu ergreifen und zu küssen!"

Marie hinderte es nicht, daß er ihre Linke streichelte und an die Lippen drückte. Als er aber, kühner geworden, ihren Arm aufstreifen wollte, riß sie die rechte Hand plötzlich aus der Tasche, und warf ihm mit rascher Bewegung etwas in's Gesicht. Es war eine kleine, silbergraue Schlange. Victor fuhr mit Entsetzen auf, und sprang zur Seite, Marie aber schlug in höhnischer Freude ein helles Gelächter auf, und lief davon.

In diesem Augenblick vernahm ich in der Nähe noch ein anderes Lachen, heiser und gellend. Ich wandte mich um, und sah Sardoks Gesicht durch das Gebüsch blicken und schnell wieder verschwinden. Zugleich aber mußte ich mich in meinem Versteck ertappt sehen, denn Marie, welche ihren Lauf nach der Hausthür genommen hatte, stand vor mir. Sie prallte zurück vor Schreck, eine dunkle Röthe übergoß ihr Gesicht. Ich hatte mich erhoben, um mir den Anschein zu geben, als träte ich eben erst in den Garten, und sprach eine Begrüßung aus. Aber die Worte stockten mir auf der Zunge bei der plötzlichen Veränderung, die ich in Mariens Zügen wahrnahm. Wie ein Schmerz zuckte es durch ihr Antlitz, die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie schlug die Schürze vor das Gesicht, und eilte davon, durch den Hof und um das Haus herum. Befremdet über diese

Erscheinung folgte ich ihr ein paar Schritte. Victor kam auf mich zu.

„Sie sind ohne Zweifel schon eine Weile hier," sagte er kalt. „Ich hörte Ihr unzeitiges Lachen." — Fühlte ich mich auch in Betreff meines Lauschens schuldbewußt, so mißfiel mir doch Victors Ton. „Sie haben mein Lachen nicht oft genug gehört," sagte ich, „um es unterscheiden zu können, hätten aber doch bemerken sollen, daß es nicht meine Stimme war, und daß der Ton von einer andern Seite kam. Die Scene hatte also noch einen zweiten Beobachter."

Victor zuckte ungläubig die Achseln. „Wenn Sie hier auf der Lauer gelegen," fuhr er wegwerfend fort, „so haben Sie wenigstens über Ihre eigene Person sehr viel Vortheilhaftes gehört." — „Es thut mir leid, irgend etwas gehört zu haben," sagte ich, „und ich gebe Ihnen das Versprechen, Sie völlig unbehindert zu lassen, wenn Sie mir dagegen versprechen —"

„Ich verspreche nichts!" unterbrach er mich. „Verträge, wo sie am Orte sind! Sie schleichen mir nach, belauern mich auf meinen Wegen, und so muß ich glauben, daß Sie ein gleiches Interesse leitet. Möglicherweise spielen Sie nur den Geknickten und Schmerzbeladenen, um sich interessanter zu machen. Aber glauben Sie nicht, daß ich so leicht und freiwillig weiche. Ich werde mein Glück versuchen, trotz eines Nebenbuhlers!"

Diese Wendung kam mir überraschend. Ich war überzeugt, daß er selbst nicht an meine Nebenbuhlerschaft glaubte, sondern sich nur durch eine ärgerliche Beschuldigung an mir rächen wollte. Mit anscheinender Gelassenheit setzte er sich auf die Bank, und zündete eine Cigarre an.

„Victor, ich begreife Sie nicht!" entgegnete ich, indem ich ihm gegenüber Platz nahm. „Sie kennen mich und meine Gemüthsstimmung einigermaßen, und es kann Ihnen mit der thörichten Vermuthung, als wollte ich Ihnen auf Ihren heimlichen Wegen den Rang ablaufen, unmöglich Ernst sein." — „Auffallend bleibt es doch, daß Sie mir auf diesen Wegen nachspüren und den Horcher spielen!" — „Das ist doch sehr erklärlich. Wir reisen zusammen in diese Gegend, zu einem gemeinschaftlichen Besuche, und ich konnte gar nicht voraus sehen, daß wir hier verschiedene Wege einschlagen würden. Sie aber trennen den Ihrigen sofort von dem meinen, um in der Stille einen Roman anzuspinnen! Victor, es ist zu Ihrem eigenen Besten, wenn ich Sie warne, mit den hiesigen Verhältnissen nicht zu spielen. Was Sie in Berlin vielleicht ungestraft thun durften, könnte Ihnen, als einem Fremden, hier die größten Unannehmlichkeiten bereiten."

Victor lächelte höhnisch. „Ich danke Ihnen für die väterliche Ermahnung," sagte er. „Doch bitte ich, sparen

Sie dergleichen für Ihren Knaben, wenn er anfängt, seine eigenen Wege zu gehen. Inzwischen bewahren Sie Ihre eigene Romanrolle, und sein Sie ohne Sorge um die meinige."

Dieser Ton verdroß mich immer mehr. Ich war jung, und konnte einer Erregung auch nicht leicht gebieten. Mit unverhehltem Spott rief ich daher: „Nun, der Ausgang der ersten Scene hat mir gezeigt, daß die Schlangenkönigin Waffen hat, sich zu schützen." Dabei zeigte ich auf die Schwelle, über welche Mariens kleine Schlange sich eben in das Haus hinein ringelte. Victor sprang auf und schien die Laube verlassen zu wollen. Plötzlich aber blieb er stehen, und sagte mit veränderter Stimme: „Ernst, es thut mir leid, daß wir uns trennen müssen."

„Wollen Sie nach Berlin zurückreisen?" — „Ich glaube nicht. Nur das Haus Ihres Freundes, des Schullehrers, kann ich nicht mehr mit Ihnen theilen. Das Mißverständniß zwischen uns würde von Tag zu Tage nur wachsen. Ob Sie nun eine gleiche Neigung zu dem Mädchen hier haben oder nicht — nun gut, ich kann mich irren, jedenfalls aber sind Sie gesonnen, meinen Weg dabei zu kreuzen. Was ich jedoch dießmal empfinde, ist tiefer, als Sie glauben, und Sie treffen bei mir auf einen Widerstand, der um so leidenschaftlicher werden könnte, je mehr er herausgefordert würde.

Ich bin Ihnen von Herzen zugethan, also wenn Sie nicht innerlich bei der Sache betheiligt sind, so thun Sie nichts, was uns aus Freunden zu Feinden machen müßte."

Dieses Einlenken stimmte mich versöhnlich. Ich hatte ein gutes Wort auf der Zunge, denn ich fühlte, daß auch ich den hübschen Burschen lieb hatte. Schon aber hatte er sich umgewendet, und war mit raschen Schritten davon gegangen. So blieb ich sitzen. Der letzte Auftritt machte mich nur noch bedenklicher. Zwar glaubte ich erkannt zu haben, daß Marie nur ein übermüthiges Spiel mit Victor trieb, von einer Neigung zu ihm schien sie mir entfernt genug; aber für meinen armen Franz sah ich die Sache nur verschlimmert. Ich kannte Victors Hartnäckigkeit und Kühnheit, wenn eine flüchtige Leidenschaft ihn ergriffen hatte. Und würde Marie der Anmuth seiner Erscheinung, verbunden mit den Reizen seiner Schmeichelei, zu widerstehen wissen? Eine Menge Plane kreuzten sich in meinen Gedanken, wie ich dem Uebel steuern könnte. Franzens Neigung an Victor zu verrathen, würde nichts gebessert haben; aber auch im besten Falle durfte ich es nicht, zumal mir Franz selbst noch kein Vertrauen darüber geschenkt hatte. Am gerathensten schien es mir, mit Marien selbst zu sprechen, und sie in Betreff Franzens zu sondiren.

Ich ging durch den Garten, um ihr wo möglich zu

begegnen. Da hörte ich mich angerufen. Koal, der mit einigen Knechten bei der Arbeit beschäftigt war, begrüßte mich. Ich blieb bei ihm stehen, da er sich in seiner Thätigkeit nicht stören ließ. Trotzdem war er gesprächig, und gab mir auf meine Fragen allerlei Auskunft über seine Landwirthschaft. Er erzählte mir, daß er das Jahr wohl sechzig Schock Sellerie und Meerrettig (die Haupterzeugnisse des Spreewaldes) und eben so viel Fässer Gurken auf den Dresdener und Berliner Markt schicke. Da er sah, daß ich mich dafür interessirte, und durch mein wendisches Radebrechen eine vortheilhafte Meinung von mir bekommen hatte, zeigte er mir, wie die Erzeugnisse seines Bodens verpackt und in die Kähne geladen wurden. Ich mußte ihm auch in die Ställe folgen, um sein Vieh in Augenschein zu nehmen. Ich wußte aus früherer Zeit, daß das Vieh im Spreewald von seiner Geburt an im Stalle gefüttert wird, da das von Kanälen zerschnittene Terrain ein Hinaustreiben unmöglich macht. Ich sah einen Auftritt mit an, wie ein Rind auf seinen ersten Weg in's Freie geführt wurde; es war zugleich sein Todesgang, da es an einen Schlächter in Lübbenau verkauft werden sollte. Zwei Knechte brachten es durch eine Schlinge um seine Füße zum Fallen. Schnell ward es gebunden und mit wuchtigen Armen in den Kahn geworfen. —

Einige Stunden waren vergangen, ohne daß ich

Marien erblicken konnte. Ich mußte an die Rückfahrt nach Leipe denken, damit Kascha und Franz nicht mit dem Mittagessen auf mich zu warten hätten. Ich langte noch zu rechter Zeit im Schulhause an. Franz kam mir entgegen. „Lieber Freund," rief er, „es ist sicher deine Veranstaltung, daß wir fortan unter uns bleiben sollen; aber wird dein Reisegefährte die Sache auch nicht übel nehmen?"

Ich verstand ihn nicht. Er reichte mir einen mit Bleistift geschriebenen Zettel von Victors Hand. Er schrieb in durchaus liebenswürdiger Weise, Franz möge ihm gestatten, daß er für die nächsten Tage sich tiefer im Walde einquartiere, da er dort viel zeichnen wolle. Er bat, dem Boten seine Reisetasche mitzugeben, und versprach recht bald zu kommen, und sich persönlich zu entschuldigen. Ich ließ Franz in diesem Irrthum über den wahren Sachverhalt, und war für's erste froh, daß die Mißhelligkeit in die Form eines guten Einvernehmens gebannt bleiben sollte.

7.

Zarna.

Ich habe jetzt von einer inzwischen vorgefallenen Unterredung zu erzählen, die ich freilich nicht mit angehört, aber später bis in's Kleinste von Victor selbst

erfuhr. Sie gehört nur zu nothwendig in die Verwicklung unserer Abenteuer, und muß hier eine Stelle finden.

Victor war nach dem Gespräch mit mir um das Haus herum gegangen, um Marien aufzusuchen. Er forschte vergeblich nach ihr. Die Kinder wiesen ihn auf das benachbarte Gehöft, und so ging er spähend von Hof zu Hof. Als er eben um eine Ecke bog, trat hinter einer gewaltigen Heumiete Zarna, die Zigeunerin, hervor und winkte ihm geheimnißvoll. Er trat zu ihr.

„Ich weiß, was du suchst," sagte sie in flüsterndem Tone. — „Was geht's dich an?" rief Victor barsch. — „O, mein Söhnchen, vielleicht mehr, als du glaubst! Ich kann dir helfen." — „Ich bedarf deiner Hülfe nicht!" — „Bah, bah! Nur nicht gleich böse! Du denkst, ein hübscher Junge hat an sich selbst genug, um bei einem Mädchen sein Glück zu machen? Ich sage dir, hier richtest du nichts aus, wenn du nicht meinen Rath annimmst. Ich mein' es gut mit dir. Wollte dich gestern Abend schon sprechen im Garten des Schulmeisters, mußte aber davon, weil der traurige Mensch mir in den Weg trat. Hat er dir nichts erzählt?"

„Wer? Ich versteh' dich nicht." — „Nun, der Andere der mit dir ist, und bei mir war. Sagte er nichts?" — „Ich hab' ihn heut noch nicht gesprochen. Aber was willst du von mir?" — „Sag' dir ja, ich will dir hier

verschaffen, was du suchst." — „Was hast du für ein Antheil daran? Laß mich, ich habe nichts mit dir gemein." — „Doch, mein schönes Herrchen, doch! Dein Glück ist mein Vortheil. Und wenn du meinen Rath nicht annimmst, so ziehst du hier mit langer Nase ab. Ich kann dir nützlich sein, ich kann dich aber auch aus dem Hause jagen, daß du das Wiederkommen sein lässest." — „Wie das?" fragte Victor mit wegwerfender Gleichgültigkeit. — „Ho, ich mache da drinnen Wohnung für ein paar Dutzend von meinen lieben glatten Thierchen! So wie du die Schwelle betrittst, hast du sie auf dem Halse."

Diese Aussicht flößte Victor einen Schauder ein. Die Alte merkte es, und lachte vergnügt, aber unhörbar. „Hast dich ja schon von dem kleinen grauen Schlänglein erschrecken lassen!" fuhr Zarna fort. „Wenn du willst, geb' ich dir ein Mittel, daß das Ding crepirt und nie wieder eine Schlange in's Haus kommt." — „Und worin besteht dein Vortheil dabei?" — „Ich kann dir's sagen, denn von dir brauch' ich nichts zu fürchten. Ich habe Macht über die Schlangen, sie gehorchen mir. Wem das gelingt, der ist bestimmt, daß er einen Schatz findet, so groß, so groß! Aber nicht allein den Schatz — doch von dem Andern brauchst du nicht zu wissen. Und meine Zeichen sagen mir, daß ich ihn finden muß, mir ist er bestimmt. Nur ein Hinderniß droht mir noch.

Ich hab' lange gesucht, was es wäre; nun weiß ich's, da drinnen steckt's, in dem Hause. Das Mädchen hat auch Macht über das Gethier! Jetzt spielt sie nur mit Einer Schlange, wer aber das kann, vermag auch mehr herbei zu ziehen. Die Macht muß sie verlieren!"

„Unsinn! Was geht das mich an?" — „Du sollst mir helfen. Ich gebe dir ein Pulver. Davon streust du im ganzen Hause umher —" — „Warum thust du das nicht selbst?" — „Ich darf's nicht, ein anderer muß es thun, wenn's fruchten soll. Im ganzen Hause streust du davon herum, und in des Mädchens Schlafkammer einen Kreis davon um das Bett. So kommt nie wieder eine Schlange hinein. Und damit du dein Werk ausführen könnest, verschaffe ich dir Wohnung hier. —" — „In Koals Hause?" — „Bei dem? Nein, der nimmt dich nicht auf, aber neben an der Hansjürge thut's. Ich kenne seine Großmutter, die muß thun, was ich will, und er hört auf ihre Rede. Mit der werd' ich sprechen. Hernach gehst du zum Hansjürgen und fragst ihn, ob du Quartier bei ihm nehmen könntest. Er wird ja sagen. So bleibst du in der Nähe, und kannst zu jeder Stunde in des Koal Hause sein. Das Uebrige ist deine Sache. Wenn das Mädchen ihre Schlange nicht mehr hat, so brauchst du nichts mehr zu fürchten, und ein schmuckes Herrchen, wie du bist, braucht weiter kein Zaubermittel."

Mit dem lauernden Blicke eines Raubthiers, das, seiner Beute gewiß, sich an den letzten Zuckungen des Opfers weidet, betrachtete Zarna den jungen Mann. Victor empfand ein Grauen vor der Alten, die Unwürdigkeit eines Bündnisses mit ihr schreckte ihn, und dennoch fühlte er sich verlockt und fast gefangen. Plötzlich ermannte er sich. „Weg!“ rief er, „ich mag deine Hülfe nicht!“ Er verließ sie. Sie sah ihm mit dämonischem Blicke nach, als wollte sie ihn zurückbannen, und frohlockte, als er schon nach einigen Schritten stehen blieb. Er sah, wie sie, sich schnell hinter einem Strauch verbergend, mit ausgestrecktem Arme nach einer Richtung wies, und ihm winkte. Langsam kam er heran. Sie ergriff seine Hand, und zog ihn hinter das Gebüsch. „Da!“ rief sie, „da! Entweder sie, oder meine hübschen Schlangen!“

Victor blickte über die Wiese hinweg. Marie stand auf der hohen, leichten Brücke. Sie hatte die Arme auf das Geländer gelehnt, und sah hinab in den Kanal. Er riß sich von der Alten los, aber dennoch hatte die Vermittlerin des Bösen gesiegt. „Es sei!“ rief er. „Verschaff' mir dort die Wohnung.“

„So warte hier auf mich,“ sagte Zarna, „in einer Viertelstunde bin ich wieder da.“

Sie ging mit raschen Schritten weg. Victor warf sich ins Gras neben dem Erlengebüsch. Er war

unwillig auf sich selbst, und fluchte innerlich der Zigeunerin, er lag in heftigem Kampfe mit seinen Wünschen und seinem besseren Gefühl. Er hatte Lust aufzuspringen und die Alte nicht abzuwarten, es zog ihn nach der Brücke hin, wo Marie noch immer unbeweglich stand, und in das tiefe Wasser hinab sah. Eine Weile blieb sie noch unbewegt, dann erhob sie sich. Und während sie von der Brücke herab schritt, schien sie plötzlich einen Gegenstand am Ufer in's Auge zu fassen. Rasch eilte sie hinunter, hob etwas vom Boden auf und steckte es in die Tasche. Dann kehrte sie in's Haus zurück. „Es ist ihre Schlange!" dachte Victor. „Sie glaubt ihre Waffe wieder gefunden zu haben!"

Gleich darauf fühlte er seine Schulter berührt. Er sprang auf, die Alte stand vor ihm. „Es ist in Ordnung," sagte sie. „Ich hab's mit des Hansjürgen Großmutter abgemacht, du brauchst nur dem Manne ein gut Wort zu geben, so räumt er dir eine Stube ein. Was siehst du so finster aus? Frisch und lustig, mein Söhnchen! Es wird Alles gut gehen. Da, nimm das Pulver, und thu' damit, wie ich dir gesagt habe!"

Sie reichte ihm eine hölzerne Büchse. Er zögerte sie anzunehmen, steckte sie aber endlich mit einer Bewegung des Unwillens ein. Zarna beobachtete ihn wohl. „Nimm's gut in acht," sagte sie, „und sei weise! Dann brauchst du keine Schlangen mehr zu fürchten, und hast

dein Schätzchen sicher. Aber ich sage dir, wenn du in acht Tagen das Pulver nicht gestreut hast, so räch' ich mich an dir, und das Mädchen wied nimmermehr dein!"

Die Alte schritt davon, und verschwand im Gebüsch. Victor fühlte sich erleichtert. Er dachte nicht daran, den Hokuspokus mit dem Pulver anzustellen, sondern beschloß, es zu gelegener Stunde in den Kanal zu werfen. Indessen begab er sich auf das benachbarte Gehöft, und erlangte, nach einigem Hin- und Widerreden mit dem Manne, eine Wohnung.

8.

Aus zwei Räthseln ein drittes.

Von diesem Vorgange hatten wir freilich keine Ahnung, als wir Victors Zettel lasen, wohl aber konnte ich mir denken, daß er sich in Mariens Nähe niedergelassen habe. Dieselbe Vermuthung hegte Franz, da mein Gefährte am Morgen auch ihm gegenüber gar kein Hehl aus seinem Interesse für das Mädchen gemacht hatte. Doch sprach Franz sich in keiner Weise darüber aus. Unsere Stimmung blieb inzwischen etwas gedrückt und beeinträchtigt, trotzdem daß wir unter uns waren. Franz schien mich nicht zum Vertrauten machen zu wollen, und ich selbst durfte einen so zarten Punkt

nicht berühren, ehe er mir nicht ein Recht dazu gab. Kascha sah bald mich, bald ihren Sohn mit besorgten Blicken an, und so saßen wir bei Tische, und sprachen von den entlegensten Dingen.

Endlich gegen Abend, als wir im Garten auf und nieder schritten, suchte ich, nach mancherlei Umwegen des Gesprächs, die Sache zu berühren, die uns beiden auf dem Herzen lag. Ich rückte mit der Frage heraus, ob er sich nicht zu verheirathen denke? Er suchte auszuweichen, aber ich hatte meinen Angriff einmal begonnen und wollte ihn fortsetzen. Ich sagte, ich wüßte wohl eine Partie für ihn, und nannte ihm Marien. Er wurde immer befangener.

„Es ist mir überraschend," sagte er, „wie gerade du mir das Mädchen vorschlagen kannst." — „Wie so?" fragte ich.

Er sah mich groß an. „Ernst," begann er nach einer Pause bewegt, „du weißt vielleicht selbst nicht, was du thust." — „Ich weiß es, lieber Freund! Laß uns nicht so lange bei der Einleitung stehen bleiben. Du liebst Marien." — „Das ist vorbei — aber woher willst du es wissen? Glaube mir, es ist vorbei, ich habe Alles aufgegeben." — Und warum? Hast du sichere Beweise, daß deine Neigung nicht erwiedert wird? Oder sind es Zweifel an dem Charakter des Mädchens?" — „Ernst, ich bitte dich, lassen wir dies Gespräch!" —

„Nein, nein! Ich will Gewißheit haben, wie es um dich steht! Es lastet etwas auf deiner Seele, und ich trage kein Bedenken, daß es dieses Verhältniß ist. Sprich dich aus, ich bin dein Freund, und darf Vertrauen verlangen." — „Ich sage dir, es ist aus! Ich liebte sie einst — ich glaubte sie zu lieben bis — bis vor kurzem, jetzt aber darf ich es nicht mehr." — „Du darfst nicht? Franz, du entgehst mir nicht. Fürchtest du Victor? Glaubst du, daß er dir die Neigung Mariens so schnell entwendet habe?"

„Entwendet? Weißt du denn, ob ich sie je besessen? Aber auch wenn das wäre — von ihm droht keine Gefahr. Sie lacht mit ihm, nimmt seine Schmeicheleien hin, wie sie das zu thun pflegt, aber sie liebt ihn nicht." — „Wenn du das weißt, so weißt du auch mehr. Soll ein Freund es nicht erfahren, der dir gern mit Rath und That beistehen möchte?"

Franz schwieg geraume Zeit. Dann ergriff er meine Hand, und sagte: „Ernst, wenn ich mich aussprechen dürfte, wärest du der Erste, dem ich mein ganzes Vertrauen schenkte. Aber das Schicksal will, daß ich es nicht soll. Ein unzeitiges Wort, und ich richte vielleicht eine unselige Verwirrung an. Laß mich daher schweigen! Du bleibst mehrere Wochen bei mir, in dieser Zeit muß sich viel entwickeln. Dir wird, auch ohne daß ich rede, Vieles klar werden. Und endlich wird auch ein Tag

kommen, wo ich dir ein offenes Bekenntniß ablegen darf. Bis dahin, bitte ich dich, ehre mein Schweigen, und laß uns dies Thema vermeiden. Ich muß dir für's Erste jede Erklärung verweigern."

Eine lange Pause folgte diesen Worten, wir schritten wortlos neben einander hin. Franz hatte sich mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen, daß ich nicht weiter in ihn dringen durfte. Aber dennoch konnten mich seine räthselhaften Gründe keineswegs befriedigen. Im Gegentheil, ich war ungehalten, im Stillen verdrießlich über ihn. Da haben wir wieder einmal so ein Gemüth, dachte ich, das sich selbst und Andere quält, aus Rücksichten, die ihm nichts nützen, und die der Andere nicht empfindet, ja, wenn er sie kennte, nicht einmal anerkennen würde! So ein Träumer ist die unglücklichste Natur. Er sieht nie den Gegenständen in's Auge, er blickt geflissentlich darüber hinaus. Anstatt kühn zu wagen, wartet er ab, ob die Sache nicht von selbst an ihn heran käme, und darüber verliert er Hoffnung und Glück.

Ich fühlte in mir selbst ein Theil von diesem Wesen, darum konnte ich es verstehen und beurtheilen. Aber ich hatte es immer zu bekämpfen gesucht, und das Leben war mir behülflich gewesen, mich in eine praktischere Richtung zu leiten.

Es vergingen einige Tage. Victor kam, entschuldigte

sich bei Franz wegen seiner so schnellen Umquartierung, und da ich inzwischen nicht auf der Lindenkaupe gewesen war, so mochte sich seine Furcht vor meiner Nebenbuhlerschaft wohl gelegt haben, und er zeigte sich sehr heiter und liebenswürdig. Indessen war unser Verhältniß doch gestört, und alle drei kamen wir zu keinem Behagen mit einander.

Eines Tages fuhr ich, während Franz seine Nachmittagsschule hielt, allein in den Wald hinein. Ich pflegte ab und zu etwas zu zeichnen — wahrscheinlich betrieb ich dies fleißiger als der Maler — und so suchte ich mir eine entlegene Stelle, an die Franz mich einige Tage vorher geführt hatte. Nach einer Stunde eifriger Geschäftigkeit an meinem Skizzenbuche wollte ich heimkehren. Aber bald lockte mich hier, bald dort ein reizender Durchblick in einen Seitenkanal, und so überließ ich mich meiner Laune, in der Hoffnung, auf einem Umwege wieder nach Leipe zu gelangen, denn die Richtung glaubte ich mir genügend eingeprägt zu haben. Eine solche Kühnheit bleibt jedoch nicht ungestraft in einer Gegend, wo selbst der Eingeborene in den hundert sich kreuzenden Kanälen nicht immer seines Weges sicher ist. Und so sah ich mich denn, nachdem die Dämmerung schon eingebrochen war, noch einmal mit meinem Kahne verirrt. Ich mußte mich auf ein neues unbequemes Abenteuer der Nacht vorbereiten, ich schalt

meine Unbesonnenheit, und vor Allem beunruhigte es mich, Franz und seine Mutter in Sorge um mich zu wissen. Zwar konnte ich meinen Kahn bald aus dem Dickicht des Waldes heraus in's Freie bringen, fand mich nun aber zwischen unabsehbaren Wiesen, nur von leichtem Gebüsch unterbrochen, und in der Richtung, die der Wasserweg nahm, fürchtete ich in eine von meinem Ziel völlig entlegene Gegend zu kommen. Ich schwankte, was zu thun sei, ob ich diesen Arm verfolgen, oder in den Wald zurück steuern sollte? Das Erstere schien mir vorzuziehen. Hier im Freien war es heller, der Abendhimmel lag in grüngoldenem Kristall über mir, und um Mitternacht mußte der Mond kommen.

Während ich dies überlegte, vernahm ich hinter mir Ruderschläge. Ich horchte auf und fuhr langsamer. Da war Hülfe. Eine Frauengestalt bog im Kahne langsam um die Uferwindung. Ich ließ sie heran kommen, um nach dem Wege nach Leipe zu fragen. Aber kaum hatte ich die Lippen geöffnet, als sie erschrocken ausrief: „Herr Ernst! Wie kommen Sie hierher?" — Es war Marie. Sie ließ die Ruderstange fallen, und schien fast das Gleichgewicht zu verlieren.

„Nun, das ist die angenehmste Führerin, die mir werden konnte!" rief ich überrascht. „Hoffentlich kennen Sie den Weg besser als ich." Ich half ihr wieder zu ihrem Ruder, erzählte, wie ich hieher gekommen sei,

und sprach meine Verwunderung aus, sie auf diesem einsamen Wege zu finden.

„O," sagte Marie, „ich hatte nur ein Geschäft drinnen — eine Bestellung. Wir sind gewohnt, Stunden lang umher zu fahren, ohne einem Menschen auf unserem Wege zu begegnen. Auch Sie sind gar sehr in's Weite gerathen, Herr Ernst. Ich will Sie bis zu einem Kreuzwege begleiten, hernach können Sie nicht mehr fehlen."

Marie schien mir in ihrem Wesen befangener als sonst, doch schob ich es auf die Situation, indem sie mit einem fremden Manne bei herein sinkender Nacht dahin fahren mußte. Ich entschuldigte mich, ihre Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen, so sehr sie auch versicherte, daß sie es gern thäte. Aufrecht stehend in unsern Kähnen glitten wir neben einander hin. Ich mußte geraume Zeit die Unterhaltung allein führen, meine Führerin wollte nur wenig dazu beitragen. Aber immerhin ließ sich leicht anknüpfen, denn Marie war kein gewöhnliches Bauermädchen. Durch ihren Bruder, den Pfarrer in Burg, war ihr geistiger Horizont genug erweitert worden, daß sie ein allgemeines Gespräch verfolgen konnte, ohne daß sie jedoch als „gebildet" hätte bezeichnet werden können. Ich verfehlte nicht, sobald es sich schickte, die Unterhaltung auf Franz zu bringen, und sagte viel Gutes über ihn.

„Ja, so ist es auch," nahm sie das Wort. „Es giebt keine böse Zunge, die dem Herrn Lehrer etwas nachzureden wagte. Auch mein Bruder hält große Stücke auf ihn, und sagte noch kürzlich, er schätze ihn so hoch, daß er ihn in seiner Nähe in Burg haben möchte. Da sind die Stellen auch noch besser. Das wäre gewiß auch für Alle gut. Mein Bruder hätte immer einen so klugen und gescheiten Mann um sich, und ich liebe seine Mutter sehr. Sie ist eine so brave Frau, und hat mir schon manches erzählt —"

Marie brach plötzlich ab. „Was hat sie Ihnen erzählt?" fragte ich unbefangen. — „O von der Zeit — da sie in Ihrem Hause war." — „Also kannten Sie mich schon, ehe ich hieher kam?" — „Nein, das nicht. Es ist erst — erst vor ein paar Tagen sprach sie davon." Marie schien verwirrt.

„Es war eine schöne Zeit," sagte ich, „und Franz und ich lebten als glückliche Knaben und Jünglinge." — „Das glaub' ich!" rief sie lebhaft. „Aber ich begreife nicht, wie er hat zurück und in die Einsamkeit gehen können! Was hat er hier? Ach, ich denke mir, wenn man einmal die große Welt draußen gesehen hat, kann man hier bei uns nicht mehr froh werden! Hier ist Alles eng und klein."

„Aber Sie selbst sehnen sich doch nicht von hier weg?" unterbrach ich sie. — „Warum nicht?" rief sie.

„Wenn mein Bruder mir erzählt von der Zeit, wo er studirte, und was er alles erlebte, dann geht mir das Herz auf. Ich möchte hinaus, ich möchte auch etwas erleben! Und wenn ich an seinen Bücherschrank gerathe, und einmal in's Lesen komme, dann wird mir's überall zu eng. Muß es da nicht wunderschön sein, wo all das gedacht und erlebt wird? Was giebt es da zu sehen und zu hören! Es muß ja eine ganze Welt voll Freude und Glück sein! In Berlin möchte ich wohnen, da kann es nur glückliche Menschen geben!"

Dieses Bekenntniß befremdete mich sehr, aber noch mehr der Eifer, in den das Mädchen gerathen war. „Liebe Marie," entgegnete ich, „es giebt auch da tiefe Betrübniß und schwereres Unglück, als Sie sich träumen lassen."

„Ja, ja!" sagte sie nach einer Weile mit bewegter Stimme. „Ich habe davon gehört. Ach, wie beklage ich die arme junge Frau, daß sie so früh aus der Welt gehen mußte!" — „Das ist ein sonderbares Mitleid, Marie! Ist der Zurückbleibende nicht mehr zu beklagen?"

„Ja, mit dem kann man wohl Mitleid haben, aber er lebt doch, er kann wieder glücklich werden. Leben ist Alles! Aber gar nicht mehr sein, wenn man doch gewesen ist, und noch dazu glücklich gewesen bist, nein, das ist schrecklich! Ich möchte nicht jung sterben." —

„Das begreife ich wohl. Doch glauben Sie mir, es giebt Lebenslagen, wo man, trotz aller Jugend, fertig zu sein glaubt mit der Welt, und nur im Tode Ruhe sieht."

„Das soll aber nicht sein!" rief Marie, deren anfängliche Befangenheit einer lebhaften Bewegung gewichen war. „Der Schmerz mag noch so schwer auf dem Menschen lasten, er darf sich doch nicht niederdrücken lassen. Er soll hoffen, wieder glücklich zu werden, und er muß es, denn um glücklich zu sein, ist der Mensch da. So lange man lebt, hat man ein Recht auf so viel Glück, als man ertragen kann."

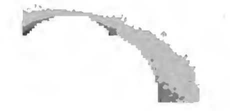
Ich erstaunte. „Aber Marie," sagte ich, „diese Ansicht haben Sie wohl nicht durch Ihren Bruder, den Pfarrer, empfangen." — „O nein!" sprach sie. „Der ist zwar sehr glücklich, redet und predigt aber doch oft genug, daß der Mensch zum Dulden geboren sei. Ich glaub' ihm vieles, aber das nicht. Wozu wäre alles Schöne und Herrliche auf der Welt, wenn man es nicht genießen sollte? Die Welt gehört allen Menschen, und es steht jedem zu, sich sein Theil Glück darin auszusuchen." — „Und was nennen Sie denn Glück?" fragte ich.

Sie zögerte. Endlich sagte sie: „Und was nannte Ihre arme verstorbene junge Frau Glück?" — „O das war nicht viel! Sie lebte nur in ihrer Liebe, die war

ihr Alles. Reichthum und äußeres Behagen, alle Vortheile des Lebens hätte sie hingegeben, wenn das Schicksal es gefordert hätte, und wäre zufrieden mit mir in einer Hütte und bei trockenem Brod gewesen."

„Und das soll wenig sein? Sie hatte ihr Theil Glück in vollem Maße, und es ist schrecklich, daß sie es dahingeben mußte!" — „Nun, um solch ein Glück zu erlangen, braucht man sich nicht in die Ferne zu sehnen. Sie werden doch nicht glauben, daß Sie Ihr Theil nur außerhalb Ihrer heimischen Grenzen erlangen können?" Sie schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie mit bestimmtem Tone: „Ja, das weiß ich ganz gewiß!"

Das sonderbare Mädchen setzte mich in immer größere Verwunderung. War dieser Ausspruch nur das Zeugniß einer kindisch überschwänglichen Phantasie, oder zeigte er an, daß ihr Herz schon gefesselt sei? Mit Rücksicht auf diese letztere Frage brach ich das Gespräch ab, es schien mir unbescheiden, hier weiter dringen zu wollen. Aber das sah ich wohl, mein armer Franz hatte wenig oder nichts zu hoffen. Indessen achtete und schätzte sie ihn, und ich beschloß, wenigstens das Meinige zu thun, ihn in ihren Augen immer höher zu stellen. So brachte ich nach mancherlei Umschweifen die Rede wieder auf ihn. Ich sprach davon, daß auch mich die Einsamkeit, in der er lebe, etwas besorgt mache.



„Er wird immer ernster," fuhr ich fort, „und über seine Jahre hinaus gesetzt und sogar in sich gekehrt. Ich hoffe, es gelingt künftig einmal einer jungen Frau, ihn wieder jugendlich heiter und froh zu machen."

„Das glaub' ich nicht," sagte Marie. — „Und warum nicht?" — „Weil er zu sehr glaubt, das Leben sei ein Jammerthal, und jede Freude kommt ihm vor wie ein Diebstahl, auf den gleich eine Strafe folgen muß. Träfe ihn oder einen Andern ein wahres Unglück, ja, da, glaub' ich, wäre er wie ein Felsen, auf den man bauen könnte. Da würde er sich wie zu Hause vorkommen, wo er Bescheid weiß, und seine Frau würde die beste Stütze an ihm haben. Aber sie müßte dann auch von gleicher Art sein, wie er. Wäre sie das nicht, so würde er all ihren Frohsinn verkennen und ganz allein unglücklich sein. Und vielleicht erführe sie's nicht einmal, wie es um ihn stünde, denn sie mit unglücklich zu machen, dazu ist er auch wieder zu gut. Und so wird er vor lauter Güte niemals etwas vom Leben haben."

Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Dieses Mädchen entwarf mir ein Bild meines Freundes, worin ich, trotz aller Uebertreibung, die Grundzüge doch als nur zu richtig erkennen mußte. Aehnliches hatte ich selbst schon über ihn gedacht. Was mich aber geradezu bestürzt machte, war der Eifer, zu welchem sie sich

gesteigert hatte. Ich konnte gar nicht zweifeln, daß ihr meine Absicht nicht entgangen sei, und daß sie wie zu ihrer eigenen Vertheidigung gesprochen habe. Indessen schien ihre Verlegenheit und die Ueberraschung über sich selbst auch nicht geringer als die meinige.

Ehe ich noch ein Wort hervorbrachte, fuhr sie hastig, aber mit bebender Stimme fort: „Ach Gott! Verzeihen Sie nur, er ist ja Ihr Freund! Wer einen solchen Freund hat — ich will nichts, gar nichts gesagt haben! Hier gehen die Wege auseinander. Da auf dem großen Kanal kommen Sie in ein paar Minuten nach Leipe.“

Ohne ein weiteres Wort des Abschieds wendete sie ihren Kahn, und verschwand im Finstern. Ich rief ihr noch meinen Dank für die Führung und ein: „Gute Nacht, Marie!“ nach, erhielt aber keine Antwort. Die hellen Fenster des Dorfes schimmerten mir schon entgegen. Ich hatte nur kurze Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen, da ich auf meinen Weg acht geben mußte, um mein Fahrzeug zwischen all den angebundenen Nachen vor den Häusern durchzubringen.

Franz und seine Mutter waren allerdings etwas in Sorge um mich gewesen, hatten sich aber schließlich mit dem Gedanken getröstet, ich sei auf der Lindenkaupe geblieben. Den Augen der guten Alten sah ich es jedoch an, daß inzwischen etwas vorgefallen sein müsse, worüber sie mit mir reden wollte. Sobald ich meinen Thee,

den sie mir schnell bereitete, genommen hatte, erklärte ich daher, müde zu sein, um mich auf mein Zimmer zurückziehen zu können. Und in der That brauchte ich nicht zu heucheln, denn ein mehrstündiges Rudern hatte mich etwas erschöpft. Kascha's Plan scheiterte jedoch, denn Franz begleitete mich auf mein Zimmer.

„Das ist für dich angekommen," sagte er, indem er nach dem Tische wies. Dort stand ein schöner großer Blumenstrauß, daneben lag ein kleines gesticktes Notizbuch. Ich griff freudig nach dem letzteren, da es mir schon seit mehreren Tagen fehlte, und ich es für verloren gegeben hatte. Es war die letzte kleine Arbeit, das letzte Geschenk meiner verstorbenen Frau. „Wo habt ihr es wieder gefunden?" fragte ich freudig. — „Die Marie hat es gebracht," sagte Franz; „du wirst es wohl auf der Lindenkaupe verloren haben."

„Die Marie? Sie war hier?" — „Allerdings, gegen Abend, in der Dämmerstunde. Ich saß in meiner Stube, das Fenster stand offen. Da sah ich sie kommen. Sie spähte herein, und da sie mich der Dunkelheit wegen nicht sehen konnte, und sich unbeobachtet glauben mochte, legte sie Strauß und Buch in das offene Fenster. Es war nur ein Augenblick, gleich darauf verschwand sie."

„Franz!" entgegnete ich, „es war d e i n Fenster, in das sie den Strauß legte." — „Es war das einzige o f f e n e." — „Nun, dann mag der Strauß für uns

beide sein!" rief ich so unbefangen als möglich. „Wir wollen ihn in dein Zimmer stellen, hier, wo ich schlafe, würde mich der starke Blumenduft stören."

Franz nahm den Strauß, und sagte mir gute Nacht. Kaum hatte er die Thür seiner Stube geschlossen, als ich leise Tritte und gleich darauf ein Pochen an der meinigen vernahm. Das mußte Kascha sein. Richtig. Behutsam öffnete sie und fragte, ob sie noch eintreten dürfe. „Komm nur, Kascha," sagte ich, „du hast mir dein Herz wieder auszuschütten, also rede!"

Ein rascher Blick nach dem Tische zeigte ihr, daß die Blumen fehlten. „Hat er sie doch mitgenommen?" rief sie mit höchst vergnügtem Gesicht. „Natürlich sind sie für ihn, ich sagte es ihm gleich, aber er wurde ordentlich böse, und stellte sie hier herein."

„Sage mir nur, Kascha, war es denn wirklich die Marie?" — „Versteht sich; ich habe sie ja gesprochen. Aber daß sie schon am Fenster gewesen war, wußte ich nicht. Kurz, ich stehe im Garten bei meinen Bohnen, da sehe ich was vorbeischleichen. Sogleich erkenn' ich auch das Mädchen, und rufe ihr zu: „Marie, wohin so eilig? Bleib doch hier, mein Kind!" Ich ging ihr schnell nach, und da stand sie feuerroth im Gesicht, weil ich sie ertappt hatte. Na, dacht' ich, du willst erst gar nicht fragen, warum sie hier ist, und sagte: „Das ist schön, daß du mich einmal besuchst. Komm in den

Garten, mein Sohn ist nicht zu Hause." Sie machte Umstände, aber endlich kam sie doch, und wir setzten uns da hinten in die versteckte Laube, wo uns niemand sehen oder hören konnte. Sie erzählte von deinem Herrn Victor und sagte, sie könne den Menschen gar nicht ausstehen, worin ich ihr ganz Recht gab. Hernach kam sie auch auf dich zu sprechen, und da mußte ich ihr erzählen, daß es gar kein Ende nahm: von eurem Hause in Berlin, von deiner verstorbenen Frau, und von der Zeit, da der Franz und ich bei euch lebten. Ich erzählte gern davon, und sie hörte zu, wie in der Kirche. Endlich stand sie auf, und ich fragte sie, ob ich den Franz nicht ein bischen von ihr grüßen sollte? Da wurde sie wieder feuerroth, gab mir nur die Hand, und lief davon. Ach, es ist ein gar zu liebes Mädchen!"

„Hast du ihr früher schon öfter von uns und unserem Hause erzählt?" fragte ich. — „Nein, niemals. Es machte sich nicht so, heute zuerst. Aber siehst du, wie ich nachher ins Haus gehe, ist der Franz schon wieder da. „Weißt du, wer eben hier war?" frage ich. „Ja, ich weiß, die Marie," sagte er. „Die Sachen stehen schon drüben bei Ernst." Ich war verwundert. Nun, das Uebrige weißt du. Aber ist es nicht wahr, daß sie den Strauß ganz allein für den Franz gebracht hat?" — „Versteht sich, Mutter Kascha. Laß uns morgen früh weiter darüber reden. Gute Nacht!"

In die wunderlichsten Gedanken versenkt, zog ich den Stift aus meinem Notizbüchlein, und schlug es ohne eine eigentliche Absicht auf. Da fielen meine Augen auf einige Zeilen, von einer fremden Hand geschrieben. Eine zwar nicht sehr gewandte, aber saubere Schrift. Ueberrascht las ich folgende Verse:

Meine Sehnsucht kann nicht schweigen,
Und ich frage Nacht und Tag:
Will sich denn kein Weg mir zeigen,
Wie zu dir ich kommen mag?
Nimm hinweg des Herzens Gram,
Meiner Seele Bräutigam!

Es war eine Strophe aus einem alten, ich glaube Herrnhutischen Gesangbuche. Die Schulkinder sangen das Lied, ich kannte es, es hatte eine wehmüthige, in ihrer Einfachheit ergreifende Melodie. Aber warum standen diese Verse hier? War ihr ursprünglich religiöser Sinn hier weltlich zu verstehen?

Was sollte ich davon denken? Hatte das Marie geschrieben? Ich suchte mir ihr Wesen gegen mich auf der heutigen Fahrt zu vergegenwärtigen, vor allem ihre Ueberraschung, ihren Schreck, ihre Befangenheit, als sie mir so unvermuthet begegnete. Warum hatte sie mir nicht offen gesagt, daß sie in Leipe gewesen, um mir das gefundene Büchlein zu bringen? Mußte ich

nicht annehmen, daß sie, um mir auf dem gewöhnlichen Fahrwasser nicht zu begegnen, jenen bedeutenden Umweg gemacht habe? Und dann ihre räthselhaften Aeußerungen! Und Franzens ebenso räthselhaftes Benehmen! Im Innersten erschrocken sprang ich auf, denn alle Räthsel schienen mir gelöst. Aber die Lösung war mir ebenso räthselhaft und unbegreiflich. Marie liebte mich! Mich — war es denn möglich? Konnte sie so blind sein, daß sie dasselbe Wesen, welches sie in Franz tadelte, in mir nicht zum Theil ebenfalls erkannte?

Ich versank in ein Chaos von widerstreitenden Gedanken. Was sollte ich thun? Es ist ein großes, vielleicht das größte Glück des Lebens, geliebt zu werden. Ich war noch sehr jung, hatte eben erst mein fünfundzwanzigstes Jahr zurück gelegt. Und so gestehe ich, daß sich mitten im Wachen ein Traum über mich senkte, der mir auch das letzte Räthsel in beseeligende Wahrheit auflöst. Ich war wieder glücklich, liebte und wurde geliebt, mein Leben war nicht mehr einsam, es hatte wieder einen Inhalt. Ich führte die Freude in Mariens Gestalt in mein Haus, zu meiner Familie zurück — —

Da riß der trügerische, goldene Nebel meines Traums auseinander, ich sah die Wirklichkeit wieder. Verräther! Pflichtvergessener! tönte es durch meine Brust, und mein Gewissen strafte mich durch das bitterste Schuldbewußtsein.

Eitelkeit nannte ich es, aus so ungenügenden Anzeichen herzuleiten, daß ich geliebt würde. Abscheulich war es, mich in einen Liebestraum einzuwiegen, da ich meines Freundes Liebe zu Marien kannte. Als Abtrünnigkeit und Leichtfertigkeit mußte ich es erkennen, an einen Ersatz des Glückes zu denken, das mir vor kaum einem Jahre mit meinem theuren Weibe gestorben war. Ihr schönes Bild stand plötzlich lebhaft vor meiner Seele, verzeihend und zugleich mächtig genug, um jeden fremden Eindruck wieder zu verwischen. Ich durfte Marien nicht täuschen. Hatte sie wirklich eine Neigung zu mir gefaßt, so mußte ich diese bekämpfen und mich ihr entziehen, damit meine Gegenwart die hereinbrechende Verwirrung nicht noch vergrößere.

9.

Das Fest in Burg.

Am andern Morgen erhob ich mich bei Zeiten, um mit Franz, dessen Schulstunden schon um sieben Uhr begannen, zu sprechen. Er empfing mich gut und freundlich, wie immer. Sobald das Frühstück beendet war, nahm ich ihn unter den Arm und führte ihn in den Garten.

„Es muß klar zwischen uns werden, lieber Freund!“ sagte ich. „Dieses Mißverhältniß, dieses scheue Umgehen

der Dinge, die uns innerlich lebhaft genug beschäftigen, soll aufhören. Du liebst Marien — unterbrich mich nicht! — und erst in der vergangenen Nacht ist es mir aufgegangen, warum du dich vor mir versteckst. Ich bin's, der deinen Hoffnungen auf sie gefährlich zu werden droht, — so wähnst du. Allein ich gebe dir mein Ehrenwort, daß ich Marien nicht liebe, noch auch jemals etwas gethan habe, ihre Neigung zu gewinnen."

„Das glaube ich dir ohne feierliche Versicherung," entgegnete Franz. „Aber du wirst mir nicht so leicht ausreden, daß sie eine ernsthafte Neigung zu dir gefaßt habe." — „Das deutetest du mir schon neulich an, da ich zuerst mit dir über sie sprach. Damals verstand ich dich nicht. Woraus schließest du nun diese Neigung? Du hast mich seit jener Taufe am ersten Tage meines Hierseins nicht mit ihr zusammen gesehen."

„Schon damals, als ich neben ihr, und du uns gegenüber saßest, betraf ihr Gespräch nur dich. Der erste Anblick und Eindruck schien über ihr Herz entschieden zu haben. Ich merkte es aus ihren Worten, ihren Mienen, aus ihrem ganzen Wesen." — „Franz! Sind das alle deine Beweise?"

„Keineswegs. Sie war einige Tage darauf bei ihrem Bruder, dem Pfarrer in Burg, und hat ihm eine so enthusiastische Schilderung von dir entworfen,

daß dieser mir neulich schrieb und es mir zur Pflicht machte, ihm meinen Gast zuzuführen. Sie kannte dich kaum, alles, was sie zu deinen Gunsten sagte, konnte daher nur die Liebe ihr eingeben. Und dazu das gestrige Ereigniß! Ich habe dir noch nicht alles gesagt. Sie drückte einen Kuß auf das Büchlein, ehe sie es neben den Strauß in das Fenster legte."

Franzens Stimme bebte. Es mochte ihn einen schweren Kampf kosten, während er selbst Marien liebte, mir ihre Liebe zu beweisen.

„Nun gut, lieber Freund," entgegnete ich. „Da ich nicht die Absicht habe, das Mädchen zu täuschen, oder mit ihrer Neigung — wenn diese denn doch vorhanden — ein gefährliches Spiel zu treiben, so bleibt mir nichts übrig, als noch heut nach Hause zu reisen."

Franz ergriff meine Hand, und sah mich halb bestürzt an. „Nein, Ernst!" rief er, „du wirst nicht abreisen! Das würde Aufsehen erregen!" — „Könnten nicht ernste Geschäfte mich in Wirklichkeit nach Berlin rufen?" — „Aber noch ist das nicht der Fall, und deine Abreise würde hier nichts ändern. Bleib' wenigstens noch einige Tage. Ich muß dich dem Pfarrer in Burg zuführen. Es wird dich nicht gereuen, du sollst eine vortreffliche Bekanntschaft machen."

Nach mancherlei Hin- und Widerreden ließ ich mich endlich bestimmen, noch ein paar Tage zu bleiben.

Ich beschloß sogar, noch einmal mit Marien zu sprechen. Mit aller Schonung und Milde wollte ich sie überzeugen, daß sie ihr Herz bezwingen müsse, wenn dasselbe wirklich zu meinen Gunsten sprach. Freilich war damit noch nicht viel für Franz gewonnen. Doch hoffte ich ihn durch erneuertes Aussprechen meiner Freundschaft und unbedingten Achtung auch für sie zum Gegenstande eines erhöhten Interesse zu machen. Wagte ich auch nicht gar viel für meinen Freund zu hoffen, so schien es mir doch eine unerläßliche Pflicht, daß ich, der, wenn auch unbewußt, die vielleicht glücklich angesponnenen Fäden in Verwirrung gebracht, nun für ihn einträte, um ein günstiges Resultat noch zu ermöglichen.

Franz war, nach unserem Gespräche am Morgen, den Tag über sichtlich in anderer Stimmung. Er zeigte sich freier und offener, und sprach sich nun ganz unverhüllt gegen mich aus. Er liebte, ja er hoffte noch. Der Besuch in Burg sollte schon Tags darauf, als an einem Sonntage, stattfinden. Franz war zu einer Hochzeit dorthin eingeladen, und ich versprach, ihn zu begleiten.

Das Dorf Burg ist nicht nur das größte des Spreewaldes, es zählt sogar mit zu den größten Dörfern überhaupt. Seine viertausend Einwohner bewohnen mit ihren weitgedehnten Gehöften und Gärten den Flächenraum einer mittleren Provinzialstadt. Daraus ergeben

sich denn mancherlei städtische Erscheinungen. Handwerker verschiedener Art sind unter der zahlreichen Bevölkerung nöthig geworden, und allerhand Bedürfnisse, bei welchen der Bauer sonst die Stadt zu Hülfe nehmen muß, kann das Gewerbe im Dorfe selbst befriedigen. Obwohl zum Spreewalde gehörig, zeigt Burg doch nicht mehr den eigentlichen Waldtypus dieser Gegend. Das Netz von Kanälen hat aufgehört, und nur einige Wasserarme umschlingen oder durchschneiden den großen Bodencomplex von Wiesen und Ackerland.

Wir kamen, da Franz seiner Berufsgeschäfte halber erst Nachmittags hatte aufbrechen können, etwas spät zum Feste. Musik schmetterte uns aus dem Hochzeithause entgegen, man tanzte bereits. Vor der Thür, unter einigen schönen Bäumen, saßen Männer und Frauen bei Kaffee, Wein und Bier. Auch geschmückte, vom Tanze erhitzte Paare suchten das Freie und standen in Gruppen umher. Die Mädchen lachten und jubelten, wenn ausgelassene Burschen einander mit derben Scherzen verfolgten und herum jagten. Als wir uns dem Hause näherten, trat uns aus dem Kreise der älteren Leute der Brautvater zugleich mit dem Pfarrer entgegen. Dieser nahm mich nach der Begrüßung sogleich in Beschlag. Es war ein noch junger Mann, dessen Wesen mir vom ersten Augenblick an sehr wohl gefiel. Er kam mir wie einem alten Bekannten mit Herzlichkeit

entgegen, und auch mir war's, als hätte ich längst mit ihm verkehrt. Die Schranken der Fremdheit und die Formen der Höflichkeit, welche einer neuen Bekanntschaft oft so hinderlich sind, fielen gleich zwischen uns nieder.

Aber kaum hatten wir uns in ein Gespräch eingelassen, als Marie mit glühenden Wangen aus dem Hause stürzte. Hinter ihr her kam Victor, mit dem sie getanzt hatte. Der letztere begrüßte uns lebhaft, ja mit ausgelassener Freude. Marie sprach kaum ein paar Worte. Ihr Wesen war unstet, halb froh, halb verlegen, sie schlug die Augen nieder, wenn die meinigen sie trafen. Der Pfarrer strich ihr die Wangen.

„Marie," sagte er, „jetzt wird eine Weile ausgeruht, du bist erhitzt. Bis ich mit unserem Gast zurückkehre, tanzest du mir keinen Schritt! Nehmen Sie den Wildfang ein wenig in die Schule," wandte er sich scherzend an Franz. „Lesen Sie ihr den Text über ihr leidenschaftliches Tanzen."

Er winkte mir, um mir das Dorf und sein Pfarrhaus zu zeigen. Marie, Franz und Victor blieben vor der Thür sitzen. Wir sprachen auf unserem Gange dies und jenes. Endlich kamen wir auch auf Marien. „Nehmen Sie mein Vertrauen, das fast wie Zudringlichkeit aussieht, von der besten Seite," sagte der Pfarrer. „Mir ist, als dürfte ich über Alles mit Ihnen reden, und sicher sind Sie durch Ihren Freund, den Lehrer,

in manches eingeweiht, das uns allen am Herzen liegt." — Ich versicherte ihn der gleichen Gesinnung, und bekannte, daß mir nichts erwünschter sei, als ein vollkommen freimüthiges Gespräch mit ihm.

„Nun, dann verhehle ich nicht," begann er, „daß mir das Mädchen viel Sorge macht. Sie strebt mit aller Gewalt aus dem beschränkten Kreise heraus, auf den sie doch angewiesen bleibt. Zum Theil liegt das in der nicht günstigen Stellung, die sie einnimmt. Die ältere Schwester hat mit bescheidenem Sinne einen Bauer geheirathet, mich selbst haben die Studien in eine bürgerliche Stellung gebracht. Marie steht zwischen uns, und gehört im Grunde weder dem einen noch dem andern Kreise an. Sie lebt für gewöhnlich in meinem Hause. Da lernt sie denn allerhand städtische Sitten und Gewohnheiten. Sie ist ein hübsches und liebenswürdiges Mädchen, und so wird sie von Freunden und Bekannten, die bei mir vorsprechen, sehr verzogen. Sie ist eitel und hochmüthig geworden. Dazu kommt, daß sie heimlich in meinen Büchern umher gestöbert und manches gelesen hat, was ich ihr verboten haben würde. Endlich noch hat sie das Bewußtsein, ein, nach hiesigen Begriffen, reiches Mädchen zu sein, das sich etwas herausnehmen darf. Sie hat, trotz ihrer Jugend, schon oft Gelegenheit gehabt, sich zu verheirathen. Aber sie spielt mit ihren Freiern, um sie endlich zu verlachen."

Während der Pfarrer so sprach, schlich eine Gestalt um die Ecke eines Hauses. Es war Sardok. Er schien überrascht, uns zu sehen, hinkte dann aber grinsend, und höchst unterwürfig grüßend an uns vorüber.

„Ist der Unglücksmensch auch hier?" sagte der Pfarrer etwas verstimmt. „Sie kennen ihn, ich habe von Ihrem Abenteuer gehört. Werden Sie mir nun glauben, was ich Ihnen erzähle? Auch mit diesem häßlichen Subjekt, das sonst von allen Bewohnern dieser Gegend gemieden wird, hat Marie ein tollkühnes Spiel begonnen. Es belustigte sie, ihn durch thörichte Schmeicheleien zu verhöhnen; vielleicht that sie es auch aus Uebermuth, um dem allgemeinen Widerwillen gegen ihn zu trotzen. Kurz, der Mensch hat ihre spöttische Herausforderung für Ernst genommen, und eine unselige Leidenschaft für sie — ich weiß es — erfüllt ihn jetzt. Sie lacht ihn natürlich aus, aber die Sache ist ihr zugleich sehr unbequem geworden, da er sie überall umschleicht."

Ich verschwieg dem Pfarrer nicht, daß ich dergleichen schon gemerkt hätte, noch ehe ich zu Mariens Bekanntschaft gelangt wäre.

„Und nun ein Wort in der größten Offenheit," fuhr er fort, „das Sie mir verzeihen werden. Sie haben einen Freund mit aus Berlin gebracht, der sich auf der Lindenkaupe neben meinem Schwager Koal eingemiethet hat. Mir sind bereits verdrießliche Gerüchte zu Ohren

gekommen. Es ist nun wohl nicht glaublich, daß der junge Mann entschieden als Freier bei Marien auftrete. Halten Sie es für nöthig, daß ich meine Schwester in mein Haus zurück rufe?"

„Thun Sie es," sagte ich. „Es wird unter allen Umständen gut sein." — „So soll es geschehen. Sie gleich heute hier zu behalten, möchte Aufsehen erregen; doch mag sie es heute noch erfahren, damit sie sich rüste, morgen heim zu kehren."

„Vertrauen um Vertrauen!" begann ich darauf. „Hat mein Freund Franz sich jemals gegen Sie ausgesprochen?" — „Ausgesprochen nicht, doch weiß ich, daß auch er um Marien wirbt, und er ist wohl überzeugt, daß ich nichts lieber sähe, als eine Verbindung zwischen ihm und ihr."

Wir sprachen weiter darüber. Der Pfarrer wollte nicht zweifeln, daß beide, trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen, für einander passend wären, und sprach die Hoffnung aus, Marie werde sich schließlich doch noch für Franz gewinnen lassen. — —

Als wir vor dem Hochzeitshause wieder anlangten, empfing uns eine sonderbare Scene. Wir hörten Victors Stimme. „Da ist unser göttlicher Steuermann!" rief er lachend. „Nur näher, du Adonis, reizendster aller Jünglinge!"

Der Angeredete war Sardok. Er stand in der Nähe

des Tisches, verlegen und doch verschmitzt lächelnd, und drehte seine Mütze in den Händen. Victor nahm ein Glas Wein. „Komm," fuhr er fort, „bringe durch diesen Trunk der Schlangenkönigin deine Huldigung!"

Sardok schlug die Augen auf, und sagte grinsend: „Sie soll's mir selbst geben!" Allgemeines Gelächter folgte. Marie weigerte sich, halb ärgerlich, halb lachend. Da trat Victor vor sie. „Schönste der Königinnen," sagte er, „erfüllen Sie die Bitte jenes armen Knaben!"

Marie nahm das Glas aus seinen Händen, und reichte es mit rascher Bewegung dem Kosacken. Sardok griff hastig darnach, und trank es aus. Seine Augen blitzten von einem unheimlichen Feuer.

„Kannst du uns ein Lied singen?" fragte Victor. Sardok schüttelte den Kopf. — „Aber tanzen? Heda, Sardok, mach' es uns vor, wie man in deiner Heimath tanzt!"

Dieser Vorschlag erregte schallenden Jubel, zumal da der Verhöhnte eine linkische Bewegung machte, die sein Hinken hervortreten ließ. Der Pfarrer und ich traten zu Victor, mit der Bitte, das unpassende Spiel zu beenden. Schon aber hatte bei dem allgemeinen Gelächter Sardoks Gesicht einen veränderten Ausdruck angenommen. Mit wüthenden Blicken schoß er auf Victor zu. Er hielt ihm eine hölzerne Büchse, die er rasch aus der Brusttasche zog, vor's Gesicht, und

flüsterte in halb unterdrücktem Grimm: „Hab's auf-gefischt aus dem Wasser. Alte Zarna mir Alles erzählt! Oh, Sardok jetzt wissen, was thun!"

Schnell versteckte er die Büchse wieder, schlüpfte um die Bäume, und verschwand hinter dem Hause. Ich hatte die Worte des Kosacken gehört, und fragte verwundert, was sie zu bedeuten hätten? Victor aber, obgleich sichtlich verstimmt, lachte gezwungen, und behauptete, den Unsinn selbst nicht zu verstehen. Er forderte Marie zum Tanzen auf, sie aber schlug es ab, und tanzte heute nicht mehr. Er selbst ging bald darauf in's Haus, wo er sich mit andern Tänzerinnen herum drehte.

Da wir bereits an den Aufbruch dachten, forderte der Pfarrer seine Schwester auf, ihn noch einen Augenblick in seine Wohnung zu begleiten. Nicht lange darauf erschien sie wieder, aber mit höher gerötheten Wangen. Wir nahmen Abschied von den Gastgebern. Victor war mitten im Gedränge des Tanzes, wir fühlten keine Verpflichtung, ihn abzurufen, Koal schien sogar daran gelegen zu sein, ohne seine Begleitung nach Hause zu fahren. Wir hatten eine kleine Strecke zu gehen, um zu unsern Kähnen zu gelangen. Ich war mit Marien ein Stück voraus, Franz und Koal folgten.

„Ich habe Ihnen noch zu danken, Marie," begann ich. „Sie ahnten vielleicht, welche Freude Sie mir durch das Zurückbringen des kleinen Buches machten. Und

da Sie mir eine Ueberraschung bereiten wollten, legten Sie es heimlich in das Fenster — nicht wahr? Was Sie hinein geschrieben, soll mir ein werthes Andenken sein."

Marie läugnete nicht, sie ging mit niedergeschlagenen Augen neben mir her. — „Und was denken Sie von mir?" fragte sie gedrückt. — „Ich denke viel Gutes von Ihnen, Marie. Nur glaub' ich, daß Sie ein wenig zu schnell Ihren augenblicklichen Eingebungen folgen. Sie wagen zu viel für ein Mädchen —"

„Das können Sie sagen?" unterbrach sie mich in vorwurfsvollem Tone, ohne die Augen aufzuschlagen. — „Ja, ich, Marie! Sie sind mir werth, darum muß ich aufrichtig gegen Sie sein. Sie sind ungerecht gegen Alles, was Ihre Umgebungen Ihnen bieten, und schätzen es nur, insofern es Ihnen zu leichtem Genuß, oder zum Gegenstande Ihres jugendlichen Uebermuthes dient. Nur das Fremde hat wahren Reiz für Sie, und dadurch wird Ihnen noch manche Gefahr bereitet sein."

„Ich weiß nur Eine Gefahr," sagte sie aufgeregt: „Daß Sie mich hassen." — „Das wird nie geschehen, Marie! Ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihnen und wünsche Ihnen jedes Glück." — Sie schüttelte den Kopf. — „Mißtrauen Sie mir?" fuhr ich fort. — „Nein!" — „Aber —?" — „Ich weiß, daß es kein Glück für mich giebt." — „Wie heftig Sie wieder sind,

Marie! Denken Sie an Ihre eigenen Worte! Der Mensch soll seinen Schmerz bekämpfen und dennoch hoffen, glücklich zu werden. Ein Glück giebt es überall, wenn wir es nur erkennen wollen! Sagten Sie nicht so, oder ähnlich?"

Sie schüttelte von neuem den Kopf: „Das ist nun doch anders!" — Koal und Franz unterbrachen das Gespräch. Wir standen am Ufer, und bestiegen die Kähne. Koal hatte in seinem schmalen Gefährt nur Platz für Marie, Franz ruderte mich. So fuhren wir neben einander hin.

10.

Kämpfe.

Marie verhielt sich schweigend auf der Fahrt. Es war dunkel, ich konnte ihre Gesichtszüge nicht erkennen. Die Finsterniß nahm bald zu, und ein Gewitter schien im Anzuge. Doch zögerte es sich hin, bis wir in die Nähe der Lindenkaupe kamen. Hier fielen die ersten Tropfen, und Koal lud uns ein, den Regen in seinem Hause abzuwarten. Wir gingen hinein. Eine Stunde saßen wir beisammen, Koal hatte sich mit Franz in ein angelegentliches Gespräch über spreewäldische Verhältnisse verwickelt, Marie war nicht im Zimmer. Mir schien die Luft drinnen gar zu schwül und drückend, ich ging

hinaus, um zu sehen, ob wir die Rückfahrt wohl antreten könnten. Der Himmel klärte sich bereits, ich glaubte ein paar Sterne zu erblicken. Um einen größeren Himmelsraum beobachten zu können, ging ich bis auf die hohe Brücke. Mir kam es vor, als schliche jemand hinter mir her, doch nachdem ich mich umgesehen, glaubte ich mich getäuscht zu haben. Das Wetter war in der That vorüber, nur von den Bäumen schüttelte der Wind noch den Regen. Mitten auf der Brücke stehend, betrachtete ich die Sterne, wie sie sich unter mir im Wasser spiegelten. Das leichte Gerüst kam mir heut höher als jemals vor, ich glaubte in eine unendliche Tiefe zu sehen.

Da sprang plötzlich jemand an mich heran, krallte sich wie eine Katze im Rücken an mich fest, und im nächsten Augenblick fühlte ich einen Messerstich in der Schulter. Ein leiser Ruf des Schrecks entfuhr mir, der Angreifer ließ von mir ab, ich aber packte ihn, und rief: „Wer bist du?" Er zuckte zusammen und schrie auf: „Dich nicht, dich nicht, den Andern!" Ich erkannte Sardok. Er wollte sich losreißen, ich aber hielt ihn nur fester umklammert. Es folgten einige Minuten des heftigsten Ringens, dann ein Krach — die Geländerstange der Brücke, an die wir uns gedrängt hatten, war gebrochen, und wir stürzten beide in die Tiefe des Kanals. Einen furchtbaren Schrei vernahm ich noch

aus Sardoks Munde, gleich darauf arbeitete ich mit nur halber Besinnung in dem kalten Elemente umher.

Für einen Erwachsenen war die Gefahr des Ertrinkens hier nicht groß. Gleichwohl machte es der schlammige Boden, die Menge von Sumpfgewächsen, in die der Sturz mich hinein getragen hatte, immerhin schwierig genug, wieder über Wasser zu gelangen. Als ich endlich einen Kahn erreicht hatte, und an diesem dem Ufer zu strebte, hörte ich bereits Stimmen nach mir rufen, und sah Gestalten mit Laternen aus dem Hause eilen. Sardoks Schrei mochte sie herbeigelockt haben. Franz sprang in den Kahn, reichte mir die Hand, und half mir an's Land. — „Suchet nach Sardok!" rief ich. „Er ist mit mir von der Brücke gestürzt!"

Das Erstaunen und der Schreck waren allgemein. Sämmtliche Bewohner der beiden benachbarten Gehöfte rannten durcheinander, und bestürmten mich mit Fragen. „Gieb mir deinen Arm!" flüsterte ich Franz zu. „Sardok hat einen Angriff auf mich gemacht, ich bin verwundet."

Aber noch eine andere Person hatte diese Worte gehört. Marie stieß einen leisen Schrei aus, bückte sich auf meine Hand nieder, und ich fühlte heiße Tropfen über dieselbe rieseln. Schluchzend folgte sie uns.

Ich zog rasch andere Kleider an, die einer von Koals Knechten hergab. Man wollte mich zu Bette bringen,

ich lehnte es ab. Das Wichtigste schien mir die Untersuchung meiner Wunde. Während nach dem Arzt geschickt wurde, legte irgend eine alte Großmutter, ich weiß nicht mehr wessen, mir einen Nothverband an. Dann wurde mir Thee gebracht, und es fanden sich mehr Menschen zur Hülfsleistung, als nöthig waren. Man nöthigte mir eine wollne Decke auf, und in diese eingehüllt, mußte ich mich an's Feuer setzen. „Wie ist's mit dem Sardok?“ fragte ich Koal, der eben in's Zimmer trat. „Habt ihr ihn gefunden?“ — „Ja, der ist todt!“ entgegnete er. „Wahrscheinlich ist er mit dem Kopf auf einen Kahn gefallen, und hat das Genick gebrochen.“

Die Stube hatte sich mit Menschen gefüllt, die neugierig um mich her standen, denn es war nicht geheim geblieben, daß ich von dem Kosacken verwundet worden sei. „Wissen Sie, Herr,“ sagte einer der Anwesenden: „der Stich von dem Hallunken war nicht auf Sie abgesehen. Er hat einem Andern gegolten, den er hier vermuthete.“

Diese Ansicht fand allgemeine Bestätigung. Ich bat die anwesenden Nachbarn, mich allein zu lassen, indem ich erklärte, daß ich mich angegriffen fühlte. In Wahrheit jedoch schmerzte die Wunde nur wenig, und ich hatte die Ueberzeugung, sie würde nicht gefährlich sein. Ja, ich hoffte sogar in einer Stunde mit Franz nach

Leipe zurück zu fahren, um der Familie Koal keine Störung zu bereiten. Der Thee hatte mich erwärmt, ich befand mich in keiner Weise übel.

Indessen lag eine schwere Stimmung auf uns Allen. Das Bewußtsein, einem Mordanfalle mit genauer Noth entgangen zu sein, und der Gedanke an den Todten, der draußen lag, bewegten mich tief. Er hatte, wenn auch nicht mich, doch einen Menschen tödten wollen, und war seiner eigenen Leidenschaft zum Opfer gefallen. Franz fühlte den Ernst dieser Stunde in gleicher Weise. Ich bat ihn, nachzusehen, ob die Belebungsversuche an Sardok sich nicht noch günstig gestalten wollten. Er ging. Draußen war ein Gehen, Kommen und Reden, Alles, was am Sonntag Abend an der Lindenkaupe vorüber fuhr, stieg aus, um das Schreckliche zu besprechen. Einer nach dem andern von den Hausgenossen verließ das Zimmer, und so glaubte ich endlich allein zu sein. Da vernahm ich aus einer dunkeln Ecke ein halb ersticktes Schluchzen. Ich wendete mich um, und fragte, wer da sei. Marie wankte herbei, und sank zu meinen Füßen nieder.

„Ich bin an Allem Schuld!“ stammelte sie unter heißen Thränen. „Um meinetwillen wollte er Sie morden! Gott — Gott! Ich hab's verbrochen, und möchte sterben vor Scham und Schmerz!“

Ich bat sie, aufzustehen und ruhig zu sein, aber

vergebens. Sie sank mit dem Kopf an mein Knie, und schien aufgelöst in Thränen. Da wurde die Thür aufgerissen, und Victor trat hastig ein. „Ernst!“ rief er, „was ist geschehen? Sie sind verwundet!“

Plötzlich fuhr Marie auf, und stellte sich mit zornflammenden Augen zwischen uns. „Weg mit dir!“ rief sie Victor entgegen. „Um deinetwillen, Schändlicher, ist das Unglück geschehen! Dir hatte der Mörder den Streich zugedacht, diesen besten Menschen hat er getroffen!“ Victor bebte zurück, und sank vor Schreck und Erstaunen auf einen Schemel.

„Du wirst wissen, warum der Bösewicht dich haßte!“ fuhr sie in höchster Aufregung fort. „Und auch ich weiß genug. Ich hab's mit angesehen, wie du dich hinter die Zigeunerin stecktest! Auf der Brücke stand ich und sah über die Wiese, wie ihr euch bespracht. O, es mußte etwas Schmachvolles sein! Von dem Augenblick haßte ich dich, und wenn ich auch lachte, ich hoffte deine Schande noch vor Aller Augen an den Tag zu bringen. Ja, ich hasse dich noch, und wenn ich wüßte, daß meine Schlange giftig wäre, ich wollte sie dir entgegen werfen, daß sie dich in dein falsches Herz stäche!“

„Marie!“ unterbrach ich sie, „Fassung! Sie sind außer sich!“ — Aber das leidenschaftliche Mädchen warf sich von neuem neben mich auf die Kniee, und rief:

„Nein! ich will mich nicht fassen! Ich will's einmal von der Seele herunter haben, was mich wie ein Alp drückt! Alle hab' ich verlacht und verspottet! Um deinetwillen muß ich's nun büßen! Dich lieb' ich, von der ersten Stunde an, als ich dich gesehen, und nun muß ich sterben vor Herzeleid, weil du mich verachtest! Zertritt mich, verfluche mich, denn ich verdien' es!"

Ich sprang auf und hob sie vom Boden, denn jeden Augenblick konnte die Thür sich öffnen, und dem Auftritt einen neuen Zuschauer zuführen. „Marie," sagte ich so mild als möglich, „Sie sollen mir theuer sein, wie eine Schwester, Sie sollen den besten Freund an mir haben! Nur bezwingen Sie jetzt diese unbändige Leidenschaft!"

Sie lag weinend an meiner Brust, und schlang die Arme um meinen Nacken. Ich ließ sie einen Augenblick gewähren, und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Inzwischen bemerkte ich, wie Victor, der Marien mit immer wachsendem Erstaunen zugehört hatte, sich plötzlich erhob, die Thür leise verriegelte, und sich, abgewandt von uns, an's Feuer stellte. Ich drängte Marie leise von mir weg und ließ die Erschöpfte niedersitzen. „Wenn Sie mich nicht betrüben wollen," sagte ich, „so gebieten Sie jetzt Ihrem Schmerz. Wir sprechen uns wieder!" Dann schob ich den Riegel von der Thür und trat zu Victor. Ich sah in sein Gesicht, es war leichenblaß.

Er ergriff meine Hand. — „Ernst!“ sagte er, „wenn Sie in mein Herz sehen könnten! Es ist an Einer Scene leidenschaftlicher Reue genug — aber, bei Gott, ich möchte zu Ihren Füßen stürzen, und weinen, wie jenes Mädchen!“

Ich bat ihn, ruhig zu sein, und nöthigte ihn auf den Stuhl neben mich. „Fürchten Sie nichts mehr von mir!“ fuhr er im Tone tiefster Zerknirschung fort. „Die Ereignisse dieser Stunde lasten so furchtbar auf mir, daß sie mein ganzes Wesen vernichten. Aber sie bannen mich auch für immer in Ihre Nähe, selbst wenn ich Ihre Achtung niemals wieder gewinnen könnte. Was Sie heut um meinetwillen erduldet haben, ist für mich eine Schuld, die nur ein ganzes Leben voll Ergebenheit abtragen kann.“

Franz trat in's Zimmer und bestätigte die Nachricht von Sardoks Tode. Auch die übrigen Hausgenossen sammelten sich wieder. Es wurde berathschlagt, wo ich zu Nacht bleiben sollte. Victor schlug mir seine Stube im Nachbarhause vor. Ich erklärte indessen mit Entschiedenheit, nach Leipe zurückfahren zu wollen. So wurde denn dem Wundarzt ein Bote entgegen geschickt, um seinen Weg eben dahin zu lenken. Ich reichte zum Abschied Allen die Hand. Marie drückte sie an die Lippen und eilte davon. Victor ließ es sich nicht nehmen, mich nach Leipe zu begleiten, und so, in einem größeren

Kahne, in Decken, Mäntel und Kissen, mehr als mir nöthig schien, verpackt, fuhr ich mit ihm und Franz ab.

Ueber Kaschas Bestürzung bei unserer Ankunft will ich schweigen. Ich war denn doch erschöpfter, als ich es wahr haben wollte, und lag bereits in einem heftigen Fieber, als der Arzt um Mitternacht eintraf. Er erklärte die Wunde für ganz ungefährlich, sagte mir aber noch ein paar starke Fiebertage voraus. Diese ließen auch nicht auf sich warten. Victor war nicht von meiner Seite zu bringen; er ging ganz in meiner Pflege auf, ja es trat darin förmlich eine Eifersucht zwischen ihm und Kascha ein. Gegen Franz sprach er sich in diesen Tagen ebenfalls aus, und beide waren bald verständigt. An Besuchen und Anfragen wegen meiner fehlte es nicht, denn der Fall hatte in der ganzen Gegend Aufsehen gemacht. Doch wurde nur der Pfarrer aus Burg vorgelassen. Er erzählte mir, daß Marie wieder in seinem Hause sei. Daß er eine neue Entdeckung über ihre Gemüthsstimmung gemacht habe, entnahm ich seinem Gespräch wohl, indessen ließen wir einen so zarten Punkt unberührt. — Ferner hörte ich, daß man schon am Morgen nach meinem Unfall eine Untersuchung in der schwarzen Raupe angestellt habe; aber die Zigeunerin war verschwunden. Sie ist, so viel ich weiß, in jener Gegend nicht mehr gesehen worden.

Nach einigen Tagen fühlte ich mich wieder kräftig.

Da kam ein Brief von meiner Stiefmutter an. Er brachte betrübende Nachricht. Ein Schlaganfall hatte meinen Vater betroffen, ich wurde schleunigst zurückgerufen. Da war nicht zu zögern. Ich nahm Abschied von Franz und Kascha. Schon nach einer Stunde fuhr ich, von Victor begleitet, nach Lübbenau, um zu Nacht mit der Post nach Berlin zurückzukehren.

11.

Schluß.

Ich kann an jene Zeit nicht zurück denken, ohne daß eine tiefe Wehmuth mich ergreift. Seit dem Tode meiner Gattin schienen schmerzliche Ereignisse auf lange bei mir heimisch werden zu wollen. Marien bin ich nicht wieder begegnet. In Thränen sah ich sie in jener Nacht entfliehen, und so ist ihr Bild vor meinen Augen geblieben über ein halbes Menschenalter hinaus. Doch ich will versuchen, das, was Jahr um Jahr brachte, in gedrängter Erzählung zusammen zu fassen.

Als ich damals nach Berlin zurückkehrte, kam ich nur noch zurecht, meinen Vater in meinen Armen sterben zu sehen. Ich hatte von nun an keine Zeit mehr, meinem Hange, wie bisher, nachzuleben. Eine weit verzweigte Geschäftsthätigkeit, in die ich mich erst hinein arbeiten mußte, nahm alle meine geistigen und physischen

Kräfte in Anspruch. Das Leben forderte jetzt eine strenge, geregelte Arbeit von mir, und sie war mir willkommen, ja sie war mir Bedürfniß.

Oft zwar, sehr oft dachte ich an Marien. Ein tiefes Mitleid erfüllte mich und ein schmerzliches Gefühl, ihr das nicht erwiedern zu können, was ihr Herz mir entgegen gebracht hatte. Denn jetzt, da ich mich wieder in den alten Räumen meines Hauses befand, wachte die Erinnerung an mein geliebtes Weib um so mächtiger wieder in mir auf, sprach mir aus den Augen meines Knaben, aus Allem, was mich umgab, und wollte keinem andern Bilde eine gleiche Berechtigung gestatten. Doch glaubte ich nicht, so ohne versöhnenden Abschied von Marien scheiden zu dürfen. Ich schrieb ihr, was man unter solchen Umständen schreiben kann, wovon ich aber doch hoffte, daß es sie beruhigen werde, Trost, Worte der Freundschaft und Versicherungen des herzlichsten Antheils. Eine Antwort erhielt ich niemals.

So verging ein Jahr, da kam mir eine Nachricht, die ich als Antwort auf meinen Brief betrachten konnte. Franz schrieb mir, daß Marie sich entschlossen habe, seine Frau zu werden. Ich war sehr erfreut darüber, aber der Einladung zu seiner Hochzeit, die bald darauf stattfand, mochte ich doch nicht nachkommen.

Marie hatte als Frau nicht mehr jenes ungestüm übermüthige Wesen, worin sie sich als Mädchen ge-

fallen. Ein erschütterndes Ereigniß war durch ihr Leben gegangen, sie hatte erfahren müssen, daß der Mensch sein Glück nicht mit Gewalt an sich reißen könne. Sie fühlte sich nicht unglücklich an Franzens Seite, aber ob sie das Glück, welches ihr anstatt des ersehnten zu Theil geworden, richtig zu schätzen verstand, darüber hab' ich nie etwas erfahren. Sie lebten die kurze Zeit, die sie verbunden waren, still und ruhig mit einander; die Menschen konnten sie für glückliche Gatten halten.

Ich sage die kurze Zeit — denn nur ein Jahr war ihnen beschieden. Marie ward Mutter eines Töchterchens und starb bei der Geburt desselben. Kurz vor ihrem Tode, den sie voraus gesagt haben soll, rief sie Franz zu sich, küßte ihn zärtlicher als jemals, und sagte, sie wisse erst jetzt, daß sie den edelsten und besten Mann gehabt habe.

So war sie denn dahin gegangen, die schöne Schlangenkönigin, sie, die sich mit allen Fibern an das Leben geklammert hatte! Ihr Tod ergriff mich tief. Aber auch Victor fühlte sich von dieser Nachricht schmerzlich betroffen, denn seine Neigung zu ihr war nicht an der Oberfläche seines Wesens vorüber gegangen. Von ihm sei hier gesagt, daß auch er eine ernste Wandlung durchlebte. Er nahm fortan das Leben ernster, ja wir wurden in der Folge Freunde im besten Sinne.

In eine kurze Spanne Zeit hatte sich die traurige

Geschichte der Schlangenkönigin zusammen gedrängt. Aber die Geschichte hat ein um so froheres Nachspiel. Es ist lang, ich will es um so kürzer erzählen.

Im Sommer nach Mariens Tode reiste ich zum erstenmal wieder nach dem Spreewalde. Franz war noch stiller und in sich zurück gezogener geworden, doch herrschte die alte Herzlichkeit zwischen uns. Von nun an reiste ich in jedem Jahr auf einige Zeit, und wenn ich mir auch nur ein paar Tage abmüßigen konnte, zu ihm, und so wurde auch meine Bekanntschaft mit dem Pfarrer in Burg zu einem immer freundschaftlicheren Verhältniß. Auch meinen Sohn nahm ich mit der Zeit zu diesen Ausflügen mit.

Er war etwa acht Jahre alt, als ich einen Entschluß faßte, der in seinen Folgen segensreich für uns Alle werden sollte. Die Verwöhnung, in welcher der Knabe als einziger Sohn des Hauses lebte, und die vorzüglich von der übertriebenen Nachsicht und Zärtlichkeit meiner Stiefmutter ausging, erschien mir mit der Zeit eben so unerträglich als gefährlich. Und so beschloß ich, ihn dem Pfarrer für einige Zeit zur Erziehung zu übergeben.

Sechs Jahre lang blieb mein Sohn im Pfarrhause zu Burg, gedieh an Körper und Geist auf's Beste, und so wurde das Dorf und der Spreewald zu seiner zweiten Heimath, an der er mit der größten Liebe hing. Auch

als ich ihn später zu mir zurück nahm, zugleich mit den ältesten Söhnen des Pfarrers, die fortan in meinem Hause blieben, um sich zur Universität vorzubereiten, behielt er diese Anhänglichkeit, zumal sie von seinen Schulfreunden getheilt wurde. Ja sie wuchs nur mit der Zeit, so daß alle seine Ferienreisen, in den Schülerjahren und noch in der Studentenzeit nach diesem einen Ziele hingingen.

Er war zwanzig und etliche Jahre alt geworden, hatte seine Studien vollendet, und rüstete sich, da er Naturforscher werden wollte, zu einer großen Reise zu wissenschaftlichen Zwecken. Aber es stand bei ihm fest, daß er vorher einen Ausflug nach dem Spreewalde machen müsse. Ich hatte längst gemerkt, daß von dorther noch ein ganz besonderer Magnet auf ihn wirke, eine Beobachtung, die mich mit stiller Freude erfüllte. Es war vielleicht für eine Reihe von Jahren der letzte Besuch meines Sohnes in Burg, er bat und drang daher in mich, ihn zu begleiten. Das war mir freilich nicht möglich, doch versprach ich, wenn es anginge, nachzukommen und die Freunde dort wenigstens einen Tag über zu sehen. So fuhr er denn allein ab, trotz einer Februarkälte, die jeden Ausflug auf's Land unmöglich zu machen schien. Vierzehn Tage darauf konnte ich mich auf kurze Zeit von meinen Geschäften losmachen, und folgte ihm.

Ueber allen Wiesen, Kanälen und Wasserarmen des Spreewaldes lag eine gleichmäßige, spiegelblanke Eisdecke. Da bedurfte es, um von Ort zu Ort zu kommen, keines Stunden langen Umweges mehr. Anstatt des Kahns waren Pikschlitten und Eisschuh zum Verkehrsmittel der ganzen Gegend geworden. Quer über die Fläche weg, durch gelichteten Wald, an Kaupen vor über, fliegt der geflügelte Fuß, und sein Ziel, das der Sommer ihm drei Stunden weit verrückt, ist in einer halben erreicht.

Ich nahm in Lübbenau einen Stuhlschlitten nebst Führer, der mich zuerst nach Leipe bringen sollte. Nur eine kurze Strecke waren wir gefahren, als ich eine Schaar Schlittschuhläufer in der Entfernung erblickte. Sie waren in die Wintertracht der spreewäldischen Bauern gekleidet: weite Beinkleider und Röcke von weißer Leinwand, mit Wolle gefüttert, Pelzmützen von Fischotter, und hohe Stiefeln bis über die Kniee.

Bald unterschied ich unter dieser immerhin malerischen Tracht bekannte Gestalten. Dem Zuge voran sauste ein frischer Bursche mit gerötheten Wangen und flatterndem Haar. Er schob einen Schlitten vor sich her, in dem ein Mädchen saß, das reizendste Geschöpf, das man sehen konnte, blond, blauäugig, die Bescheidenheit und Anmuth selbst. Doch trug sie städtische Kleider und war in ihr Mäntelchen gut eingehüllt. Ich kannte sie

seit lange, und kurz — es war Franzens Tochter, wie ihre Mutter, Marie genannt. Ihr Führer war mein Sohn Georg, das Gefolge bestand aus den Söhnen und Töchtern des Pfarrers und einigen Gespielen der Kinder.

Ein lautes, jauchzendes Hurrah des Willkommens erscholl, als sie sich mir näherten; alle kannten mich von Alters her. Georg brachte mit kunstgerechter Schwenkung den Schlitten seiner Dame neben den meinigen, und das schöne Mädchen umarmte in unbefangener Kindlichkeit ihren „Onkel," wie sie mich nannte. Georgs Augen leuchteten, als er sie mir brachte, er schien seinen Vater um den Kuß zu beneiden.

„Onkel Franz ist in Burg bei dem Vater," rief einer von den Söhnen des Pfarrers, „wir brauchen nicht mehr nach Leipe zu fahren." Der Sprecher ließ es sich nicht nehmen, meinen Schlitten, anstatt des Führers, zu schieben, und fort ging es über die Eisebene, unter Geschrei, Necken, Jubel und Lachen.

Es folgte ein glücklicher Tag im Pfarrhause. Jugend und Frohsinn waren in Fülle beisammen, und rißen die Alten unwiderstehlich mit fort. Zwischen Georg und der kleinen Marie war ein Necken, Flüstern und Lachen ohn' Ende. Jetzt ein heftiger Zank, ein Schmollen, dann wieder zarteste Rücksicht und jungfräuliche Verschämtheit, und von neuem lächerlicher und lachender

Zwist und Umherjagen, daß die Kleine vor dem unbändigen Jungen entfloh, und sich hinter ihren alten Onkel rettete. Sie waren als Kinder gleich Geschwistern zusammen aufgewachsen, selbst ihre junge Liebe wollte sich noch kindisch austoben. Denn daß sie einander liebten, darüber waren die Väter längst einig und sahen in ihrer Vereinigung die schönste Versöhnung alter schmerzlicher Erinnerungen. — Und alle Hoffnungen wurden erfüllt. Noch vergingen einige Jahre, dann aber führte Georg Marien zum Altare, und wir waren Alle Ein Haus und Eine Familie.





